

# Die Grenze am Strom



Hans Friedrich

# Die Grenze am Strom

Roman aus deutscher Vergangenheit

---

Im Vieweg-Verlag

**Einband und Umschlag Ernst Böhm, Berlin**  
**Alle Rechte vorbehalten**

ISBN 978-3-322-98343-5      ISBN 978-3-322-99078-5 (eBook)  
DOI 10.1007/978-3-322-99078-5

**Copyright 1941 by Friedr Vieweg & Sohn, Braunschweig**  
Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1941

Alte Tage bracht' ich zum Erflingen,  
doch ihr werdet selbst im Bild euch sehn.  
Ein schwanke Brücke will ich schwingen,  
ragend über Werden und Vergehn.

Leben ist die allerlängste Reise,  
nicht nur von der Wiege bis ans Grab.  
Darum merkt auf meines Liedes Weise!  
Zu den Ahnen führt es euch hinab.

Weil ihr junges Glück und hartes Streiten  
Wellen auch in unserm Blute schlägt,  
winkt uns Heimat aus Jahrtausendweiten.  
folget mir getrost — die Brücke trägt!



Breit dehnt sich der Elbstrom auf seinem geraden Wege nach Norden. Altwasser legen einen dunklen Sumpfgürtel um Flußaue und Wiesen. In den flachen Buchten rauscht mannhoch das Köhricht. Ohne Anfang und Ende überwölbt der Himmel das ebene Land, das sich selten zu einem Hügel erhebt, kaum höher als die Grabstätten früher Geschlechter oder ein Römerwall.

Die trägen, nach schweren Regengüssen oft braungelben Fluten trennen nicht nur zwei Ufer, sondern zwei Welten, so ähnlich die Natur den Boden selber gestaltet hat. Die gleichen sauren Wiesen verschwenden sonnentrunken ihr buntes Blumenglück, und die großen Wälder, meist noch ungerodete Wildnis, die eigentlichen Herren des Landes, suchen jeden freien Fleck mit wucherndem Grün zu ersticken.

Am linken Ufer wohnen niedersächsische Bauern, die äußersten Vorposten ihres Stammes. Wie nach der Völkerwanderung die Hundertschaften den einzelnen Sippen ihren Platz zugeteilt haben, so sitzen diese noch in ihren Höfen, die Haus und Stall unter steilen Schindel- oder Binsendächern vereinen. Feste, hohe Flechtwerkzäune trennen sie wehrhaft von draußen. Wo an einer Straße etliche Höfe näher zusammenstehen, führen die Zäune von einem zum anderen, nur durch gut verschließbare Tore unterbrochen. So sichert man sein

Eigentum sorgsam gegen herumstreunendes Menschengesindel und Raubzeug.

Aus bitteren Erfahrungen hat man gelernt, keine Vorsicht außer acht zu lassen, denn jenseits der Elbe siedelt das wendische Volk der Wilzen. Ihre niederen, rohrgedeckten Lehmhütten rücken bis dicht an den Fluß. Hier und da stehen sie sogar auf Pfahlrosten, weil sie sonst im Schlamm und Schlick versinken würden. Die leidenschaftlichen Fischer aber wollen unmittelbar am Wasser wohnen, wollen mißtrauisch und eifersüchtig ihr Jagdgebiet immer im Auge behalten.

Mit Brand und Mord haben sie viele Jahre lang den deutschen Gau am linken Ufer furchtbar verheert. Nun scheint endlich nach Unterwerfung der Wilzen ein dauerhafter Friede geschlossen. Schon während der letzten Feldzüge hat kein Feind mehr den Fluß überschritten. Kaiser Karls starke Macht ist selbst hier zu spüren. Seitdem ihn das Abendland als seinen unbestrittenen Herrn erkennt, geht ein Aufatmen durch die schwergeprüfte Grenzmark des Reiches, das am Elbstrom endet.

Im Schutz von Wall und Graben erblüht zu dieser Zeit eine Tagesreise nach Süden flußaufwärts langsam aus bescheidener Knospe die Stadt Magadaburg. Mit runden Bögen und niederem Turm ist hier vor kurzem über dem zerstörten altsächsischen Heiligtum der Freya eine Kirche Johannes' des Täufers emporgewachsen.

Wie eine Festung im eroberten Land steht diese erste steinerne Kirche der jungen Stadt

aus. Ein Bollwerk des neuen Glaubens soll sie auch sein, nicht nur gegen die größtentheils noch heidnischen Wenden, sondern ebensosehr gegen die vertriebenen Germanengötter, denn ihnen gehören trotz Verfolgung und Sehne noch immer treue Herzen.

Mag auch Friede zwischen den Sachsen und dem Kaiser herrschen, die Seelen leiden schwer unter Zwiespalt. Die Menschen auf den kleinen Höfen und Ländern sind beständigen Gemütes. Zwanzig Jahre reichen nicht hin, um zu vergessen, was man angebetet hat. Noch klingt in Sturm und Donner die Stimme alter Götter, der neue Christengott aber spricht nur durch den Mund seiner Priester. Er verkündet sich nicht, die Sachsen erleben ihn nicht. Selbst eines mächtigen Kaisers Zwang und Vorbild schaffen keinen Glauben; der muß aus anderem Samenfort sprießen.

Reich an Widerspruch ist diese junge, gärende Zeit, und viele der Besten, der Wertvollsten bahnen sich nur unter harten Kämpfen einen Weg in die Zukunft.

Man schreibt das Jahr 813, von dem die Chronisten melden, der alternde Kaiser Karl habe seinen letzten Sohn Ludwig auf dem Reichstag in Aachen mit eigenen Händen zum König gekrönt.

\* \* \*

Der März morgen ist so jung wie der Frühling selber. Trotzdem durchschneidet schon eine Säure den bräunlichen Gisch der Elbwellen. Diese stoßen und zerren sie grob hin und her.

Der tauende Schnee der Thüringer Berge macht sie übermütig, außerdem haben ihnen ein paar Regentage von allen Seiten plätschernden Zuwachs verschafft. Da kann man also drängen, stemmen, springen und schäumen.

Das ungefüge Fahrzeug liegt tief im Strom. Hoch türmt sich die Fracht. Salz aus Halle ist von Magadaburg gekommen und wandert nun hinüber ins Wendenreich. Am anderen Ufer wartet schon ein hochrädiger Karren, mit zwei Säulen bespannt und von ein paar Reisigen schützend umstanden.

Der Kaufmann befindet sich inzwischen noch auf der Fähre. Voll wacher Sorge, daß von der kostbaren Ware nichts unredlich beiseite geschafft oder durch Nässe verdorben werde, hat er das Einladen geleitet. Je mehr er nach drüben befördert, um so größer wird die Zahl der Marder- und Otterfelle sein, die er zurückbringt. Sie sind Winterbeute und deshalb dicht im Saar. Dafür zahlen Städter und Bauern gute Preise.

Wie seine Reisigen trägt auch der Kaufmann Waffen. Die eng anliegende Haube schützt ihn fast wie ein Helm. Bei so unzuverlässigen Handelsfreunden muß man immer eines Überfalls gewärtig sein.

Vornehm sieht der Kaufmann nicht aus. Ein Fremder ist er, ein Lombarde. Der Schnitt seines Gesichtes und der auf beiden Schultern getragene, halbkreisförmige Rückenmantel verraten es. Die kunstvolle Agraffe, die an der Brust ihn hält, stammt aus einer italienischen Werkstatt.

Die Deutschen treiben wenig Handel. Sie sind zu schwerfällig dafür und betrachten ihn nicht als ehrliches Gewerbe. Auch hat ihnen der Kaiser verboten, über die Grenze zu gehen und im fremden Lande zu tauschen, damit Streitigkeiten vermieden werden. Den Lombarden, Friesen, Byzantinern und Juden aber hat er große Handelsfreiheiten gewährt. Darum lockt der Reiz des Gewinnes Wagemutige trotz der beschwerlichen Wege bis in die unsichersten Gegenden.

Ein Abenteuerer, der rasch entschlossen zupackt, wo sich eine Gelegenheit bietet, ist auch dieser Lombarde. Wenn es not tut, wird er sicher nicht besser als ein verschlagener Strauchdieb handeln und mit Gewalt sich nehmen, was man ihm nicht gutwillig überläßt. Nur so einer kommt mit den Wenden zurecht, die selber abgefesimte und rücksichtslose Händler sind.

Der Fährmann hilft beim Ein- und Ausladen seines Schiffes und des Karrens. Nur ein mageres Säcklein Salz möchte der Lombarde ihm dafür aufschwätzen, aber mit solchem Lohn gibt der Serge sich nicht zufrieden. Salz kauft man wohlfeil in Magadaburg. Einen Silberdenar verlangt er, die hammergeprägte Münze mit dem Namen Kaiser Karls.

Bargeld ist selten, besonders so weit entfernt von der Königspfalz, und man kann viel dafür kaufen. Erst nach langem Feilschen zieht deshalb der Kaufmann den Lederbeutel.

Der Sachse läßt sich nichts abhandeln. Er ist kein Leibeigener, sondern ein freier Zinsmann mit hartem Rückgrat. Da verpuffen

Serrischtun und Hochfahrenheit. An so viel fühler Ruhe erlahmen alle raschen Gebärden. Die Wortkargheit bringt den südlichen Redeschwall von selber zum Schweigen.

Einen Augenblick überlegt der Lombarde, ob er dem Fergen nicht eine mindere Münze in die schwielige Hand drücken könne, doch er unterläßt es lieber. Er spart damit Zeit, denn die blauen Augen prüfen das Geld so genau, daß kein Betrug möglich ist.

Als der Kaufmann, unwirsch über den Mißerfolg seines Feilschens, Abschied genommen und der Karren sich in Gang gesetzt hat, tritt auch der Sährmann die Rückfahrt an. Es wäre zwecklos, etwa hier zu warten, bis einer kommt, der übersetzen will. Dies ist kein häufig benutzter Reifweg. Trotz des Friedens trennt der Strom noch immer zwei Welten.

Hoch aufgerichtet und breitschultrig steht der junge Sachse am Ruder. Die Lederhose läßt seine Knie frei. Der Ausschnitt des kurzen Rockes gibt dem kräftigen Nacken Raum.

Der Ferge trägt keine Kappe. Sein Haar, das heller als Kornähren ist und bis zum Halsansatz niederwallt, weht im frischen Morgenwind. ‚Weißhaupt‘ nennen ihn wegen dieses Saares die Wenden.

Der scharfe Blick seiner blauen Augen prüft achtsam Wirbel und Untiefen des Flusses. Die schwere Stange scheint ein Spielzeug in seiner Hand. Die langschäftigen Stiefel geben ihm einen festen Halt.

Wie er so steht, ragend zwischen der stets bewegten Wasserfläche und der hohen, allezeit in

Ruhe festen Himmelskuppel, ist ihm am allerwohlsten. Eine ungeheure Kraft durchströmt ihn. Er weiß nicht, ob sie aus dem drängenden Strom emporsteigt oder ob sie ihm der feuchte Märzwind zuträgt, der mit dem welken Schilf des Vorjahres raunt . . .

Von Magadaburg wird jeden Monat ein Benediktinermönch hierher entsandt, um Gottesdienst zu halten. Einer von ihnen hat den Sährmann Christopherus getauft.

Die Ältern haben ihn bis zu seinem zwölften Jahre Willehad geheissen und die heilige Handlung soweit als möglich hinausgeschoben. Seitdem die Sachsen an Kaiser Karl Sieg und Selbständigkeit verloren haben, muß aber zur Vermeidung schwerer Strafe jeder das Haupt seiner Kinder mit dem geweihten Wasser nezen lassen. Er darf sie auch nicht mehr bei den alten Namen nennen, die von Vater und Mutter her allen vertraut sind.

Schwer nur gehen die neuen ein ins Bewußtsein des Volkes. Was bedeutet ihnen hier an der nördlichen Elbe Christopherus! Wohl hat ihnen der Priester mit so lebhaften Farben, als sei er selber Augenzeuge gewesen, die Legende des Heiligen erzählt. Trotzdem bleibt solch fremder Name den sächsischen Ohren nur ein leerer Schall . . .

Höher wachsen die Wolken am Vorfrühlingshimmel. Die Ferne verschwimmt in silbern fließendem Dunst, und die große Ebene erscheint deshalb minder grenzenlos.

Aus der Luft hallen erregte Schreie. Wandervogel rauschen nieder, um auf den sumpfigen

Wiesen am Fluß Raß zu halten, ehe sie weiterreisen nach Norden.

Nun stößt der Sährmann ans deutsche Ufer.

Breit und von Menschen unbelebt dehnt sich wieder der Strom, grau und schwer — zwischen zwei Welten.

\* \* \*

Das Mädchen Anka streift durch den lichten Wald der Elbaue am wendischen Ufer. Sie sucht Blumen für das Abschiedsfest der winterlichen Göttin Smertniza. Ihr opfert man noch, selbst wenn man getauft ist. Selten kommt ein Priester von Magadaburg her über den Strom. So mischen sich in aller Einfachheit christliche und heidnische Bräuche. Die schlichten Herzen befinden sich wohl dabei.

Mit scharfen Augen mustert Anka den Boden, aber zwischen welchem Gras und dürrem Laub versteckt sich noch keine Blüte. Zeitig ist es im Jahr, und der Winter hat lange gebraucht zum Schmelzen.

Als der Karren des Lombarden landeinwärts schwankt, birgt sie sich wie ein Wild scheu im Gebüsch. Das trübe Braun des zierdelosen hemdartigen Kleides verschwindet völlig in dem Wirrwarr wuchernder Büsche, schlängelnder Wurzeln, trockener Blätter und niedergebrogener Zweige.

Anka läßt keinen Blick der dunklen Augen von dem schwerfälligen Gefährt. Tief sinken die beiden speichenlosen Räder in den Dreck der Straße ein, die kaum diesen Namen verdient. Die Pferde rutschen bei jedem Schritt. Immer



wieder müssen sie angetrieben werden. Die leibeigenen Waffenknechte schieben mit aller Kraft. Der Lombarde flucht, weil man nicht weiterkommt. Dieses verdammte Land! Immer noch ein Stück barbarischer! Um so mehr fühlt er sich als Römer, obwohl er es gar nicht ist. In seinen Adern fließt, wenn auch stark gemischt, ein Teil Gotenblut.

Anke wartet, bis das Ächzen des Karrens und das Fluchen der fremden Männer verklingt. Sie geht solcher Begegnung gern aus dem Wege, denn ihre zwei Jahre ältere Schwester ist im vorigen Frühjahr von einem Kaufmann mitgenommen worden. Ihr Vater hat sie ihm überlassen um ein paar Silberdenare und einen Mantel.

Wenn hier ein armer Fischer viele Mädchen besitzt, gibt er gern von ihnen ab. Da hilft kein Schreien und Sträuben. Wer Geld oder Geldeswert in die Hütte bringt, kann wählen und zugreifen. Derartige unerwartete Einnahmen sind hochwillkommen. Man lebt ja in steter Bedrängnis. Die hohen Steuern drücken, und der Herzog in Brennabor fragt nicht, mit welchen Mitteln sie entrichtet werden.

Ach, wo mag wohl die Schwester sein? Nie mehr wird Anka von ihrer Spielgefährtin hören. Wie ein Stück Vieh hat man diese auf die Fährre gestossen und als Leibeigene zu niederem, vielleicht schmachvollem Dienst verschleppt.

Eine dunkle Traurigkeit überschattet Ankas schmales Gesicht. In der tiefen Erregung des Leides wird es um einen Schein blasser. Ihre

großen, schwarzbraunen Augen glänzen feucht. Seltene Tränen perlen zwischen den sehr langen Wimpern hervor.

Schön ist Anka durch ihre hoffnungslose Trauer – schön, obwohl sie ohne Schmuckreif oder buntes Tuch nur in einem groben, sackähnlichen Gewande steckt.

Nun verläßt sie den Auwald. Da er noch mit seinen blühenden Gaben geizt, wendet sie sich dem Ufer zu.

Überrascht hält sie inne. Goldgelb leuchtet es an einer windbehüteten, warmen Stelle. Die ersten Stengel des Suflattichs haben trotz des trüben Wetters ihre Knospen geöffnet.

Groh kniet Anka nieder. Ihre Stirn entwölkt sich. Das Gesicht eines Kindes strahlt Freude.

Ganz dem Augenblick der glücklichen Entdeckung hingegeben, macht sie sich eilig ans Pflücken. Nah am Boden muß man die kurzen Stiele brechen, dicht zu ihnen sich kauern. O, wie das Gelb leuchtet! Auch Ankas dunkles Herz wird hell.

Sie beginnt ein Lied. Nur aus ein paar Worten besteht es, aus einer einzigen Strophe. Schwermütig klingt sie, ohne Schwermut zu bedeuten. Ein Unendliches schwingt in dieser Melodie, verwandt dem immer gleichen Rauschen des Wassers oder des windbewegten Köhrichts.

Auf einem Uferstein rastet Anka, als sei dies ihr Platz für Tag und Nacht. Die Wellen haben ihn flach geschliffen zu einem glatten Sitz. Für die Füße gibt es als Kissen weichen

Schwemmsand — der tut wohl; wie Liebfosung schmiegt er sich an.

Grau ziehen die großen Wolken. Es wird heute wahrscheinlich wieder regnen. Vorläufig aber drohen sie noch nicht und wandeln ohne Hast.

Unsichtbar lockt ein Vogel, der den Frühling spürt.

Anka sitzt stumm, hemmungslos in sich versunken. Wenn es sie so überkommt, weiß sie nichts mehr von sich selbst und ihrer Umgebung. Blutwarm, atmend, scheint ihr Körper dennoch nur eine verlassene, leere Hülle zu sein.

Die Blumen ruhen eine geraume Weile unbeachtet in ihrem Schoß. Dann rafft sie sich mit einem jähen Ruck zusammen. Sie darf nicht nur träumen und ihre Gedanken ohne Zügel ins Blaue laufen lassen, irgendwohin, durch die Wälder bis nach Brennabor, das sie nie gesehen hat, über den Strom ins Reich des großen Kaisers, ganz gleich, wohin, nur immer von hier fort.

Mit geschickten Sängern windet sie aus den Blumen einen Kranz. Wie klein er ist! Die Freude wird mit ihm klein. Eine so geringe Gabe behält Smertniza bis zu ihrer herbstlichen Rückkehr nicht im Gedächtnis. Deshalb aber müht man sich doch und schenkt, um eine Gegengabe zu empfangen. Wie soll man sich im Winter anders durch das eisumstarrte, lichtberaubte Dasein schlagen, wie vor Schnee und Frost sich schürzen? Viele böse Geister lauern nur darauf, geschäftig zu schaden.

Sellwach ist jetzt Anka, da sie an die Härte des Lebens denkt. Wieder lasten Schatten auf ihrer niederen Stirn, in die dunkelbraune Haare tief hineinfallen. Keine Handbewegung streift sie zurück.

Allmählich aber schließt sich der Seidenvorhang der langen Wimpern. Das helle Wachsein, das nur den Tag und das Nahe, den Kampf und die Nordurst sieht, schwindet immer mehr wie der Morgenstern vor einem größeren Licht.

Murmeln kommen und gehen die Wellen. Zuerst hört es Anka noch und spürt so lange die einsame Traurigkeit der Seele. Mit dem Liede des Wassers verstummt auch die.

Was ist überhaupt jetzt das Leben?

Ein enteilendes Rauschen im höchsten Waldgäst — eine sanft davongleitende Welle — eine am unbegrenzten Himmel ruhig wandernde Wolke.

Körperlos fühlt sich Anka geworden.

Lange. Sie kann nicht ermessen, wie lange.

Bis ein greller Ruf sie schmerzhaft weckt, ein schrilles Reifen, das man durch die Stille des Waldes weithin vernimmt.

Anka fährt auf. Sie zittert an allen Gliedern und faßt sich nur mühsam. Zur Besinnung kommend, streicht sie sich das Haar aus der Stirn.

Der Kranz ist zu Boden gefallen. Sie birgt ihn schuldbewußt mit zärtlicher Hand.

Die Mutter hat nach ihr geschrien. Sie zürnt.

Eilig rutscht Anka vom Stein und läuft heimwärts.

Jetzt erst kommt ihr zum Bewußtsein, wie lange schon sie herumschweift. Angst befällt sie — es wird Schläge geben. Mit denen spart die Mutter auch bei der erwachsenen Tochter nicht. Sie hält dies für die beste Erziehung zur Ehe. Dann steckt die richtig gewöhnte Frau auch die Siebe des Mannes leichter ein.

Nur gut, daß Anka wenigstens Blumen mitbringt! Dies wird den Jorn etwas mildern. Sie hat doch nicht nur gefaulenzt, wie sonst die Mutter meint, sondern für Smertnizas Abschiedsfest gesorgt.

Eilig stapfen die nackten Füße durch den tiefen Ufersand.

\* \* \*

Christoph ist eben damit beschäftigt, nach den Alkreusen zu sehen, und hört einige verwehte Töne des fremden Liedes durch die Morgenstille über den Strom klingen. Er hält mit der Arbeit inne und horcht. Er strengt sich so an, mehr zu erlauschen, daß er gar nicht darauf achtet, wie ein fetter Al der Keuse entschlüpft und eilig in die Freiheit zurückkehrt.

Christoph weiß, wer da drüben singt. Er kennt Anka und hat schon etliche Blicke, einmal auch ein paar Worte mit ihr getauscht.

Sie mißfällt ihm keineswegs, obwohl sie eine Wendin ist und anders als die Mädchen hier im Dorf aussieht. Die haben blaue Augen und blonde Haare wie er selbst. Nicht nur Augen und Haare indessen sind grundverschie-

den. Viel gewandter und leichter erscheint sie ihm bei jeder Regung ihrer Glieder. Wie bedächtige Kühe wirken dagegen die anderen. Er will den Wert der Mädchen durch dieses Urtheil nicht herabsetzen, denn Kühe sind gut und nützlich, ein Zeichen des Wohlstandes und Friedens. Anka aber ist wie ein Reh des freien Waldes, mit behenden, biegsamen Gliedern. Sie reizt zum Jagen. Eine schöne Beute müßte sie sein.

Er strafft sich, als könne er mit einem mächtigen Schwung über den Fluß setzen, um sich das Mädchen zu erraffen. Ein Licht steht in seinen Augen und es verlischt noch nicht gleich, als drüben das Lied verstummt.

Gelangweilt von der Stille, wendet sich Christoph wieder den Reusen zu. Ärger über den entwichenen Hal steigt in ihm auf. Er ist der einzige gewesen, der sich heute gefangen hat.

Nun muß der unachtsame Fischer leer heimgehen, aber nicht lange kummert ihn das. Schon bei den ersten Schritten durch die Flußau landen seine Gedanken wieder am anderen Ufer bei Anka.

Als er ins Haus tritt, wo sein Vater gerade die Haupttür mit roten und blauen Ornamenten verziert, schlägt er allerdings wie unter dem Zwang eines schlechten Gewissens die Augen nieder.

Der Vater wird es wohl kaum billigen, daß der Sohn eine Wendin liebt und zum Weibe begehrt.

Wind und Sonne haben Christophs Stirn noch nicht arg verfehrt, so daß sie fast glatt erscheint. Jetzt aber gräbt sich eine Falte hinein.

In der folgenden Nacht träumt ihm. Er lustwandelt durch einen Grasgarten, doch ist es nicht der seines Vaters. Da bemerkt er am Boden eine Frucht. Sie sieht aus wie eine welsche Nuß, die vom Rhein her den Weg weit hinein ins Land gefunden haben und an milden Orten schon zu Bäumen geworden sind – ja, wie eine welsche Nuß in ihrer grünen, höckrigen Schale. Die Schale aber ist nicht hart, sondern fleischweich, und er zerteilt sie leicht mit den Fingern. Er beißt in die Frucht. Ihr Saft füllt ihm den ganzen Mund und schmeckt fremdartig süß. Doch nur einen Augenblick. Dann packt ihn ein Gefühl, als habe er Blut, dickes Blut im Munde. Er möchte die Frucht gern wieder ausspeien, aber ehe er es versucht, geht ein Mann vorüber und blickt ihm ernst ins Gesicht. Es muß der Herr des Gartens sein. Christoph erwartet, daß er angefahren wird, weil er die Frucht genommen hat. Der Alte aber schilt nicht. Er nickt nur wie zum Gruß, lächelt gütig, fast bedauernd, und entschwindet, wie von einem Nebel eingetrunknen.

Als Christoph erwacht, spürt er noch den süßwürzigen Geschmack auf der Zunge. Gleich muß er Anka denken. Plötzlich aber fühlt er auch wieder den Geschmack sich wandeln. Blut! – Er speit jetzt wirklich aus – Unsinn! – Der Traum narrt ihn bis in den klaren Tag hinein.

Er springt rasch vom Lager.

Ob Anka und dieser Traum wohl einen Zusammenhang miteinander haben?

Er kommt darüber nicht ins Reine.

Schwankend zwischen Reiz und Ekel, gegenwärtigt er sich stets von neuem den Geschmack der seltsamen Frucht. In der Erinnerung aber beginnt die Süße zu überwiegen.

Den ganzen Tag wartet er gespannt, ob niemand seine Sergendienste in Anspruch nimmt. Ohne äußeren Grund mag er nicht zum wendischen Ufer hinüberfahren.

Er wartet vergebens. Kein Kaufmann stellt sich bei ihm ein.

Statt der gemächlichen Fährre sendet er seine raschen Blicke aus. So fleißig sie auch wandern, entdecken sie doch keine Spur von Anka . . .

Eine Christoph bisher fremde Sehnsucht erfüllt von nun ab sein Herz. Er kann nicht mehr müßig sitzen, er muß immer etwas tun. Allerlei Dinge nimmt er zur Hand und legt sie mißgestimmt gleich wieder bei Seite. Ohne Sinn scheint ihm die Arbeit. Sonst macht sie ihm Freude, jetzt langweilt sie ihn, wo er sie auch anpackt. Unrast des zum ersten Male Liebenden hat ihn völlig in Besitz genommen und jagt seine Gedanken, seine Wünsche unermüdetlich über den Strom. Bei Tag und Nacht gönnt sie dem vorher Schwerfälligen und Bedachtsamen keine Ruhe, zeigt ihm wie im Spiegel fern oder zum Greifen nahe das Mädchen, das Reh, die Beute.

Anka . . . Anka . . .

\* \* \*



Es dämmert schon leise. Man merkt es an den dunkelnden Wäldern und an dem längeren Schatten der Hauswand. Der Fluß allerdings zieht noch im Hellen seinen Weg, nur sind die Wogen stumpfer geworden, bis der Glanz des Abends sie mit goldenem Rot bestreut.

Christoph hat seine Mutter an den Fluß geführt. Sie liebt die Feuchte, die er auf seinen Wellen mitbringt, und sie kostet ahnungsvoll die Weite, die er durchströmt.

Hermenegild sieht noch nicht alt aus, ihr reiches, blondes Haar wird erst von wenigen Silberfäden unterbrochen, aber sie ist blind – schon lange blind. Sie hat beim letzten Wendenüberfall, als sie aus dem brennenden Hause ihre Kinder retten wollte, das Augenlicht eingebüßt. Zwei Knaben sind bei diesem Feuer umgekommen. Christoph ist der einzige gewesen, den sie hat retten können. Darum fühlt er sich der Mutter so eng verbunden wie selten ein junger Mensch in seinen Jahren und von seiner derb zupackenden Art.

Seit Hermenegild nicht mehr sieht, scheint die Kraft ihrer anderen Sinne gewachsen zu sein. Sie hat sofort gespürt, daß mit ihrem Sohn eine Veränderung geschehen ist.

Während sie hier auf dem schmalen Uferwege an Christophs Arm langsam dahinschreitet, begehrt sie zu wissen, was ihn quält und unftet macht.

Er weicht ihr aus. Da zweifelt sie nicht mehr, daß ihre Vermutung stimmt. Er braucht ihr kaum noch etwas zu gestehen. Sie weiß jetzt auch ohnedies, daß es die Liebe ist, die ihn umhertreibt.

Sermenegild wundert sich darüber nicht. Er hat ja das Alter dazu. Ist der Vater noch rüstig, denkt man auf den Sachsenhöfen erst ziemlich spät ans Heiraten. Mitte zwanzig aber reicht, daß einer Verantwortung genug besitzt. Sermenegild wird froh sein, wenn eine Schwiegertochter ins Haus kommt und Kinder wieder mit ihrer Lebensfreude die Stuben füllen, die stumm geworden sind für lange, leidvolle Jahre.

Die Frau blickt aus den toten Augen über den Strom.

„Du begehrt ein Weib“, sagt sie leise.

Christoph fährt auf wie vor Schrecken.

Warum blickt seine Mutter über den Strom?

Weiß sie denn?

Er bejaht rauh.

Sermenegild hält immer noch das Gesicht dem anderen Ufer zugewendet.

„Ist sie aus unserem Dorf?“

Sein „Nein“ klingt ebenso rauh wie vorher, weil die stürmische Bewegung des Gemütes ihm die Kehle engt.

Die Mutter hat nicht erwartet, daß es ein Mädchen von hier ist. Sie wüßte gar nicht, welches in Frage käme.

Die neun oder zehn Bauern, die im Dorf und seiner näheren Umgebung siedeln, sind durch ihren zähen Fleiß während der Friedensjahre zu Wohlstand und Dünkel gelangt. Nun sehen sie auf die Leute des Sährhofes etwas von oben herab.

Christophs Vater Thankmar kann selbst heute noch das alte deutsche Wanderblut nicht

ganz verleugnen. Vor allem haben die langen Sachsenkriege ihn schweifend gemacht. Land roden, säen, Unkraut jäten und Frucht ernten, jedes Jahr im gleichen Wechsel, entspricht seinem Wesen schlecht. Lieber hat er gefischt und auf der Elbe Waren verschifft. Gern begnügt er sich mit geringerem Gut, um nicht durch den Boden geknechtet zu sein. Von dem besitzt man nach seiner Ansicht genug, wenn man so viel unter den Pflug nimmt wie zum Leben nötig ist. Nicht anders denkt sein Sohn. Auch er fühlt sich nicht als Bauer.

Vor einigen Jahren hat das Magadaburger Kloster das Fährrecht vergeben, da hat Thankmar sofort für Christoph zugegriffen. Das Haus, nieder und nur aus Holz, ist baufällig gewesen. Unter Beihilfe des Klosters ist ein neues entstanden, schöner im Fachwerk als alle übrigen Häuser des Dorfes. Thankmar braucht nicht einmal dafür zu zinsen. Nur ein paar Stuben müssen jederzeit gerichtet sein, damit Reisende ein Nachtlager finden, wenn sie erst abends am Flusse eintreffen. Regelmäßig aber wird der Fährhof als Herberge der Geistlichen, die einmal des Monats im Dorf Gottesdienst halten, vom Kloster verwendet.

Mit Neid blicken wohl manchmal die Bauern auf den festen Bau, besonders wenn die eigenen Höfe durch die Unbill des Wetters Schaden gelitten haben. Trotzdem wird der Ferge von den Sesshaften nicht für voll genommen, und dies nicht nur wegen der minderen Zahl seiner Stufen. Als ungleichwertig betrachten sie ihn, ob-

wohl sie und er doch zueinander gehören wie zum Baum Ast und Blatt.

„Wer ist es denn?“ forschet Hermenegild gespannt weiter und sucht tastend mit blindem Blick ihres Sohnes Antlitz. So wortkarg pflegt er doch sonst nicht zu sein.

„Ein Mädchen überm Strom“, bekennt er stoßend.

Die Frau senkt tief getroffen das Haupt. Wie etwas Unerklärliches greift es an ihr Herz. Sie muß stehenbleiben, so verschlägt es ihr den Atem.

Diese Antwort hat sie nicht erwartet. Eine aus Magadaburg oder irgendwo aus dem Walde, das wäre gleich — aber eine Tochter der Feinde?!

O, wenn sie sehen könnte!

Die Not der Blindheit ergreift sie mit furchtbarer Gewalt.

Durch die Schuld der Wenden, der Mordbrenner und Räuber, sind zwei ihrer Kinder verbrannt. Um sie selber ist es finster geworden seit jener grausen Nacht. Und nun liebt ihr jüngster Sohn eine Tochter von drüben! In diesem Augenblick wagt sie schon nicht mehr zu denken: eine Tochter der Verfluchten. Vielleicht trifft ihn dies sonst mit.

Sie atmet schwer, während sie den aufbäumenden Groll in Zügel nimmt.

Christophs Blicke hängen an ihrem erblassten Gesicht. Sast stößt ihn ein Schluchzen. Es schmerzt ihn bitter, daß er der Mutter weh tun muß, aber es läßt sich nicht vermeiden. Er liebt Anka, und dies ist stärker als alles andere.

„Weiß sie darum?“ fragt Hermenegild endlich.

„Noch nicht.“

„So begrabe den Wunsch!“ will die Frau sprechen, da aber schimmert plötzlich vor ihr eine überirdisch tröstende Helle.

Wunderbar steigt aus ihrem fassungslosen Herzen eine unerwartete Kraft empor. Diese hat Macht, die Finsternis der Vergangenheit zu sprengen. Sie leuchtet in einen neuen Tag.

Wieder wendet Hermenegild das Haupt dem Strome zu.

„Solange wir denken können“, spricht sie mit seltsam entrücktem Gesicht, „hat dieser Strom die Völker getrennt.“

Fast fremd kommt Christoph der Klang ihrer Stimme vor, so daß es ihn schauernd ergreift. Nun wird sie seine Wünsche verurteilen. Da er sie liebt und sie seine Mutter ist, wird am Ende doch alles zerrinnen müssen, was ihm jetzt lockend und unerseßlich deucht. In ihrer Gegenwart hat die wilde Begierde sich gemildert, und es scheint ihm nicht völlig ausgeschlossen, den Brand des Blutes zu dämmen und zu verzichten.

Überrascht aber hört er Hermenegild weiter sprechen, denn ihre Worte treffen ihn anders als er gemeint hat:

„Niemals jedoch dieselbe bleibt die Zeit. Was gestern und ehedem gewesen ist, muß eines Tages sich wandeln. Soher Götter Macht ist zerbrochen. Warum soll nicht auch die Feindschaft von Völkern einmal zerbrechen?“

Noch nie hat Christoph seine Mutter so reden hören. Als Knabe hat man ihm von den weislegenden Frauen aus alter Zeit erzählt. Wie eine von diesen dünkt sie ihm jetzt, und er greift verehrend nach dem purpurn bestickten Saum ihres Kleides.

Das veranlaßt Hermenegild, den Blick aus der Ferne fort wieder auf den Sohn zu richten.

„Beim Fischen ist es gewesen“, sagt sie in ihrem alltäglichen Ton, „an einem langen, hellen Sommertag. Da hast du im Kahn das Licht der Sonne erblickt – mitten im Strom – zwischen den Ufern.“

Das hört Christoph zum ersten Male. Begierig wartet er, über seine früheste Kindheit nähere Einzelheiten zu erfahren.

Hermenegilds Stimme verliert aber nun immer mehr den alltäglichen Ton und bekommt wieder den fernen Klang der Gesichte.

„Zwischen den Ufern treibt es auch den Fergen hin und her“, spricht sie still zu sich selbst. „Wo seine Ahnen gewohnt haben, da siedelt er, und gleich den anderen bindet ihn noch der Boden. Trotzdem landet er drüben wie hüben, und wenn er liebt, zerfließt ihm die trennende Grenze des Stroms. Wer liebt, eilt seiner Zeit voraus, aber weh ihm, hat eines Tages seine Zeit ihn erreicht! Dann gewinnt der Strom die alte Macht furchtbar zurück und trennt wieder – tiefer, breiter als je zuvor.“

Der Schmerz, den die letzten Worte Hermenegild bereiten, ruft sie jäh in die Wirklichkeit zurück. Mit einer raschen Bewegung ergreift sie des Sohnes Arm und mahnt fast hart:

„Süte dich, daß deine Zeit dich nicht erreicht!“

„Das will ich, Mutter.“

Er liebt. Da droht keine Gefahr. O, er fühlt sich weit, weit voraus! Dem Schwerblütigen ist es, als habe er Flügel bekommen.

Nun gehen sie ein paar Schritte stumm, dann sagt Hermenegild ohne Strenge:

„Ich heiße ungern gut, was du wünschst und kann es doch nicht verdammen. Einer muß den Anfang wagen – mit für die anderen.“

Sie spricht es sehr leise – wie ein Süßigkeit und Schrecken bergendes Geheimnis der Zukunft.

In einem Anfall von Schwäche stürzt sie sich stärker auf Christophs Arm. Die Finsternis des Blindseins umschattet in diesem Augenblick drückender denn je ihr Gemüt.

Sie wendet sich fort vom Strom. Es bereitet ihr plötzlich Bangen, daß er seine Macht verlieren könne.

Abendnebel steigen über ihm empor. In grauem Dunst erlischt das Rot der schon tief gesunkenen Sonne.

Mit schweren, halb zögernden Schritten gehen zwei Menschen dem Hause zu. Vorsichtig biegt Christoph das Weidengesträuch beiseite. Dann wird der Pfad breiter. Hier sieht man nicht mehr den Fluß. Sogar um diese Jahreszeit verdeckt ihn das dichte Gewirr der Zweige.

Auch Christoph ist jetzt froh, daß er ihn nicht mehr sieht. Beinahe als Drohung empfindet er ihn.

Ein Windstoß fährt unfreundlich laut durch die Baumwipfel, und irgendwo im nahen Walde schreit nachtverkündend ein Kauz.

\* \* \*

Fast eine Woche müht sich Christoph, seine Gedanken vom wendischen Ufer fernzuhalten. Ein paarmal läutet die Fährglocke, da schickt er den Knecht. Allerdings kommt es ihm gleich wie Feigheit vor und macht ihn noch unzufriedener mit sich selbst.

Wenn er es auch der Mutter gern ersparen möchte, das Kraut oder Unkraut Liebe hat nun einmal in seinem Herzen Wurzel getrieben und schießt rasch in die Höhe, denn dieses junge, starke Herz bietet ihm einen guten, kräftigen Ackerboden.

Die Jahreszeit hilft auch dabei. Soller strahlt die Sonne an jedem Tag. Nicht nur Erlen und Weiden hängen ihre Käzchen aus. Überall brechen nach langem Warten Knospen auf. Ein grüner Schimmer webt um den Wald, der von Vogelliedern widerklingt.

Eines Morgens fährt Christoph nach frühem Fischfang heim. Die Sonne dieses osternahen Tages scheint warm wie im Sommer, da kostet der Kampf mit der Strömung schon manchen Schweißtropfen. Sie drückt heute stark. Nicht nur durch rohe Gewalt kann man sie zwingen. Auch Schliche muß man brauchen, um sie zu überlisten.

Dabei gerät Christoph nahe ans wendische Ufer. Ein gut Teil haben die Wellen schuld,



ein wenig aber hilft er selber nach. Das Verlangen, Anka zu treffen, führt ihm die Ruder.

Das Glück zeigt sich ihm wie sonst selten hold. Wo ein Altwasser seeartig tief ins Land hineinreicht, entdeckt er einen leichten Kahn, der unter Weidengestrüpp für seine scharfen Augen nicht sicher genug verborgen liegt. Zellhörig erlauscht er im Altwasser ein Plätschern. Das kann kein Tier sein. Von Ahnung gepackt, treibt er den eigenen Einbaum behutsam zum Ufer. Leise taucht er die Ruder in das hier sanftere Wasser, damit die Überraschung gelingt. Fast lautlos landet er.

Jagdlust zittert in Christoph. Jetzt wird er das Reh fangen. Alle Sibern seines geschmeidigen Körpers spannen sich. Kaum hörbar treten die Füße den weichen Sandboden. Auf jeden dünnen Zweig gibt er acht. Wenn ein abgebrochenes Reis von einem unvorsichtigen Tritt zermalmt wird, rächt es sich und knackt. Das muß man vermeiden.

Schon ist das Altwasser erreicht. Christophs Ahnen hat ihn nicht getäuscht.

Anka badet.

Sie ist ganz allein, stellt der Späher erfreut und zugleich ein wenig beklommen fest.

Noch merkt sie sein Nahen nicht, so sehr ist sie dem nassen Spiel hingegeben. Er rührt kein Glied und wagt kaum zu atmen. Mit verzückten Augen starrt er auf das Mädchen, wie es die gelenke Pracht seiner Glieder nackt dem Wasser und dem Frühling darbietet.

Christoph hat noch niemals eine nackte Frau gesehen. Von den Kleinen, selbstgeschaffenen

Sprizwellen umtanzt, scheint sie ihm eine der feuchten Töchter des grünhaarigen Wassermanns zu sein, die den Fischer in Lust und Verderben locken.

Dann müßte sie aber unbedingt einen Fischschwanz haben, ruft er sich in die Wirklichkeit zurück. Nein — sie ist kein elbisches Wesen, ist in Kraft und Übermut das Mädchen, das er seit Tagen jede Stunde sich herbeiwünscht, weil alle seine Sinne danach begehren.

Zu mächtig wird sein Verlangen. Es droht die Brust ihm zu sprengen. Er kann nicht mehr sich still halten und schweigen.

„Anka!“ schreit er auf.

Halb klingt es wie Jauchzen, da sie ihm so nahe ist, halb wie Schmerz, von dem wilden Sehnen, dem Brand des Blutes erpreßt. Gleich dem Hirsch schreit er, wenn im Herbst der König des Waldes auf einer Lichtung die Sünde seiner Wahl erblickt und sein Kommen dem Rudel kündigt.

Anka schrickt zusammen und ist plötzlich verschwunden. Kein scheues Wassertier könnte rascher flüchten. Christoph folgt ihr am Ufer entlang. Binnen kurzem muß sie wieder empor tauchen, um Luft zu schöpfen.

Erst mitten im See wird er ihrer ansichtig.

„Anka!“ ruft er von neuem, jetzt weicher, bittend.

Der erste Schrei hat sie durch seine ausbrechende Wildheit erschreckt. Nun aber zwingt sie etwas in seiner Stimme, sich ihm mit ein paar langsamen Schwimmbewegungen zögernd zu nähern.

Auch sie ist ihm nicht abhold. Oft hat sie ihn schon heimlich beobachtet. Er gefällt ihr besser als die wendischen jungen Männer. Er ist licht und stark. Sicher könnte er das Dunkle, das manchmal über Ankas Seele Nacht gewinnt, durch seine helle Nähe vertreiben.

Das Altwasser steht hoch, weil die Frühlingsregen es getränkt haben. Noch einige Schritte vom Ufer, von Christoph entfernt, reicht es ihr bis zur Brust. Weiter kommt Anka nicht heraus. Sie fühlt sich geborgen, solange die Wellen sie umschmiegen und der Rückzug in die Mitte des Sees offen ist.

Sie kann doch eine der Töchter des Wassermanns sein, denkt Christoph, als beider Augen eine lange Weile fragend und sehrend ineinander versinken.

Aus niederem Erlenschloß schmettert ein Buchfink, liebestrunken und angriffslustig. Vom nächsten Weidenbaum herunter bleibt ihm ein Nebenbuhler die Antwort nicht schuldig.

Dann empfindet Anka die Kühle des Wassers. Sie sendet einen verlangenden Blick nach den Kleidern am Ufer hin, aber der Mann wird sie nicht ungeschoren durchlassen.

Man muß also das Schweigen brechen und unterhandeln.

„Erwarte mich im Boot!“ sagt sie ruhig.

Wohl ist eine leise Bitte in ihren Worten, doch sie klingen so sicher, daß Christoph diese Bitte, der er nicht willfahren würde, überhört und sich zögernd abwendet.

Anka hat gesiegt. Mit Erleichterung stellt sie es fest. Ihre Sicherheit ist nur Täuschung.

Einem wendischen Mann gegenüber hätte sie nichts geholfen.

Mit einem leisen Lächeln steigt sie aus dem Wasser.

Christoph schreitet langsam zum Kahn zurück. Als er sich umschaut, hat Anka schon ihre Kleider erreicht. Das krause Gewirr der Weidenbüsche verbirgt sie ihm. Da beginnt er zu laufen.

Wie auf der Flucht stößt er seinen Kahn vom Ufer.

Ein Traumbild ist es nur gewesen und soll es sein. Wieder fühlt er seine Mutter ganz nahe.

Ein Schauer zittert in ihm. Nein — die da hinten — das ist gar nicht Anka, die seine Träume begehren, ist doch eine von den Töchtern des grünhaarigen Wassermanns.

Als das Mädchen den Uferrand erreicht, sieht sie Christophs Kahn schon mitten im Strom zum anderen Ufer hinübertreiben.

Erstaunt schüttelt Anka den Kopf, aber es verstimmt sie nicht.

Er wird wiederkehren . . .

\* \* \*

Mit dem hellen Laube uralter Eichen spielt der junge Lenzwind. Die breiten Wipfel berühren einander, und die hohen Pfeiler der Stämme tragen sie gleich einem Dach. Die grünen Bögen überwölben einen weiten Raum voll lichter Dämmerung. Schon vor längerer Zeit scheint ihn Menschenhand von Buschwerk

gereinigt zu haben, denn im Gegensatz zu anderen Theilen des Waldes breiten hier nur Gras und Moos ihren grünen Teppich um einen großen, plattenähnlichen Stein.

Anka steht bewegungslos in dieser lichten Dämmerung, wie verwurzelt mit dem Boden des Waldes, und starrt aus großen Augen auf den Stein. Sie weiß, was er bedeutet. Noch vor wenigen Jahren ist er der Altar des wendischen Gottes Godrac gewesen, dessen Namen man aber jetzt nicht mehr aussprechen darf.

Zerspellt ist die entheiligte Felsplatte. Ein Priester des Christengottes hat die Kühne That gewagt, und kein Blitz ist deshalb rächend niedergefahren. Seit jenem Tag sind dem neuen Glauben auch hier am Rande des wendischen Reiches unduldsame Anhänger erwachsen. Wird einer überrascht, daß er an diesem Stein noch betet, dann trifft ihn Verfolgung und heimliche Strafe, von der die heidnischen Gerichte des Herzogs in Brennabor nichts erfahren. Trotzdem aber findet in aller Stille mancher hierher den Weg, wenn das Herz allzu sehr bedrückt und von Zwiespalt zerrissen ist. Darin besteht kein Unterschied zwischen den sonst so verschiedenen Menschen des deutschen und wendischen Ufers. Ihre Seelen haben den früheren Halt verloren und den neuen nur erst äußerlich empfangen. Unstet sind sie davon geworden und leiden.

Der Wind springt über die moosige Borke eines Eichenstammes und zupft Anka am Haar. Erschreckt bückt sie sich, als müsse sie einem neckenden Kobold ausbiegen. Er aber

läuft schon geschwind weiter über die hohen Waldgräser und Anemonen.

Leises Frösteln wie vor einem Geheimnis durchbebt das Mädchen. Nein — dies ist kein gewöhnlicher Wald. Er steckt noch voll von Geistern. Sie hat der Priester nicht vertreiben können, denn es sind lustige Wesen, und sie kehren immer gleich wieder, noch ehe die Weihrauchdüfte in den Wipfeln entschwinden.

Anka ist heute schon eine große Strecke gelaufen. Sie hat den Strom nicht mehr sehen wollen, den sie sonst nah verbunden liebt. Er fließt breit dahin, ja, aber trotzdem die Frühlingwasser ihm zuströmen, nicht breit genug.

Am anderen Ufer wohnt einer . . .

Er wird wiederkehren . . .

So hell hat es gestern in ihrem Herzen gelungen. Sehnsucht ist es gewesen, erwünschtes Glück. Nun aber hat eine Nacht dazwischen die Finsternis der Bedenken gebreitet. Wie eine große, unheimliche Fledermaus umflattert seitdem die Furcht Ankas Haupt.

Er ist ein Sachse.

Der Strom trennt sie.

Andere Menschen wohnen dort drüben.

Schreckend rauscht ihr der Wald in die Gedanken herein. Ihre Blicke suchen den Altar der treulos verstoßenen Gottheit und die Male der zerstörenden Meißelhiebe.

Im letzten Krieg — erzählen die Alten des Wendendorfes — hat man noch an diesem Altar die gefangenen Sachsen geschlachtet. Breit ist ihr Blut über den Stein geflossen — zu Ehren Godracs. Breit — auch ein trennender Strom —

vielleicht mächtiger als der von den Frühlingswassern geschwellte Fluß.

Grauen umwittert den Stein. Es ist Anka, als sehe sie abermals Blut fließen — jäh herausschießendes rotes Blut.

Sie drückt beide Hände vor die Augen und sieht es dennoch. Da läßt sie ihre Arme ohne Widerstand hängen und wendet sich langsam ab.

Wie in schwerem Traum wandelt sie zwischen den Eichen zum Ausgang des Haines. Erst als er sich ins Freie öffnet, scheint sie zu erwachen.

Was hat sie eigentlich hier gewollt?

Die alten Götter sind tot. Sie haben keinen Namen mehr und können das Herz nicht vom Zwiespalt erlösen.

Ein zertrümmerter Altar schenkt keine Hilfe. Nur Gespenster umgaukeln ihn. Ein verfehlmter Hain rauscht keinen Trost.

Kommen muß man lassen, was kommen will, was heimlich die Sehnsucht wünscht, obwohl man davor bangt.

Leuchtend blau strahlt der Himmel. Frühlingsgrün jubelt das Land.

Ach, daß der Serge Weißhaupt jetzt da wäre, um Ankas Herz zu erhellen! —

\* \* \*

Als der junge Tag eben erst die Schleier der Morgendämmerung abzustreifen beginnt, wird es im Sährhof schon lebendig. Bald danach schieben Christoph und der Knecht Sasso einen Kahn ins Wasser. Sie beladen ihn mit hölzernen Eimern und Bottichen, die bis zum Rande

von gestern und vorgestern gefangenen Fischen wimmeln. Ohne Säumen greifen die beiden Männer dann zu den Rudern und treiben das Boot stromaufwärts.

Gen Magadaburg geht die Reise. Die Fische sind der Zins für das Fährrecht. Einmal jeden Monat, ausgenommen im harten Winter, muß er an das Kloster entrichtet werden.

Über dem Wasser wallen Dünste, obwohl die Spitzen der Wälder und die Dachfirne der Höfe sich schon blinkend im ersten Sonnenglanz baden. Die beiden Männer bedauern nicht, daß es noch kühl ist. Der Fluß kostet Arbeit. Die Strömung reißt heute nicht sehr stark, aber auch in seiner scheinbaren Ruhe übt er eine frühlingsgeschwellte, drängende Macht. Sie will mit jedem Ruderschlag neu überwunden werden.

Die Ablieferung der Fische soll stets am zweiten Donnerstag im Monat erfolgen, damit sie am Freitag als Fastenspeise dienen können. Da heute erst Mittwoch ist, brauchen die Männer keine Sorge zu haben, daß sie nicht rechtzeitig kommen.

Die Nacht verbringen sie im Kahn. So nah beim Wasser sind sie vor herumlungern-dem Raubzeug sicher.

Es fehlt noch eine Stunde bis zum Mittagsläuten, als sie Donnerstag auf der Klosterlande eintreffen. Hier sind gleich hilfreiche Hände bereit, die Eimer und Bottiche in den Garten zu schaffen, der zur Aufbewahrung von Fischen einen flachen Teich enthält. Aus ihm entnimmt man mit dem Netz ohne Mühe, was



man für die Mahlzeit wünscht, und braucht nur zu wählen, wonach dem Gaumen gelüftet, eine treffliche Einrichtung, vor allem während der langen Fastenwochen vor Ostern.

Ja, die Mönche haben etwas von den Römern gelernt. Nicht nur in der Bildung, sondern auch bei den Arbeiten des täglichen Lebens eifern sie ihnen nach. Christoph bewundert jedesmal diesen Teich. Sogar ein Bächlein fließt herein und wieder hinaus, vorsichtshalber mit einem Gitter versehen, damit die Fische nicht fortschwimmen können.

Dieser künstliche Teich hat es dem Sährmann angetan. Etwas Ähnliches könnte er zu Hause gleichfalls brauchen. Aufmerksam prägt er sich alles ein, untersucht die Festigkeit der Uferwände, die doch nicht rutschen dürfen, beobachtet den sanften Fall des Zu- und Abflusses — nichts entgeht ihm. Wenn man wie er von der äußersten Grenze des Reiches kommt, wo man sich größter Einfachheit befleißigen muß, kann man selbst aus Magadaburg viele Anregungen mitnehmen. Bis man die gewonnenen Kenntnisse einmal verwerten wird, fließt freilich noch manches Schwallwasser die Elbe hinunter.

In der Gesindestube des Klosters erhalten Christoph und der Knecht ihr Mittagessen. Es ist nur ein einfacher Hirsebrei, doch wieder etwas Warmes. Außerdem gibt es ein tüchtiges Stück Brot, viel feiner und weißer gebacken als daheim, und einen Krug Bier. Das mundet den Männern nach der schweren Ruderarbeit besonders.

Der Himmel schimmert wie blaue Seide. Man hat nun Muße zum Schlendern und Schauen, denn die Heimfahrt soll erst morgen erfolgen. Stromabwärts braucht man keinen ganzen Tag.

Zuerst verrichten Christoph und Sasso in der Kirche Johannes' des Täufers gewohnheitsmäßig ihre Andacht. Die Eingangspforte befindet sich dem Kloster gegenüber, und die Mönche sind Wächter mit Luchsaugen. Wer sich da drücken wollte, käme schlecht an. Sie führen hier ein scharfes Regiment und sackeln nicht bei der Verhängung von Strafen.

Obwohl die Kirche so hoch ist wie sonst kein Bau, den Christoph kennt, beengt sie ihn trotzdem jedesmal in gleicher Weise. Die bunten Glasgemälde des Chores sind schön, und das Altarbild schimmert überirdisch golden. Ungeachtet zweier Reihen offener Fenster des Langschiffes herrscht Dämmerung. Sie aber dünkt dem Sergen lebloser und leerer als die des rauschenden Waldes, der geistererfüllten heiligen Saine, wo einst seine Ahnen gebetet haben. Ein Funke ihrer gewaltsam ausgetretenen Frömmigkeit beginnt in der Seele des Enkels wieder aufrührerisch zu glimmen, sobald ihn die Luft der Kirche umfängt und mit ihrem leisen Weihrauchdunst seine Sinne einlullen will.

Deshalb entfernt er sich schon nach kurzem, sehr äußerlichem Gebet. Er schickt Sasso ins Kloster, damit dieser die unterdessen geleerten Eimer und Bottiche sich geben läßt und am Ufer reinigt. Christoph selber benutzt den Nachmittag, um durch die Stadt zu streifen.

Trozig ragt die Burg dicht am Ufer der Elbe. Sie droht zu den Wenden hinüber. Wenn sie hier noch einmal einen Überfall wagen sollten, werden sie sich blutige Köpfe holen.

An verschiedenen Stellen frohnen Arbeiter, neue Befestigungen zu errichten oder alte Erdwälle auszubessern. Es sind Leibeigene. Schwer müssen sie schaffen. Ihnen lächelt der blaue Tag nicht, und die milde Frühlingssonne wird bei so mühseligem Werke schon zur Pein. Der Schweiß rinnt ihnen von der Stirn und der nackten Brust. Der Vogt und seine Gehilfen sind hart hinter jedem her. Wer den Strengen zu faul erscheint, der erntet Schläge.

Christophs mildes Herz sträubt sich vor diesem Anblick. Unwillig wendet er sich weg. Tiefer als sonst spürt er das Glück, daß sein Vater ein freier Mann ist und der Sohn sich nicht hier auch placken muß auf Befehl des Gaugrafen im Dienste eines fremdgebliebenen, fernen Kaisers, den er nie gesehen hat.

Um den traurigen Eindruck der Frohnenden zu verwischen, richtet Christoph seine Schritte der Stadt selber entgegen. Eine Strecke nahe der Burg ist noch unbebaut, dann aber schlingen sich enge Straßen ineinander. Die Häuser sind kaum höher als in den Dörfern und auch alle nur aus Holz, aber dicht drängen sie sich zusammen, als hätten sie Furcht.

Der Raum ist kostbar innerhalb der Mauern von Magadaburg, für Gärten bleibt darum kein Platz. Hier und da weiten sich die schmalen Gassen ein wenig. An solchen Stellen bietet ein Brunnen sein erwünschtes Nass und

bringt Bewegung in das sonst recht stille Bild der noch sehr kleinen Stadt.

Unter den Linden vor der Johanneskirche, zu Füßen ihres derben, wehrhaften Turmes, haben ein paar Händler ihre Stände aufgeschlagen. Unbedeutend ist dieser Markt, denn man kauft im allgemeinen wenig mittels Geld; das meiste tauscht man Ware gegen Ware. Die metallenen Münzen sind knapp. Manche, die umlaufen, gelten in diesem Teile des Reiches nicht. Man muß sie erst bei den Juden wechseln und hat Schaden zu deren Vorteil. Deshalb handelt man mißtrauisch meist lieber ohne Geld.

Christoph hat den Silberdenar im Beutel, den Fährlohn des lombardischen Kaufmanns. Das Geldstück übt eine heimliche Gewalt. Es ist das einzige im Beutel. Es langweilt sich und will wieder zu seinesgleichen, um klimpern zu können.

Christoph bleibt bei der ersten Bude stehen. Man sieht dem Kaufmann sofort an, daß er ein Slawe ist. Wachs und Honig hält er feil; die locken den jungen Sergen nicht zum Kauf.

Bunter bietet sich die Bude eines Byzantiners dar. Mancherlei aus fremdem Land gibt es hier zu bestaunen. Farbenprächtige Gewänder liegen lockend ausgebreitet und warten mit Schleppen und Spitzen auf vornehme Frauen. Der dunkelblaue Samt eines Kissens läßt Ringe und Ketten verführerisch funkeln. Gewürze des Morgenlandes duften fremd, so daß sich die sächsische Nase gar nicht mehr zurecht findet. Unsicher fühlt sich Christoph

dem aufdringlichen Neuen gegenüber und geht weiter. Der Silberdenar muß noch warten.

Der nächste Stand fesselt sofort wieder die Aufmerksamkeit. Ein blonder Frieser sitzt zwischen Ballen selbstgewebten, groben Tuches. In geringerer Menge liegt daneben feinerer Gewandstoff aus England. Er wird zu Mänteln verarbeitet, doch die Bauern tragen ihn nicht, nur die reichen Bürger.

Ein Mönch preist wortreich und witzig allerlei Sachen an. Sie sind von den kunstfertigen Händen seiner Klosterbrüder geschaffen. Bei ihm feilscht Christoph um einen Gürtel. Er ist mit bunten Steinen hübsch besetzt, doch nicht mit edlen, sonst würde der Silberdenar nicht langen. Der Mönch will zuerst mehr haben. Da ihm aber der Fährmann offen erklärt, er habe nur dieses Geld, und das Geschäft heute flau geht, werden sie handelseins.

Es ist ein Frauengürtel. Nicht für sich hat ihn Christoph erstanden. Anka soll ihn haben. Die bunten Steine werden ihr Freude machen. Das Brautgeschenk wird es sein, wenn er ihr seine Liebe gesteht.

Er fröstelt leise vor tief innerer Erregung, trotzdem die Sonne fast sommerlich warm auf den Platz niederbrennt und das junge, zarte Laub der Linden erst wenig Schatten spendet.

Anka . . .

Sie muß ihm gehören.

Immer wieder kehren seine Gedanken, seine Wünsche zu ihr zurück.

Plötzlich hat der Markt alle Anziehungskraft für ihn eingebüßt.

Er treibt sich nun ziellos in den Straßen herum. Doch nein — er verfolgt heimlich eine Absicht. Er will Frauen sehen. Er begehrt jäh und brennend ihren Anblick. Er dürstet danach.

Er verweilt bei den Brunnen und schaut zu, wie die Mägde Wasser pumpen und schwanzen. Ihr Lachen springt ihm ins Blut.

Abermals wird der Jäger in ihm wach, in dessen hier fehlt das Reh, auf das er begierig ist. Der Anblick dieser wasserholenden Mägde mildert nicht seine Sehnsucht nach Anka. Keine biegt sich in den Hüften gleich ihr so leicht und geschmeidig. Keine wirft auf sie einen Schatten, daß ihr Bild matter leuchtet. Überall suchen seine Augen nur sie und wenden enttäuscht sich ab, weil sie trotz achtsamen Suchens keine Ähnlichkeit mit der Geliebten erspähen können.

Ihr gilt auch sein erster Gedanke, als er am nächsten Morgen mit Sasso den Kahn in die Strömung bringt. Auf ruhigen Armen trägt ihn die Elbe nordwärts. Bald sind die drohenden Mauerzinnen und Burgtürme von Magadaburg verschwunden. Nur das Wasser platscht und gurgelt noch. Durch kein Dach, keine Mauer eingeengt, leuchtet der junge Frühlingmorgen über einsame Fluren und Wälder. Wie niedrig erscheint dagegen in der Erinnerung die enge Stadt!

Von einer morschen Weide am Ufer schwingt sich ein Reiher mit stolzen Bogen in die hohe Luft.

\* \* \*

Ein paar Stunden, nachdem Christoph und der Knecht ihre Fahrt begonnen haben, ist es im Sährhof noch ziemlich still. Dann hackt die Magd Koswitha im Garten den Boden eines Beetes um. Die Arbeit geht ihr nur langsam von der Hand, und das Rücken fällt den alten Knochen gar schwer. Sie fangen allmählich an, den Dienst zu versagen.

Thankmar, Christophs Vater, beobachtet vom Stallfenster her, wie mühsam sie werkt. Sonst hat er sich um die Lasten einer unfreien Magd niemals gekümmert, nun er jedoch selber die Bürde des Alters zu spüren bekommt, mildert sich zusehends sein einst in Krieg und Not verhärteter Sinn. Keineswegs roh und teilnahmslos von Natur, ist ihm aber die langen Jahre hindurch das Schicksal des eigenen Hauses stets als das allerschlimmste erschienen. Daher hat er gegenüber den Sorgen und Beschwerden der anderen bisher nur Gleichgültigkeit aufgebracht.

Heute befindet er sich, vielleicht nach einem guten Schlaf oder auch nur durch den taufrischen Morgen, in selten gütiger Laune. Er überlegt, wie er für Koswitha wohl eine Hilfe herbeischaffen könne. Eine Junge muß ins Haus, die fest zupackt! Hier, wo die Frau durch ihre Blindheit beinahe ausfällt, tut dies doppelt not.

Eine finstere Wolke beschattet seine Stirn bei dem, ach, immer gegenwärtigen Gedanken an den Unglückstag, der Hermenegild das Augenlicht und zweien seiner Kinder das Leben geraubt hat. Die verfluchten Wenden!

Ihre Töchter aber sind brauchbare Mägde, solange man sie streng unter der Suchtel hält. Thankmar wird eine kaufen. Er denkt schon an eine bestimmte.

Schräg überm Strom wohnt der Fischer Katslaw. Eine seiner Töchter ist sie, und er gibt sie sicher billig her. Rings um die Hütte wimmelt es jederzeit von Kindern in allen Altersstufen. Der Vater darf also froh sein, wenn man ihm eine unnütze Lösserin abnimmt. Da er weder Feld noch Garten besitzt, mangelt es für mehrere Mädchen an Arbeit. Die heidnischen Wenden bringen überflüssige Töchter gleich nach der Geburt um; die christlichen verkaufen die ihren, sobald sie einen Wert erlangt haben. Thankmar macht sich deshalb auf einiges Feilschen gefaßt.

Die Säbriocke unterbricht seine Erwägungen.

Ohne Eile verläßt er den Stall. Er muß noch die Diele des Wohnhauses und den breiten Zwischenraum bis zum Zaun durchqueren, ehe er auf die Straße gelangt.

Als er aus dem Tor des Zaunes tritt und nun endlich sehen kann, wer Fergendienst begehrt, mustert er die Ankömmlinge mit unverhohlener Neugierde. Fremd wie am fernsten wohnende Slawen schauen sie drein. Es sind vier von der Mühsal der Reise arg angestrengt aussehende Mannsbilder, zwei davon noch halbe Knaben. Auf den schwarzhaarigen Schädeln tragen sie spitze gelbe Hüte; damit man sie gleich erkennt. Ein jüdischer Kaufmann ist es — wahrscheinlich mit seinen Söhnen.



Thankmar rümpft die Nase. Er mag die Juden nicht. Ins freie Sachsenland haben sie früher nie hereingedurft. Der großmächtige Kaiser Karl aber hält schirmend seine starke Hand über sie. Er braucht sie als Geldleiher und Wechselr.

Still für sich meint Thankmar, daß sie hauptsächlich nur den Sachsen zum Spott ins Land gelassen werden, um die Besiegten zu kränken. Muß doch heutzutage alles möglichst verschieden von dem sein, wie es während der Herrschaft Herzog Widukinds Sitte und Ordnung gewesen ist. Stets von neuem empfindet Thankmar nach dem unglücklichen Ausgang des jahrelangen Kampfes das bittere Los des Besiegten. Man führt ein Dasein ohne Hunger und Not, sogar ohne sichtbare Zeichen der Knechtschaft im Schutz des großen Reiches — und doch ist einem das Beste, das Innerlichste genommen worden — die Freiheit. Bei jedem Anlaß leidet man darunter, selbst wenn es sich um nichts Wichtiges handelt — sogar beim Übersetzen eines solchen ärmlichen jüdischen Kaufmannszuges.

Statt eines Pferdes ziehen nun die zwei älteren Männer den Wagen zur Fähr. Die beiden jüngeren schieben.

Thankmars düstere Mienen hellen sich auf, als er die Ladung unter der wetterschützenden Plane erkennt. Ackergerät mannigfacher Art scheint es zu sein. Freilich, derlei findet guten Absatz im wendischen Land, denn die Deutschen, besonders die Werkleute am Rhein, fertigen das besser als die Slawen jenseits der Elbe, wo dem Boden überall das Eisen mangelt.

Gleich auf seine erste Frage erfährt Thankmar, daß die Juden aus dem Westen kommen. Da kann es also sein, daß sie neuartiges, zur Erleichterung der Arbeit brauchbares Gerät mit sich führen. Seit er altert, hat er Verständnis für solche Dinge und spürt sie auf, wo sie zu haben sind. Weil sein Wanderblut stiller geworden ist, beschäftigt er sich jetzt mehr als früher mit Feld und Wiese. Er klebt dabei nicht am Alten und versucht manches auf bisher unbekannte Weise. Dies nimmt der Arbeit das eintönige Gleichmaß. Nur so hält er bei ihr aus. Mag auch hier und da etwas fehlschlagen, sein unruhiger Geist läßt sich dadurch nicht entmutigen und erzwingt jedesmal am Ende doch einen Fortschritt.

Thankmar räumt bedächtig zwischen den Geräten herum. Gern duldet es der Kaufmann. Wenn er ein Stück an den Fergen absetzt, braucht er den Fährlohn nicht in blanker Münze zu zahlen und der schwere Wagen wird leichter.

Thankmars spürender Blick fällt auf ein Messer. So eines hat er neulich an einem Pflug gesehen, der des Gaugrafen Zeichen trägt. Es ist ein Sech. Vor der Pflugschar angebracht, zerschneidet es die Erdbrocken und bereitet dadurch den Boden besser vor.

Es kostet ziemlich viel — mit Recht, weil es einen sogleich in die Augen fallenden Fortschritt bedeutet. Thankmar erkennt dies klaren Blickes und feilscht nicht lange. Das würde er überhaupt für unter seiner Würde halten, denn er ist kein Kaufmann. Er gibt dem

Sergenlohn noch ein Gericht Fische zu, und zwar so reichlich, daß es den vier Reisenden eine ganze Mittagsmahlzeit verschafft.

Befriedigt pfeift er dem Knecht Ludger, während der Händler mit seinen Söhnen den Wagen auf die Fähre schiebt. Bald durchfurcht sie den gelblichen Gischt der zerbrechenden Wogen.

Nach dem Abzug der Juden heißt Thankmar den Knecht bei der Fähre warten. Er selbst schlägt einen schmalen Pfad inmitten des Auddickichts ein. Er liebt rasches Handeln. Jetzt gleich wird er seinen guten Plan ausführen und Koswitha Unterstützung besorgen.

Er weiß hier Bescheid. Der Pfad schlängelt sich zur Hütte des Fischers Katislaw. Bald steht Thankmar davor.

Die erste Begrüßung ist nicht unfreundlich. Die Friedensjahre haben die Feindschaft, die in den Herzen zwar immer noch glohst, von außen überschüttet und unsichtbar werden lassen. Besonders aber gelten der Ferge Weißhaupt, weil er so oft den Fluß überquert, und auch sein Vater schon beinahe als Nachbarn.

Im Laufe der Zeit hat sich hier eine Grenzsprache gebildet. Die Mischung von Sächsisch und Wendisch klingt nicht schön, aber sie ermöglicht es, daß man sich zur Not verständigt. Gehen bisweilen die Wörter aus, müssen die Gebärden sie ersetzen.

Thankmar kommt zu günstiger Stunde. Er trifft nicht nur den Fischer selbst an, sondern auch die Tochter, die er kaufen möchte. Sie

will gerade einen Fischzuber zum Trocknen in die Sonne stellen und kann, mit der Last im Arm, nicht davonschleichen.

Katizlaw sicht an einem Weidenkorb. Nun stellt er ihn beiseite und fragt Thankmar nach seinem Begehr.

Der hält keine lange Einleitung für nötig und sagt entschieden:

„Ich brauche in meinem Hause eine junge Magd. Was verlangst du für die da?“

Er deutet mit dem Daumen auf Anka.

Sie hat ihn verstanden und schrickt zusammen. Sie möchte gern flüchten, aber wie festgewachsen haftet sie am Boden und senkt nur die Lider. Langsam färbt ein feines Rot ihre zuvor erblaßten Wangen.

Sie weiß – der Mann, der sie fordert, ist Christophs Vater.

Im ersten Augenblick hat eine rasche Hoffnung das Herz ihr lauter klopfen lassen. Vielleicht schickt ihn sein Sohn.

Die Hoffnung zerstiebt sogleich. Ach, nein, der Sohn schickt ihn nicht. Dieser herrische Alte fordert sie keineswegs als Schwiegertochter, nur als niedere Magd, als Leibeigene.

Die Röte in ihrem Antlitz weicht von neuem einer tiefen Blässe.

Jetzt schlägt Anka die Augen auf und blickt gespannt zu ihrem Vater hinüber. Der hat bisher hinterhältig geschwiegen und sich bedachtig den schon ergrauenden Schädel gefragt.

„Nun, was ist?“ hilft Thankmar voll Ungeduld nach und zieht die Brauen hoch.

Katitslaw scheint jetzt zu einem Entschluß gekommen.

Er schüttelt ein wenig den Kopf. Das soll keine Ablehnung sein. Er will dadurch nur mehr herauschlagen.

„Ich brauche sie selbst“, knurrt er unfreundlich.

„Ich sehe sie fast jeden Tag nahe dem Wasser herumstreunen“, entgegnet Thankmar. „Sie ist aber kräftig genug zum Arbeiten.“

Wieder wird es still.

Anka preßt vor Bangen den Atem zurück. Ihre Augen hängen am Munde des Vaters.

„Was bietest du?“ knurrt dieser fast feindlich zwischen den Zähnen.

Anka schwindelt.

„Gibst du sie mir ganz?“

Katitslaw brummelt etwas. Es kann eine Bejahung sein, und Thankmar faßt es so auf.

„Wie wäre es mit einem Kurzrock für dich und einem Wollkleid für deine Frau?“ schlägt er vor.

Es wird nicht reichen, aber zugeben kann man immer noch. Wenden wollen hochtreiben, sonst sind sie unzufrieden. Deshalb muß man niedrig beginnen.

Als die Frau des Fischers sich nennen hört, klettert sie über eine Leiter herunter. Sie hat in der Hütte alles vernommen, denn die Wände sind leicht. Nun aber darf sie bei dem Sandel nicht mehr fehlen.

Aus den Winkeln der schief gestellten Augen blinzeln die Eheleute sich an.

Thankmar hat mit Vorbedacht die Frau genannt. Fällt auch für sie etwas ab, wird sie wegen der Tochter keinen Widerspruch erheben.

„Du hast schöne Keusen“, sagt der Fischer nebenhin.

„Also gebe ich dir auch ein paar Keusen. Mitzubringen braucht das Mädchen nichts. Gefleidet wird es von uns drüben.“

„Aber noch vier Denare“, plagt die Frau entschieden dazwischen.

Hier an der Grenze wissen sie schon mit gemünztem Gelde Bescheid. Weiter drin im Wendenland wiegen sie noch Silber und Gold auf der Wage umständlich ab.

„Bist du verrückt!“ braust Thankmar auf.

„Es ist ein kräftiges Mädchen, Herr, und gehorsam, wenn du sie gut ziehst“, lobt die Frau ihre Ware voll Eifer und lauernden Blickes.

Sie sieht älter aus als sie ist. Ihr vom Sumpffieber ausgemergeltes, hageres Gesicht wirkt abstoßend hart.

Prüfend mustert Thankmar die neue Magd. Sie ist wirklich kräftig und hat ein offenes Gesicht trotz der slawischen Augen.

Auch wenn er sehr arm wäre, würde er keine Tochter so verschachern. Es widert ihn an und fast reut ihn der Handel.

Salb, weil Anka ihm gefällt, halb aus Mitleid willigt er in die vier Denare.

Die Frau hat nur mit zweien gerechnet. Ein Strahl der Siegesfreude schießt aus ihren stechenden, dunklen Augen. Das hätte ihr Mann, der Tölpel, niemals erreicht. Ein

Weib sieht eben besser auf Vorteil, weil es unter dem Mangel mehr leidet und ärger das Notwendigste entbehren muß. Für den Mann fällt immer noch eher etwas ab, und die vielen Kinder saugen ihn nicht aus.

Der Kauf kommt Thankmar teurer zu stehen als er vorausberechnet hat, doch er ist deshalb nicht mißgestimmt.

„Sie kann gleich mit mir kommen.“

Anka senkt bei seinen Worten ergeben den Nacken. Die furchtbare Aufregung dieser Stunde verwirrt sie völlig.

Wie im Dunkeln eingespernte Vögel, die sinnlos durcheinander flattern und sich die Köpfe an dem vermeintlichen Ausschluß zer-schmettern, so taumeln die Gedanken wild in Ankas schmerzdem Hirn umher. Vergebens suchen sie einen Halt. Zu Christoph finden sie nicht. Es ist, als ob zwischen ihm und dem Mädchen Thankmar breitrückig jeden Weg ver-stelle.

Ein anderer aber kommt Anka in den Sinn, obwohl sie sonst gar nichts von ihm wissen will – ihr Vetter Dragowit. Wenn sie sein Werben nicht so entschieden abgewiesen hätte, jetzt müßte er ihr helfen.

Er liebt sie. Er hat sich ihretwegen sogar taufen lassen. Trotz manchen Zeugnisses seiner Zuneigung fürchtet sie sich jedoch vor ihm in unbegreiflicher Weise. Sein stehender Blick schreckt sie – derselbe Blick, der seit Kindertagen auch die Mutter ihr entfremdet.

Indessen ist es nicht dies allein. Sie fühlt sich in seiner Nähe stets von Gefahr umlauert,

obgleich er nicht rücksichtsloser, nicht gröber als andere sich benimmt. Nichts Offenes, keine Särten und Kanten, keine herrisch derben Knüffe und Püffe scheuchen Anka vor ihm zurück. Ein Sinterhalt droht. Ans Leben selbst scheint es zu gehen. Man muß sich hüten.

Nein – wenn sie zu Dragowit flüchtet, wird sie nur in ihr Verderben rennen.

Wozu auch? Ihre Lippen zucken.

An diesem Ufer ist ihres Bleibens doch nicht mehr. Ihre Schwester hat man hier verkauft. Nun verkauft man auch sie. Nur fort!

Jetzt winkt zum ersten Male Christophs Schatten fern herüber – aber noch sehr fern.

Die rasenden Gedanken zerhämmern so Ankas Hirn, daß sie nun sich nicht mehr halten kann und in Tränen ausbricht.

Ihre Mutter will zu ihr treten. Die Tochter ballt die Fäuste gegen sie und weist ihr die Zähne wie eine Wildkatze.

Thankmar trennt die beiden. Er legt seine breite, rauhe Hand auf die Schulter des Mädchens. Es ist die strenge Gebärde der Besitznahme, aber seine Worte klingen freundlich:

„Komm, du hast hier nichts mehr zu suchen“, sagt er fast tröstend.

Anka bestätigt es unter wütendem Schluchzen durch ein krampfhaftes Schütteln des Kopfes. Wie in diesem Augenblick sie ihre Eltern haßt!

„Wenn du ordentlich bist, wirst du es besser bei uns drüben haben“ – Thankmar blickt miß-



fällig auf den faulenden Unrathaufen bei der Sütte — „als hier in dem Dreck.“

„Ich will mir nur etwas holen“, stammelt Anka, noch mit hartem Gesicht, aber wieder ruhig.

Sie klettert die Leiter zum Schlafrum hinauf und verschwindet. Thankmar will eben argwöhnisch die Brauen runzeln, da ist sie schon zurück.

Sie hat ein buntes Tuch um den Nacken geschlungen — der einzige Besitz, an dem ihr Herz hängt . . .

Dieses Mal nimmt die Fähre nichts als zwei Menschen mit, aber sie scheint wie von einer großen Last ins Wasser gedrückt zu werden — als trage sie Schicksal.

\* \* \*

Zögernd verläßt Anka die gelandete Fähre. Der Boden droht unter ihren Füßen vor Fremdheit zu schwanken, doch sie blickt kein einziges Mal nach dem Ufer der Heimat sich um. Trotz prägt scharf ihr Gesicht. Die braunen Augen schimmern noch feucht, aber die Tränen in ihnen sind versiegt.

Thankmar übergibt die neue Magd der Obhut Koswithas.

„Da hast du nun eine Hilfe“, sagt er freundlich. „Nimm sie in strenge Zucht, daß wir Nutzen von ihr haben.“

Anka hört kaum, was er spricht. Ihre Augen schweifen umher. Koswitha hält es für Neugierde.

„Freilich, hier sieht es anders aus als bei euch“, kichert sie mit gutmütigem Spott aus zahnlosem Mund.

Sie täuscht sich. Das Haus übersteigt in Größe und Festigkeit der Bauweise alle Begriffe Ankas. Ein einziger Blick muß trotzdem dafür genügen. Der nächste geht schon wieder auf die Suche.

Wo ist Christoph?

Seitdem sie den sächsischen Boden unter sich fühlt, beherrscht sie nur noch dieser eine Gedanke.

Koswitha führt ihren Schübling in den Garten zu einer Bank. Durch den vollen Sonnenschein ist es hier am hellsten.

Sie heißt Anka sich niedersetzen und öffnet ihr das Haar. Nur ein Band hat es gehalten. Nun fällt es weit über die Schultern nieder.

Verwundert läßt das Mädchen alles mit sich geschehen.

„Will nur schauen, ob du sauber bist“, erklärt Koswitha und beginnt den Kopf Ankas sorgfältig auf Läuse zu untersuchen. Eine Wendin — da muß man vorsichtig sein. Das wäre eine unwillkommene Zubuße, wenn die ihnen solch ekelhaftes Viehzeug ins Haus schlepte.

Das Blut schießt Anka in die Wangen. Sie möchte den Kopf wegbiegen, doch die knöchernen Arbeitshände der Alten lassen nicht locker.

„Sälist du nicht stille, gebe ich dir eins!“ fährt sie das Mädchen an, da tut es ihr den Willen.

Kede steht es ihr aber nicht. Stumm läßt es das peinliche Verfahren über sich ergehen.

Wenn die Alte wütend wird, nestelt sie die Haare noch gröber auseinander und das schmerzt. Von der ungeduldigen Mutter her hat Anka Erfahrung in solchen Kleinen Leiden.

Koswitha findet nichts Verdächtiges und brummelt, zufriedengestellt.

Als sie eben mit der Untersuchung fertig ist, tritt Hermenegild aus dem Hause. Im Garten, wo sie jede Ecke so genau kennt, daß sie sich nicht stößt, wo jede Stufe, jeder Winkel, jede Wegkante ihr vertraut sind, kann sie sich ohne Führung, nur mit Hilfe eines Stabes zurechtfinden.

„Dort naht die Herrin!“ flüstert Koswitha Anka zu. „Sie ist sehr gut. Grüße sie ehrfürchtig!“

Die Herrin — das Herz des Mädchens gerät in Verwirrung — Christophs Mutter.

Das noch immer kräftige Blond von Hermenegilds Haaren leuchtet wie eine Krone im Sonnenschein. Mit gesenkten Lidern, so daß man die toten Augen nicht sieht, kommt die Frau langsam näher und bleibt vor den beiden stehen.

„Mein Mann hat ein wendisches Mädchen herübergeholt?“ fragt sie.

„Hier ist es“, antwortet Koswitha unterwürfig.

Sie schiebt Anka, die bisher keine Bewegung wagt, dicht vor Hermenegild. Tastend fährt diese über das Haupt des Mädchens.

„Du bist noch jung, Kind“, sagt sie freundlich, fast ermunternd. Leise umfahren ihre

Finger das neue Gesicht. „Deine Backen-  
knochen sind hart, und dein Kinn ist trotz deiner  
Jugend fest.“ Wie segnend behält sie eine  
Weile ihre Hand auf Ankas Haupt. „Von nun  
an gehörst du mit zu uns.“

Die gütig sanfte Stimme Hermenegilds rührt  
Ankas Seele bis ins tiefste auf. So hat ihre  
Mutter nie gesprochen.

Als die Hand sich von ihrem Haupte löst,  
greift sie danach und küßt sie scheinbar.

„Ja, du bist gut!“ stammelt sie.

Es ist Christophs Mutter.

Bei diesem Gedanken fangen ihre Augen  
wieder zu schweifen an.

Dass er sich nirgends sehen läßt?

Schon öffnet sie die Lippen, um nach ihm zu  
fragen. Aber wie darf sie denn? Sie ist ja nur  
noch eine Magd – verkauft – unfrei geworden  
um Kleider und Denare willen.

Ihr Mund schließt sich wieder mit bitterem  
Zucken.

Plötzlich schmerzt sie das helle Sonnenlicht.  
Es steht in gar so scharfem Gegensatz zu dem  
Dunkel ihres Herzens.

Silflos preßt sie beide Hände ineinander, daß  
sich die Male der Nägel rot abzeichnen.

Sie schreckt auf. Roswitha spricht sie an.

Die beiden Frauen haben inzwischen verab-  
redet, wie Anka beschäftigt werden soll.

„Jetzt hilfst du mir im Garten“, befiehlt die  
alte Magd.

Es tut ihr wohl, daß sie nach lebenslangem  
Dienst nun einmal anschaffen kann, daß eine

da ist, die ihr gehorchen muß. Wie lindernder Balsam auf alte Wunden wirkt das. Sie fühlt sich nicht mehr als die letzte im Hause, über die man allen Ärger, alle schlechte Laune, alles Bittere hinzuschütten pflegt.

Anka nickt nur.

„Gib ihr ein Arbeitskleid aus der Truhe!“ hört sie Hermenegild sagen.

Der Ton dieser Worte schmerzt Anka tief.

Die Herrin hat gesprochen. Jäh steht eine Schranke zwischen ihr und Hermenegild aufgerichtet. Erniedrigt, spürt ihr Herz die Kälte einer ungeheuren Einsamkeit. Selbst Christoph rückt entschwindend fern – ferner als früher, da noch der breite Strom ihn von ihr trennte.

Nachher bleiben ihre Gedanken nur widerspenstig bei der Arbeit, so daß Koswitha oft Ursache hat, die neue Magd zu tadeln.

O, diese Wenden! Die einfachsten Dinge begreifen sie nicht. Dabei behauptet man, sie seien bessere Gärtner als die Sachsen, und manches Gemüse, das sie herüberbringen, läßt es sogar glauben.

Aber diese hier!

Allerdings ein Fischermädchen!

Vielleicht könnte man es zum Angeln und Reusenstellen besser brauchen.

Damit will Koswitha nicht etwa eine Anerkennung ausdrücken. Männerarbeit soll den Männern bleiben; sie tun sowieso meist eben gerade das, was sie müssen, und keinen Deut mehr. Da brauchen die Weiber nicht hineinzupfuschen.

Mit aufmerksamen Blicken beobachtet sie, wie Anka Unkraut zupft. Man darf sie nicht aus den Augen lassen. Da hat sie schon wieder statt einer Winde ein Linsenpflänzchen herausgerissen, obwohl doch beide gut unterschieden sind.

Koswitha schilt. Ganz böse Augen macht sie dabei vor Zorn. Das steckt an. Auch Ankas Augen beginnen zu funkeln.

Diese unverschämte Sächsin möchte sich da als Herrin aufspielen und ist doch nur eine Leibeigene! Anka schluckt – nichts Geringeres als seit diesem argen Tag sie selber.

Das Funkeln ihrer Augen sprüht hitziger. Ja, diese Sachsen bleiben in ihrem Wesen herrisch, selbst wenn sie dienend es geschickt verbergen.

Alte Völkerfeindschaft beginnt sich bei einer so friedlichen Arbeit wie dem Unkrautzupfen gleich neu zu regen.

Seftiger reißt Anka die Wildlinge heraus, so daß die Krumen spritzen. Es tut gut, jemandem zu zeigen, man ist der Stärkere und kann ihn zerstören – wenn dies auch nur schwache Pflänzchen sind.

Ja, zerstören! Eine wilde Lust packt Anka. Zerstören!

Ihre Finger fliegen. Das Unkraut häuft sich.

Verwundert beobachtet Koswitha, wie rasch die Neue arbeiten kann.

Zweckvoll und notwendig erscheint ihr dieses säubernde Werken. Anka aber fühlt in mühsam zurückgestauter Wut nur eines:

Zerstören! — Zerstören!

Nach ein paar Stunden gebückter und kniender Arbeit verebbt auch das. Nun bleibt nur stumpfes, trostloses Müdesein bis zum Ende des Tages.

Es gibt keine Freuden mehr. Verwüstet ist das Leben auf einen Schlag. Kein Gedanke an Christoph — Finsternis umhüllt selbst ihn.

Eine Magd, heute früh noch eine Freie, schläft erschöpft ein und wird morgen wieder geweckt werden zum Magddienst.

\* \* \*

Bis Christoph mit dem Knechte heimkehrt, glänzt schon das Rot der scheidenden Sonne in den Wassertropfen, die von den Rudern perlen. Die beiden haben sich unterwegs Zeit gelassen, auch an ein paar günstigen Stellen, allerdings ohne großen Erfolg, gefischt.

Als der Kahn beim Fährhof landet, dämert es bereits stark. Kühle entsteigt der Flut. Sie atmet noch den winterlichen Sauch des eben in ihr zerronnenen Schnees aus. Die Männer, warm vom langen Rudern, frösteln leise und sind froh, ins Haus zu kommen.

Man hat dort schon das Abendessen hinter sich, aber frisch gekocht muß deshalb nicht werden. Es gibt Brot, Speck und Käse, dazu kellerfrisches Bier. Die Mahlzeit wird den Hungrigen munden.

Anka soll Roswitha beim Herrichten helfen. Sie ist nicht recht bei der Sache. Ihre Hände

schaffen unruhig, so daß die Solzteller klappern und die Messer klirren.

„Wirf nicht alles so gröblich auf den Tisch!“ faucht Koswitha sie an. „Du bist hier bei gesitteten Leuten.“

Der Wendin gegenüber hält sie dies schon zu sagen für nötig. Früher hat sie selber es manchmal zu hören bekommen, wenn Sermenegild reizbar gewesen ist.

Anka beißt die Zähne aufeinander.

Der Knecht Ludger, der sich abendfaul auf der Ofenbank räkelt, grinst behaglich. Wie ein frisch gefangener Otter ist die Neue, auch schön braun im Pelz, und fährt genau so hin und her, als ob sie einen Auschlupf suche aus dem Verlies.

Er läßt kein Auge von ihr. Vielleicht sind die Wendenmädchen falsch, aber hübsch. Sie gefällt ihm gut. Jung, sind sie schmiegsam, alt, werden sie fett. Wer aber denkt ans Alter, wenn der Frühling das Blut rebellisch macht? Der Herd strahlt Wärme, da spürt man die Kühle des Abends nicht. Vor den Fenstern, nur viereckigen, offenen Löchern, sind die Läden geschlossen, deshalb finden die Nebeldünste des Wassers keinen Einlaß.

Nun steht ein Mann auf der Schwelle — aber nur ein Alter — Sasso der Knecht. Anka ist unnötig zusammengefahren.

Christoph erstattet zuerst noch seinem Vater Bericht. Der Mutter schildert er dann die Straßen von Magadaburg und die Buden der Händler. Seinen Kauf verschweigt er, doch seine Hand fühlt heimlich nach dem Gürtel in



der Tasche. Auch der Mägde am Brunnen tut er nicht Erwähnung. Dies geht ihn allein an, so viel er sonst der Mutter von sich mitzuteilen pflegt.

„Du wirst Hunger haben, mein Sohn“, sagt Hermenegild, und dann zu ihrem Mann gewendet: „Wir wollen ihn nun essen lassen. Es ist schon spät.“

„Freilich“, nickt Thankmar.

Er hat seinem Sohn eben erzählen wollen, daß er eine neue Magd herübergeholt hat. Hunger aber nach der weiten Fahrt — dieses Gefühl erscheint ihm vordringlich, besonders bei einem jungen Menschen. Da will er ihn lieber nicht länger aufhalten und schweigt.

Trotz des knurrenden Magens ist Christoph guter Laune oder vielleicht gerade deshalb — weil er weiß, daß er sich bald reichlich sättigen kann.

Die Diensteute in der Küche hören ihn pfeifen.

„Jetzt kommt der Jungherr“, stellt Sasso befriedigt fest.

Nun braucht er gleichfalls nicht mehr zu warten. Sein Magen bellt schon wie ein hungriger Fuchs.

Speiselüftern leckt er sich über die Lippen und bricht sofort sein Gespräch mit Ludger ab.

Auf das Mädchen hat er nur einen verwunderten Blick geworfen. Er kennt es vom anderen Ufer her. Was treibt die Wandin hier im Sährhof? So neugierig ist er aber nicht, daß er fragt. Man wird es sicher erfahren, wenn es Zeit ist.

Christoph tritt ein und grüßt.

Anka bleibt von ihm unbemerkt. Sie ist aus dem Lichtkreis des Kienspans hinter eine Säule entwichen – eine der vier, auf denen die Decke der Küche ruht.

„Langt zu, junger Herr!“ ladet Koswitha mütterlich ein, denn sie kennt ihn von klein an.  
„Und auch du, Saffo!“

Es bedarf der Mahnung nicht. Schon beißen die Zähne ins Brot.

Christoph lacht voll Behagen, als er ein tüchtiges Stück Speck herunterschneidet, und Saffo schmunzelt ebenfalls, während er dem guten Beispiel folgt. Wunderbar saftig und breit durchwachsen ist das fette Fleisch – das Wasser läuft den Tafelnden im Munde zusammen, ehe sie ihn füllen.

Die beiden Männer essen schweigend und schenken dazu aus einem stattlichen Lumpen häufig Bier in ihre Krüge. Hierbei gibt es keinen Unterschied zwischen Herr und Knecht.

Auch Ludger und Koswitha sind verstummt. Fast andächtig schauen sie zu, wie der Speck schwindet und der Brotlaib schrumpft.

Anka wagt sich nicht von der Stelle. Stürmisch pocht ihr das Herz. Was wird nun geschehen? Sie legt die Hände an die Augen, als könne sie sich dadurch unsichtbar machen.

Sie wird nicht hervorkommen, wenn Koswitha sie ruft. Vor den beiden anderen Männern – nein. Sie duckt sich tiefer ins Dunkel. Es wächst, weil der Kienspan herabbrennt, und bietet ein gutes Versteck.

Jetzt hört sie auch schon die Alte brummeln:

„Wo ist nur das Mädchen wieder hin?“

Das gilt bestimmt ihr. Sie zittert.

Obwohl Koswitha nur für sich halblaut gequengelt hat, wird Christoph aufmerksam.

„Was für ein Mädchen?“ fragt er verwundert.

Auch Sasso hebt den Kopf, nun doch voll Erwartung.

„Der Herr hat gestern eine von drüben mitgebracht“, erzählt die Alte. „Damit ich mich nicht mehr so plagen muß.“

„Recht, recht“, murmelt Christoph mit kauernden Backen gleichmütig. Er denkt an nichts Schlimmes. „Wo ist sie denn?“

„Ich weiß nicht, wo sie steckt.“

Anka steht, ohne sich zu rühren, und wagt kaum zu atmen. Wenn nur das laute Klopfen ihres Herzens sie nicht verrät!

Soll sie jetzt aus dem bergenden Schatten treten?

Nein. Scham hält sie zurück.

Plötzlich werden die Bissen Christoph in der Kehle schwer.

„Eine Wendin?“ fragt er, von einer Ahnung gepackt.

Er hält diese zwar im selben Augenblick für töricht und will sie mit einem tüchtigen Schluck Bier herunterspülen, aber es gelingt ihm nicht ganz.

„Vom Fischer Katislaw eine Tochter ist sie“, berichtet Koswitha wichtig. „Der die vielen Kinder hat.“

Gewaltsam drückt Christoph den letzten Bissen herunter, weil er ihm noch hinten in der

Kehle würgend stecken zu bleiben droht, und schiebt den Teller beiseite.

„Anka!“ schreit er auf, so daß Koswitha und die Knechte ihn verwundert anstarren.

Was ist nur dem Jungherrn?

Sortgerissen hat ihn sein Herz. Er krampft die Faust und faßt sich, da er die Blicke der anderen wie Finger in seinem Gesichte tasten fühlt.

Gut, daß er sich gleich wieder beherrscht, denn jetzt tritt Anka in den Lichtkreis der Kienfackel.

Christoph hat sie gerufen, da darf sie sich nicht mehr verbergen. Ihm muß sie folgen. Er ist ihres Herzens einziger Herr, ist stark. Sehr schwach kommt sie sich vor. An diesem Ufer gibt es vor ihm keine Zuflucht. Der Strom trennt nicht mehr.

Nein — der Strom trennt nicht mehr — aber Koswitha und die glänzenden Knechte trennen, die säulengetragene, niedere Decke, der Herd und die blanken Steinfliesen mit den Strohmatten unter Tisch und Stuhl.

Christoph ist aufgestanden.

Einen Herzschlag lang umfassen seine Blicke Anka und sagen ihr unverhüllt, daß er sie liebt — auch an diesem Ufer liebt. Plötzlich aber kündet ihr sein Gesicht, daß sie sich hier nicht verraten dürfen, wo drei Augenpaare sie gespannt belauern.

„Mögest du dich wohl fühlen unter unserem Dach!“

Anka erwartet, Christoph werde die Hand auf sie legen, zum Zeichen der Besitznahme.

Es geschieht jedoch nicht. Da taucht sie wieder ins Dunkel zurück, von keinem anderen Gefühl als einem großen Verwundern erfüllt, daß diese sehr gefürchtete Begegnung schon vorüber ist.

Wie kann das sein?

Vielleicht liebt er sie gar nicht wie Anka ihn. Vielleicht hat sie seinen Blick, mit dem sie ihre ganze Gestalt und ihr Herz umfassen wähnte, nur geträumt.

Es hat sich ja seit gestern viel, fast alles verändert. Am drüberen Ufer ist sie frei gewesen, obwohl arm. Hier aber, zur Magd erniedrigt, darf sie keinen eigenen Willen mehr haben, muß sie nur gehorchen, wenn ihr der Herr befehlt, und sei es Schmach.

Sinsternis greift aus allen Winkeln der breiten Küche nach ihrem Herzen.

Was haben die Eltern ihr angetan!

Säßbittere Gedanken schweifen über den Strom.

Ja, er trennt doch.

Ins Elend der Fremde ist sie kläglich hineingeworfen worden. Einst haben ihre Träume ihr vorgegaukelt, dieses Land werde ihr Glück und Freude bringen. Nun aber fühlt sie sich hier so einsam wie eine der verfluchten Seelen, die zwischen Himmel und Erde herumirren müssen, ohne je Heimat zu finden.

In Kummer und Tränen verbringt Anka ihre zweite Nacht am deutschen Ufer.

Das Sährhaus ist dauerhafter gebaut als die Fischerhütte auf dem Pfahlrost, unter dem ewig das Wasser gluckst. Da das Fenster durch

den Laden sorgfältig verschlossen ist, bietet keine Ritze den Strahlen des Mondes oder auch nur einem Sternensimmern zum Durchschlüpfen Raum. Tiefer scheint deshalb Anka die Finsternis hier als am anderen Ufer – unüberwindlich. So müssen die Kerker in der Herzogstadt Brennabor sein, von denen man sich drüben schauernd erzählt.

Nirgends ein Licht!

Sie möchte beten.

Sie weiß wohl einen alten Spruch für solche Not. Was aber soll er hier? An diesem Ufer verliert er seine Macht.

So liegt sie, in Finsternis gefettet, bis zum dämmernden Morgen.

\* \* \*

Nun bricht die letzte Nacht des Ostermondes an, wo um die zwölfte Stunde die Hexen zum Blocksberg reiten.

Schwere Wolken verhüllen das Silberhorn des Himmelshirten und die schimmernden Herzen der Sterne, doch es regnet nicht. Lind streichelt die Luft das junge Laub und reizt die weißen Trauben der Elsbeeren, betäubender zu duften. Aus der sprießenden Erde steigt ein Brodem von fruchtbarer Feuchtigkeit und geheimem Wachstum. Über offenen Stellen tauchen späte Salter und jagende Fledermäuse wie Schatten auf und schwinden wieder im allmächtigen Dunkel.

Die Knospen der Apfelbäume des Gartens beginnen sich zu öffnen. Licht stehen sie gegen

den finsternen Himmel. Ihr Duft haucht zarter als der Atem des Elsbeerblühens, der vom Waldsaum bis hier herüber reicht, aber er läßt sich trotzdem nicht unterdrücken.

Anka atmet ihn tief ein. Er fühlt, wie ein sanftes Kraut eine Wunde fühlt.

Sie ist aus der Kammer unbemerkt entwischt. Das Schnarchen Roswithas hat sie vertrieben, mehr aber noch die Enge des Hauses.

Der hohe Flechtwerkzaun hält den Garten in sicherer Hut, da braucht sie nichts zu fürchten. Kein Raubtier wird sich durchzwängen. Der festgestampfte Boden flößt bei jedem Tritt Vertrauen ein. Hier schwappt nirgends heimtückisch der zähe Schlamm wie neben den Fischerhütten. Die Wege sind sogar sauber mit Elbkies bestreut . . .

Diese Nacht gönnt auch Christoph keine Ruhe. Der Frühling zündelt ihm im Geblüt.

Nach der Magadaburger Reise hat er trotz des unerwarteten Zusammentreffens mit Anka geschlafen wie ein Bär. Die von schwerer körperlicher Arbeit ermüdete Natur fordert immer herrisch ihr Recht. Sie weiß aber nicht nur von dem einen Recht. Das lehrt ihn hitzig diese Nacht, die einem minder harten Tage folgt und keinen Schlummer dulden will.

Christoph ist es mehrmals gelungen, Ankas Anblick heimlich auszukosten. Vor den Hausgenossen hat er mit ihr nur ein paar kühle Sätze gesprochen und kaum Antwort erhalten. In seinem Herzen aber hat sie sich eingemischt – so tief, daß sie nichts mehr daraus vertreiben

kann, gleichgültig, ob sie eine Freie oder Unfreie ist und was die anderen sticheln werden.

Sein scharfes Ohr hört durch die Liebe noch schärfer. Das heimliche Knirschen des Kieses verrät ihm sofort die leisen Schritte im Garten.

Jemand draussen um diese Zeit? Er lauscht gespannt. Ein Dieb? Nein — den leichten Tritten nach kein Mann.

Christoph springt vom Lager und bekleidet sich hastig.

Sein Herz sagt ihm, nur Anka kann es sein. Jetzt gibt es nicht das kleinste Säumen mehr. Zu ihr hinunter — sonst zerrinnt das Glück wie beim Erwachen ein Traum.

Da er die knarrende Flurtür vermeiden muß, schwingt er sich einfach aus dem Fenster. Schon steht er auf festem Boden und duckt sich in den Schutz des Hauses.

Er tut in der frischen Luft einen tiefen Atemzug und läßt die Blicke schweifen. Sein Herz hat nicht gelogen. Am äußersten Ende des Gartens bemerkt er einen schlanken Schatten. Dieser regt sich nicht, wie verwachsen mit der Erde, wie eine Ausgeburt der Nacht. Ebenso bewegungslos harrt Christoph, vorgebeugt, nur noch hungrig die Dunkelheit durchdringendes Auge.

Plötzlich breitet Anka die Arme. Als seien der Späher und sie unsichtbar verbunden, kann auch er sich jetzt wieder rühren. Der steife Bann ist gebrochen. Nun drängt jede Faser vorwärts.

Jägersacht pürscht er sich näher. Trotzdem hört Anka ihn viel früher als er vermutet.



Sie denkt keinen Herzschlag lang an Flucht. Wieder zum Schatten erstarrt, weicht sie nicht von der Stelle. Christoph dünkt es fast, sie sei nach einem kurzen Erwachen im Stehen abermals eingeschlafen, verzaubert von dieser Serennacht.

Ein paar Sprünge – schon hält er sie in den Armen.

Sie wehrt sich zuerst nicht. Eben ist von einem Stück des Himmels und seinen Sternen der Wolkenvorhang fortgezogen. Ankas Augen schimmern auf bei dem matten Licht, selber zwei Sterne in tiefer Finsternis. Plötzlich jedoch stemmt sie mit einer überraschenden Bewegung beide Ellbogen gegen Christophs Schultern. Ihr Gesicht hat alle Weichheit verloren. Ein wilder Trotz macht es abstoßend scharf.

Bereizt von diesem Trotz, will Christoph Anka gröber anpacken, da blickt er ihr in die Augen und begreift jäh, was ihm noch neu ist – Kampf zwischen Mann und Weib – letzte Abwehr vor dem Unterliegen. Sie muß nur spüren, daß er Kraft hat. Grobheit ist hier nicht angebracht.

Ohne ihr wehe zu tun, bändigt er sie mit dem linken Arm. Trotz ihres Sträubens braucht er nicht einmal beide Hände dazu.

Anka leidet es, rasch nachgebend, voll heimlicher Lust. Der schroffe Trotz zerschmilzt und zugleich auch die Härte ihres Gesichts. Sie verliert gern diesen Kampf und jetzt um so lieber, weil kein Schwächling sie besiegt.

Als Christoph ihren Widerstand erlahmen spürt, greift er mit der rechten Hand in die

Tasche und holt den Gürtel hervor, den er in Magadaburg dem Mönche abgekauft hat.

„Da!“ flüstert er und läßt die Steine im Sternenlicht blinken.

Anka lockert die gestrafften Sehnen. Ihre Augen hängen verlangend an dem Gürtel. Die glänzenden Steine halten sie fest. Indessen sie bezwingt sich noch, danach zu greifen.

„Er ist von Magadaburg“, flüstert Christoph.  
„Ich habe ihn für dich dort gekauft.“

Er legt den Gürtel um ihre Hüften.

Obwohl er hierbei den Arm von ihr wegnimmt, braucht er nicht zu fürchten, daß sie ihm entwischt.

Nun faßt er sie bei dem Gürtel.

„Du hast ihn mir gekauft?“ stammelt sie beglückt.

Erst jetzt erkennt sie richtig den Wert seiner Gabe.

Es stirt ihr vor den Augen. Er hat ihrer gedacht, auch als er fern gewesen ist.

Magadaburg aber kommt ihr besonders fern vor, eine hinter Mauern und Wällen abgeschlossene, feindselig fremde Welt, ihrem wendischen Herzen ein unheimlicher Platz. Und selbst dort hat Christoph ihrer gedacht.

Er liebt sie also dennoch.

Seine Blicke neulich sind kein narrender Traum gewesen. Trug aber ist das Mißtrauen, das Anka seitdem quält – darum muß es jetzt zerflattern.

Ein Schwindel überfällt sie, so ungeheuer empfindet sie das Glück. Sie würde zu Boden stürzen, wenn Christoph sie nicht hielte.

Jetzt trennt kein Strom mehr, kein Magd-  
dienst. Liebe macht frei. Die übrige Welt ver-  
sinkt. Nur dieser Garten bleibt bestehen – und  
der nicht einmal ganz – nur der kleine Teil von  
ihm, der die beiden Liebenden in seinem duft-  
schweren Schatten birgt.

Nicht anders fühlt Christoph, trunken von  
seiner Jugend und dieser Frühlingsnacht.

Er spürt Fleisch und Blut nah dem seinen,  
hält die erste Frau im Arm, die nach ihm ver-  
langt. Nein – sie ist keine der kühlen Töchter  
des Wassermanns, wie er neulich gefürchtet  
hat. Ihre Lippen brennen unter seinen Küssen  
heiß auf. Ihre Schläfen pochen, und das  
Blinken ihrer Augen ist feuchter geworden.  
Nicht Sterne sind es mehr, nur Mädchenaugen  
und sollen nichts anderes sein.

„Mir gehörst du“, fordert er herrisch.

Seine Stimme klingt heiser vor Begehren,  
vor Durst.

Mit tiefen Erschauern bestätigt Anka:

„Dir gehöre ich – nur dir allein.“

„Mein Vater hat dich über das Wasser ge-  
holt.“

Gleich einem dunkleren Echo klingt es wider:

„Dein Vater hat mich über das Wasser  
geholt.“

Ein Bangen zittert in Ankas Stimme.  
Drohend scheinen ihr die Worte des Geliebten  
zu flingen.

„Damit du mir gehörst“, zerbricht er aber  
ihre Furcht.

„Damit ich dir gehöre“, bekennt sie, den  
Nacken willig geneigt.

Nun versinkt wieder die Welt. Nur sie beide sind noch da. Die Zaubernacht eint die fremden Ströme ihres Blutes. Wer will trennen, was glühend zusammenschmilzt?

Stark ist der Frühling.

Vom Randgebüsch des Wäldchens her, in das der Garten ausläuft, schlägt die erste Nachtigall dieses eben geborenen Maimonds.

Sie jauchzt helle Seligkeit, schluchzt wehes Erbarmen. Die beiden jungen Menschen aber hören nur die Seligkeit, das Jubellied der Liebe.

Unentrinnbar ist der Frühling des eigenen Blutes.

Spät erst lassen sie voneinander und schleichen auf leisen Sohlen ins Haus zurück – wie Marder, die sich gepaart haben und nun ihr Versteck auffuchen, um vor den neugierigen Augen des Tages geborgen zu sein.

Die Hexennacht neigt sich schon ihrem Ende zu. Bald wird über den Wipfeln der Morgen dämmern.

\* \* \*

Weil Sermenegilds Augen ausgelöscht sind, vernimmt ihr Ohr um so schärfer. Sie fängt im Söller ein paar Flüsterworte auf und weiß gleich, daß es nur Liebesworte sein können.

Ihr Sohn . . .

Das fremde Mädchen . . .

Ahnung wird jäh zur Gewißheit.

Sermenegild erinnert sich noch gut des Nachmittags, als Christoph ihr gestanden hat, daß

er eine vom anderen Ufer nicht aus seinem Herzen bringt.

Nun hat Thantmar selber sie ins Haus geholt. Allerdings — unfrei ist sie dadurch geworden. Für Hermenegild, die infolge ihrer Blindheit jenseits der engen Schranken des Herkommens steht, bedeutet dies nicht viel. Wer liebt, ist niemals frei, am wenigsten eine Frau, und mag sie des größten Kaisers Tochter sein.

Thantmar freilich wird nur höchst widerstrebend seine Zustimmung erteilen. Unausrottbar tief sitzt ihm der Haß gegen die Wenden im Blut. Er bleibt auch im Alter stets ein Mensch des hellen Tages und hat nicht wie Hermenegild den Weg ins mild dämmernde Land der Seele gefunden. Er mag wohl eine Wending in seinem Hause als Magd aufnehmen, doch als Schwiegertochter wird er sie, ob frei oder unfrei, niemals gelten lassen. Und was er will, entscheidet, denn ihm als Hausherrn steht die Munt zu über Sohn und Magd.

Hermenegild sitzt am offenen Fenster des Söllers und kostet die Süße des Frühlings. Er scheint alle seine Düfte desto freigebiger vor ihr auszubreiten, da er die Lieblichkeit und Farbenpracht seiner Blüten nicht vor ihr entfalten kann. Sonst gibt sie sich oft Stunden lang diesem schmerzlich seligen Genusse hin, heute aber kommt der linde Hauch ihr bald gar nicht mehr zum Bewußtsein, so erfüllt ist sie von Sorgen. Ihr Herz ahnt Aufregung um Christophs willen. Unfrieden und Wirrsal fühlt sie drohend nahen.

Vielleicht aber vermag sie es noch zu wenden?

Sie hört ihren Sohn durch das Jauntor gehen. Schon knarrt unter seinen Schritten die Treppe, die außen am Hause zum Söller hinaufführt.

Es hat keinen Sinn, Verstecken zu spielen. Wenn Sermenegild ernst mit Christoph spricht, kann sie ihn vielleicht noch günstig beeinflussen.

Nun tritt er ins Zimmer und zieht einen Schemel heran, um sich neben sie zu setzen.

In diesem Augenblick denkt sie nur an eines, deutet ihr alles andere nebensächlich. Deshalb fragt sie sofort ohne Umschweife:

„Das fremde Mädchen, von dem du mir einmal erzählt hast, ist Anka?“

Sie hält stockend den Atem an. Sie möchte doch das Gegenteil gern hören. Am Ende sind die Flüsterworte nur der flüchtigen Laune eines verliebten Augenblicks entsprungen, denn das Mädchen muß hübsch sein.

„Ja, Mutter, es ist Anka.“

Also hat Sermenegild vergebens gehofft.

Sie wundert sich, wie schwingend plötzlich Christophs sonst nüchterne Stimme klingt. Sicher leuchten seine Augen. Sie glaubt die Wärme zu spüren, die von ihnen ausstrahlt.

Mit bekümmertem Gesicht wiegt sie den Kopf.

„Armes Kind!“

Sie sieht ihn immer noch klein wie des Tages, da sie ihr Augenlicht bei seiner Rettung verloren hat.

Der Ton ihrer Worte erschreckt Christoph. Er greift nach ihrer Hand, die rein und weiß wie die Hand einer Edelfrau auf ihrem Schoße ruht, und küßt sie, als erbitte er stumm ihren Schutz.

„Hast du schon daran gedacht, was dein Vater zu einer wendischen Schwiegertochter sagen wird?“

Anfangs hat Christoph wohl daran gedacht — solange noch der Strom ihn von Anka trennte. Seitdem sie aber überraschenderweise durch seinen Vater herübergebracht worden ist, fühlt er sich widerstandslos im Bann einer dunklen Verknüpfung. Ihr müssen nicht nur sie beide, sondern auch die Eltern sich fügen.

Halb unbewußt, halb aus dem Willen heraus, dieses ihn völlig beherrschende Gefühl seiner Mutter verständlich zu machen, springt ein Wort auf seine Lippen, das er im nächsten Augenblick, nachdem es laut geworden ist, selber nicht mehr begreift:

„Gott will es.“

Sermenegild senkt das Haupt.

Während ihrer Kindheit und lange danach haben hier Opfer und Verehrung den alten Göttern gegolten. Im Namen des neuen Gottes sind die Sachsen zu Boden geworfen und ihrer viele niedergemetzelt worden. Er ist hart mit ihnen umgegangen, so milde er sich auch im Munde der Priester gibt. ‚Wehe den Besiegten!‘ ist die Losung seiner Barmherzigkeit gewesen. Kein Wunder, daß er zu den Sachsenfeinden, den Wenden, steht, wenn sie nur eben hin bekehrt sind. Er hat sich noch nicht geändert.

„Weißt du aber auch, ob er es gut mit dir meint?“ fragt sie deshalb zweifelnd.

Sie hat sich wie alle anderen seiner Macht unterwerfen müssen, Vertrauen wohnt jedoch bisher nicht in ihrem Herzen. Gesetze, blutbefleckt von der ersten Stunde ihrer Geltung an, wecken keine Liebe. Der Kaiser zu Aachen ist sehr fern. Gott aber auf seiner Himmelsauwe im Glanz seiner fremden Herrlichkeit ist unerreichtbar fern.

Christoph wagt die Frage seiner Mutter nicht zu bejahen und schweigt darum. Auch sein Herz lastet jetzt, von Dunkel erfüllt.

In Hermenegild wird das gleiche Dunkel so übermächtig, daß es sie zu Worten zwingt, die schroffer sind als sie sein sollen.

„Mein Sohn, laß ab von der Magd!“

Der herrische Ton ihrer Rede mißfällt ihr gleich selber, aber nun kann sie es nicht mehr ändern.

Christophs bisher der Mutter gegenüber immer offenes Herz schließt sich zu.

„Früher hast du anders gesprochen“, versetzt er mit ehrerbietigem Vorwurf.

Das will Hermenegild gar nicht leugnen.

„Ja, du bist auf dem Fluß geboren.“

Es klingt wie eine Entschuldigung.

„Ich liebe Anka.“

Das begründet und daraus ergibt sich für Christoph alles.

Hermenegild nickt nur traurig. So kommt man nicht weiter.

Schwer gehen die Atemzüge von Mutter und Sohn, manchmal durch einen gepreßten Seufzer unterbrochen.



Dann öffnet Christoph das nicht mehr ganz so fest verschlossene Herz wieder einen Spalt weit.

„Mutter, sprich du mit dem Vater!“ zwingt er mühsam hervor.

Das hat Hermenegild erwartet. Sie spürt eine neue Last.

„Er wird sehr zornig werden“, erwidert sie halb ausweichend.

„Du wirst ihn zu überzeugen wissen. Es wäre nicht das erste Mal.“

„Es hat sich bisher noch nie um so heikle Dinge gehandelt. Bedenke wohl, es geht nicht nur um dich, mein Sohn. Es geht um Kind und Kindeskind.“

Jedes ihrer ernstesten Worte dünkt Christoph ein kantiger Stein, der ihm auf seinem Blumenweg zum Glück zwischen die Füße rollt.

„Sie gehört mir, und ich gehöre ihr.“

Damit ist er ohne Besinnen dem Glück über die Steine nachgesprungen.

Hermenegild begreift, daß sie vor einer festen Tatsache steht. Etwas ist geschehen, das man nicht mehr fortraten oder niederreden kann.

Es wäre wahrscheinlich minder schnell geschehen, hätte Thankmar nicht das Mädchen ins Haus geholt.

Jetzt glaubt Hermenegild fast auch, daß Gott es will, aber leichter wird ihr dadurch nicht zu Mut.

Vom Ufer her klingt die Särglocke.

Christoph steht auf, zögernd und doch froh, aus der schweren Luft dieser Unterhaltung wieder ins Freie, auf den Strom zu kommen.

„Sprich für mich, Mutter!“ bittet er noch einmal und ergreift ihre Hände.

„Mach dir keine große Hoffnung! Es wird schwierig sein.“

Er nickt seufzend. Das glaubt er jetzt auch.

Er wendet sich rasch ab. Die Fähre wartet ja.

Nach der Dämmerung der Stube blendet ihn das grelle Licht des Morgens. Auch das Dunkel seines Herzens will gar nicht zu dem vogelsingenden, blühenden Mai passen. Die Sonne vertreibt es nicht und später auch nicht der Strom . . .

Sermenegild bleibt wie in Erstarrung sitzen.

Nun sie allein ist, überfällt es sie mit voller Gewalt – ihr Sohn will wirklich eine Wendin heiraten!

Vorhin haben erst ungewisse Sorgen sie beunruhigt. Jetzt sieht sie klar, aber nichts bessert sich dadurch.

Ach, der Kampf zwischen hüben und drüben nimmt kein Ende, nur die Waffen sind andere geworden! Feindliche Ufer immerdar und Blut gegen Blut, ob nun in Haß oder Liebe.

Wieder flammt vor ihr die Herbstnacht, dröhnt das Kriegsgeschrei, klirrt das Klingeln der Schwerter und Schilde, als lebe sie eben erst die Stunde, die das Augenlicht ihr raubt. Nun das lautere Jammern der Weiber, wenn sie ihre Männer stürzen, ihre Habe brennen sehen! Und zuletzt das Köcheln der Sterbenden, das Wimmern der Unmündigen, verlassen, hilflos – immer und immer wieder dieses grause Wimmern aus wabernder Lohe, bis es einer Mutter Kräfte der Verzweiflung gibt!

Den einen hat sie gerettet. Ihre Hände krampfen sich. Ihre Lippen zucken in schmerzvollem Sohn. Warum gerettet? – Damit eine Wendin ihn zum Gatten bekommt!

Es soll doch aber Friede sein. Vergeben, Böses vergessen fordert der neue Gott.

Traut er sich so viel Macht über die Gemüther der Menschen zu?

Die alten Götter haben das nie gefordert.

Wahrscheinlich kannten sie von grauer Urzeit her die Menschen hier besser. Selber kampfgelassen, lag ihnen Vergelten näher als Vergeben.

Vielleicht ist der neue Gott noch fremd im Land und weiß nicht, wie scharf sich die Völker an der Grenze unterscheiden. Nicht ohne Absicht wurde der breite Strom zwischen sie gesetzt. Daß er sie trennt, scheint notwendig zur Sicherung des Friedens.

So denkt Hermenegild, die Gattin des Sachsen Thankmar. Ist sie aber nicht auch die Mutter des Sergen?

Auf dem Wasser geboren, fährt er zwischen beiden Ufern hin und her. Er versteht beider Völker Sprachen. Ihn schreckt der Strom nicht, und er spottet der Enge, weil er liebt.

Darf ihn da eine Mutter hindern, die in Blindheit sehend geworden ist für eine größere Zukunft?

Wird er aber die Kraft haben, seiner Zeit voraus zu sein?

Saß unmöglich scheint es Hermenegild, zu verbieten, zu raten, zu helfen. Zwischen

Soffen und Bangen muß man das Schicksal sich erfüllen lassen.

Die Wurt spinnt den Faden — Glück oder Unglück — wer weiß es?

Und doch soll Hermenegild handeln. Christoph erwartet es von ihr.

Sie findet aber vorläufig nichts Besseres, als auf eine gute Stunde zu warten, wo sie mit Thankmar reden kann, ohne daß er sie gleich rauh abweist.

Obwohl sie die Neigung ihres Sohnes nicht billigt, wird sie ihm zu helfen suchen. Aus Liebe — das einzige, was eine blinde Frau anstatt Haus- und Gartenarbeit den Thren geben kann — Liebe . . .

\* \* \*

Von nun an achtet Hermenegild darauf, daß Anka, freilich zu Roswithas Mißfallen, mehr im Hause als in Hof und Garten beschäftigt wird. Sie will sie näher um sich haben und sie besser kennenlernen. Der erste Eindruck am Tage der Ankunft des Mädchens hat nur oberflächlich sein können. Für die Magd hätte es genügt. Von der zukünftigen Schwiegertochter indessen möchte sie sich ein klareres Bild verschaffen. Nur braucht ein blinder Mensch zur Erreichung dieses Zieles andere Mittel und länger als ein sehender. Auf seine eigene Weise muß er es sich aus Unschaubarem, aus lauten und leisen Dingen, aus Fragen und Antworten, aus dem schroffen und weichen Klang der Stimme, aus Seufzern und Schwei-

gen Stück für Stück in Geduld zusammenlegen.

Anka macht es Hermenegild noch schwerer. Sie kommt ihr kein Haarbret entgegen. Wenn sie schon vor den anderen im Hause sich scheu verschließt, so tut sie dies noch ängstlicher vor Christophs Mutter.

Nicht irgendein feindseliges Gefühl treibt sie dazu. Sie hat die milden Worte Hermenegilds am ersten Tage nicht vergessen und auch später über keine Unbilligkeit Klagen müssen. Allein die toten Augen verfolgen sie. Wo sie kann, meidet sie ihre Nähe, und ist es ihr unmöglich, sich ihnen zu entziehen, steht sie immer stumm mit schmalem Mund, wie gebannt, und kommt nicht los von dem jammervollen Anblick.

Ein steter Vorwurf ist ihr diese Blindheit, und sie bringt es noch nicht fertig, sich unfühlend gegen ihn zu verhärten. Durch Koswitha weiß sie, was sich ereignet hat. Anka trägt selber an dem Unglück bestimmt keine Schuld, aber die ihren sind es gewesen; nicht einmal im offenen Kampf, erzählt man, sondern bei feigem Überfall, und deshalb trifft der Vorwurf sie als Wendin mit.

Wendin — ja, das bleibt sie, obwohl sie gegen die drüben unauslöschbar Wut und Haß im Herzen trägt, seitdem man sie lieblos verkauft hat. Weil sie es bleibt, kann sie den Anklagen der toten Augen nicht entfliehen.

Seimlich ertappt sie sich sogar dabei, daß sie aus dem alten Widerspruch des Blutes das frevelnde Tun von Nordbrennern, wie man sie

hier an diesem Ufer nennt, im stillen zu entschuldigen trachtet. Sie schämt sich dessen und gewinnt es dennoch nicht über sich, vorbehaltlos zu verdammen. Uralte Feindschaft, jahrhundertlang Böses zu Bösem häufend, rechtfertigt selbst den Streich aus dem Sinterhalt, wenn er nur dem Gegner Schaden bringt.

Auf Hermenegilds Fragen antwortet Anka stets nicht mehr als unbedingt nötig ist. Wenn sie es für nützlich erachtet, verschanzt sie sich auch hinter ihrer schlechten Kenntnis der sächsischen Sprache. Wie ein gefangenes Tier wittert sie bei jedem Anlaß gleich Fallstricke. Viel lieber wäre sie wieder im Garten oder auf dem Acker, obwohl dort die Arbeit mehr Kraft, Rücken und Schweiß erfordert. Die Männer und Roswitha scheut sie nicht.

Erst am dritten Tage lohnt sich Hermenegilds Bemühen. Sie spricht in Gegenwart Roswithas von den Eltern. Nur allgemein. Anka jedoch faßt es sofort ganz persönlich auf. Die offene Wunde ihres Herzens ist getroffen. Nun quellen Flüche und Verwünschungen laut aus ihm empor. Kein Salten gibt es mehr. Selbst die Furcht vor den blinden Augen zerfliehet. Wild lodert der Haß. Unbändig rüttelt die Freigeborene an dem Zwang der Knechtschaft.

Nein — Anka fügt sich nicht als Magd, obwohl sie nur von armen Fischersleuten stammt.

Roswitha, diese echte Dienerinnenseele, möchte sie immer wieder durch empörte Zwischenrufe in die knechtische Gegenwart zurückreißen. Ihre Besänftigungsversuche fachen den Haß nur noch höher an.

Sermenegild lauscht, lächelt ein paarmal fast verlegen und schweigt.

Im tiefsten Innern erschrickt sie vor dieser übersprudelnden Leidenschaft. Maßlos dünkt ihr manches und stößt sie ab. Wenn nicht Christoph Anka durchaus heiraten wollte, würde sie diesen Ausbruch verbitterter Gefühle gar nicht so aufmerksam betrachten. Still abwägend, findet sie aber auch etwas Gutes heraus. Wenn das Band zwischen Eltern und Tochter derart gründlich entzweigesehritten ist, wird die Heimatberaubte auf dem Säbrhof sich leichter eingewöhnen und man wird der im eigentlichen Sinn Verwaisten eher trauen dürfen.

Als Anka aus dem Taumel dieser haßgeegorenen Bitterkeit wieder zu sich selber findet, erschrickt sie noch heftiger als Sermenegild. Wider Willen fortgerissen, hat sie ihre heimlichsten Gefühle verraten. Von neuem preßt sie den Mund schmal zusammen und schließt das Herz desto fester ab. Aus Unbedachtsamkeit hat sie gesprochen. Was geht ihr Kummer die stille, fremde Frau dort an! ‚Wenden!‘ wird sie denken. ‚Lumpige Wenden!‘ Nur sich selber hat Anka also damit geschadet. Wieder packt sie die Furcht vor den blinden Augen, und sie verstummt, als habe sie niemals sprechen gelernt.

Während sie sonst danach trachtet, Christoph zu begegnen oder wenigstens sein Gewand zu streifen, geht sie heute auch ihm aus dem Wege. Er ist der Sohn seiner Mutter, und dieser hat sie den wilden Aufruhr ihres Herzens ohne Sülle offenbart.

Nachher, umringt von Finsternis, in einer unbarmherzigen Stunde nächtlicher Verzweiflung, kommt selbst er ihr fremd vor, trotz allem, was inzwischen geschehen ist, wie zu Anfang ihrer Liebe von neuem durch den breiten Strom getrennt, der Sachse an dem einen und die Wendin an dem anderen Ufer.

Ach, es ist wohl Torheit, daß sie ihn liebt!

Nie wird er ihr gehören, wie Anka ihm gehört, weil außer ihm nichts mehr in der Welt sie bindet.

Torheit, ja, und trotzdem! Süß ist der Frühling, süßer das Bewußtsein der eigenen, schwellenden Kraft. Nicht sich als Magd im niederen Dienst kleinweis verschleudern müssen — frei wieder sein, wenn auch gebunden an den Mann — Herrin, obwohl vielleicht minder leidenschaftlich geliebt, als man es haben will — nicht alles ist erreichbar — man wird mit dem zufrieden sein, was man gewinnt.

Sast wie Beten sind Ankas Gedanken. Mit ihnen überwindet sie allmählich die Verzweiflung und tauscht Klarheit gegen Wirrsal.

Am nächsten Tag scheint alle Widerspenstigkeit in ihr erloschen. Man braucht sie nicht vergebens zu fragen. Sie arbeitet williger, flinker und überlegter denn je.

Sermenegild spürt erleichtert den Wandel. Das Mädchen hat binnen fünf Wochen auf dem Sährhof viel gelernt und weiß die neuen Kenntnisse geschickt anzuwenden. Bis es hier Frau ist, wird es fast alles können.

Unversehens vollendet sich eines Morgens für Sermenegild Ankas Bild.



„Christoph“, sagt diese, als sie zu der Mutter beiläufig von dem Sohne spricht, während sie seinen Arbeitskittel flickt.

Wie anders, denkt Hermenegild, kann doch selbst bei einem gleichgültigen Gespräch ein Name klingen, wenn er aus der Schmelzglut heimlicher Leidenschaft emporgehoben wird!

Sie selber hat auch in jungen Jahren Thantmars Namen nie so gesprochen. Fremd empfindet sie wieder das Mädchen. Für einen Mann aber mag es wohl Reiz und Glück bedeuten, mit solcher Heftigkeit geliebt zu werden. Voll leiser Wehmut gesteht es sich die Frau. Daß es aber außer dem Glück leicht Gefahr heraufbeschwören kann, fürchtet noch im selben Atemzug die Mutter. —

So hat vor Hermenegilds sehenden inneren Augen das Bild der zukünftigen Schwiegertochter nun aus den Herztönen des Hasses und der Liebe Farbe und Leben empfangen. Seitdem sie es klar umrissen in sich trägt, ist ihr jedoch das Gemüt keineswegs erleichtert. Wenn sie es Christoph nicht versprochen hätte, würde sie gern davon absteigen, Thantmar zu überreden.

Sie weiß, er hält viel von ihrem Urteil. Was kann sie indessen ehrlich zugunsten einer solchen Heirat sagen? Voll ernster Bedenken verschiebt sie die Aussprache mit dem Gatten von einem Tag auf den anderen.

Vielleicht aber wird es bald überflüssig, weil diese Liebe gleich einem Osterfeuer schnell niederbrennt? Eitle, stille Hoffnung des ratlosen Mutterherzens — sicher nicht so bald wie

du möchtest. Wohl brennt eine solche Liebe eines Tages nieder, Hermenegild traut ihr keinen Bestand zu. Bis es endlich geschieht, hat sie jedoch viel Zeit, Unheil zu stiften.

Wenn man das glaubt, sollte man ihr mit Gewalt entgegentreten.

Tagelang beschäftigt diese Frage Hermenegild.

Manche Mutter an ihrer Stelle würde gern auf Kosten der Milde eine rasche Lösung zu erreichen suchen. Hermenegild kann sich nicht hierzu entschließen. Sie schreckt davor zurück, weil sie in den unruhigen Jahren ihres Lebens so viel Gewalt über sich selbst hat ergehen lassen müssen.

Dies ist mit ein Grund, warum sie Thankmar hineinzuziehen zögert. In rascher Aufwallung greift er womöglich zu dem Mittel, das sie scheut. Rechtens darf er es, denn er ist der Herr. Niemand fragt danach, was er mit der wendischen Leibeigenen tut. Jederzeit kann er sie an einen anderen Herrn verkaufen.

Hermenegild muß sich gestehen, daß dies zweifellos das einfachste wäre, aber so zu handeln, betrachtet sie schon im nächsten Augenblick als Schwäche. Wer sich in engen Schranken fühllosen Herkommens hält, mag leicht verdammen. Das Herz dagegen gehorcht seiner eigenen Satzung. Wer nun gar mit blinden Augen die Grenzen der äußeren Welt nicht mehr erblickt, der hat besonders gelernt, nach innen zu schauen und der Satzung des Herzens zu willfahren.

Sehr ernst sieht Hermenegild in diesen Tagen aus, so daß es ihrem Sohne das Gemüt umdüstert, aber gütiger denn je zuvor. Das empfindet auch Anka. Sie fühlt, wenn sie in das Antlitz von Mutter und Sohn blickt, hier wird um sie gerungen. Sie jedoch muß abseits stehen, ohne eingreifen zu können — immer noch die Magd, die Fremde. Wieder leidet sie darunter, daß sie eine Wendin ist, eine Tochter der Feinde.

Früher hat man ihr immer nur erzählt, wie schlimm die Leute an diesem Ufer seien — man müsse sie ausrotten gleich dem giftigsten Gewürm — und sie hat kindlich es geglaubt. Bitterkeit im Herzen, lernt sie nun beide Ufer sehen. Dem einen entrissen und im anderen nicht wurzelnd, lastet auf ihr beider Völker Urteil und Vorurteil, Recht und Unrecht, daß sie in schwachen Stunden fast daran zerbricht.

Hell leuchtet der Maimond, aber die Dunkelheit der Herzen auf dem Sährhof kann er nicht vertreiben.

\* \* \*

Thankmar hat klare Augen und er nutzt sie. Er hält sie, da seine Frau blind ist, auch im Hause offen.

Die flinke neue Magd erwirbt sich rasch seine Zufriedenheit. Nur dies mißfällt ihm, daß sein Sohn sie mit gar so freundlichen Blicken verfolgt.

An sich wundert er sich nicht darüber, denn Christoph hat nur selten Gelegenheit, mit Mädchen zusammenzukommen. Und Anka ist

hübsch. Selbst Thankmar wird es noch warm im Blut, sobald er beobachtet, wie sie gelenk die Glieder regt. Man könnte an ihr seine Freude haben – wenn sie nur keine Wendin wäre.

Obwohl Friede herrscht, steht bei solchen Gedanken gleich die Vergangenheit schattend auf. Wer weiß, was die Zukunft bringt? Auch der starke Kaiser Karl wird nicht ewig leben. Unter einem schwächeren Nachfolger kann aber hier an der äußersten Grenze des Reiches leicht wieder der Kampf entbrennen.

Eines Abends kommt Thankmar dazu, wie am Zaun der Knecht Ludger seinen Arm um Anka legen will.

Sie hat Christoph erwartet und stößt deshalb den anderen um so zorniger zurück. Ihre Augen funkeln. Scharf setzt sie die Nägel ein, als der Verliebte sich nicht so leicht abschlagen läßt. Ihre Zähne blitzen in der Dämmerung, gebleckt zum Beißen.

Thankmar bleibt ungesehen ein stummer, doch aufmerksamer Zeuge dieses Vorgangs. Er verspürt nicht die mindeste Lust zum Eingreifen. Wenn der Knecht sich an die Magd heranmacht, desto besser – dann braucht er selber nicht wegen seines Sohnes länger zu sorgen. Nur schade, daß sich Anka so heftig gegen jede Annäherung Ludgers sträubt! Er ist kein übler Bursch. Sie sollte froh sein, daß sie ihm gefällt.

Plötzlich stößt Anka einen kleinen Schrei aus, weil Ludger sie am Gürtel packt.

Das Geschenk Christophs!

Als habe die freche Berührung ihn gerufen, stürmt er durch die Holunderbüsche herbei.

Sofort läßt der Knecht von Anka ab. Christophs Linke faßt ihre Hand. Mit der Rechten versetzt er Ludger einen derben Stoß.

„Troll dich!“ faucht er zwischen zusammengebissenen Zähnen ihn an. „Das ist nichts für dich!“

Der Knecht neigt widerwillig den Nacken und will sich zögernd entfernen. Da tritt Thankmar hinter seinem Buschversteck hervor.

Unwillkürlich schmiegt die verängstigte Anka sich hilfesuchend an Christoph.

Thankmar reckt sich zu seiner vollen Größe auf. Trotzdem das Alter ihm den Rücken beugt, ist er noch immer eine achtungheischende Erscheinung.

Der Sohn tut es ihm nach. Breit stellt er sich vor Anka, als drohe ihr durch seinen Vater Gefahr.

Mit einer Kopfbewegung weist Thankmar den Knecht von dannen. Ludger traut sich kaum die Füße fest aufzusetzen. Nach ein paar Schritten bleibt er lauschend stehen, aber er hört kein Wort und sieht nur drei regungslose, stumme Schatten. Da schleicht er hinweg. Erst jetzt spürt er die Kratzer an den Händen und im Gesicht. Das wird die Wildkaze büßen müssen, wenn Christoph auf Geheiß des Vaters sie im Stich läßt. Denn daß der Alte zwischen beide fährt, gilt Ludger für sicher.

Als der Knecht bestimmt außer Hörweite ist, fragt Thankmar streng:

„Was soll das?“

Christoph und Anka stehen jetzt nebeneinander Arm in Arm.

„Gib sie mir zum Weib!“ bittet der Sohn unumwunden den Vater, so daß Anka erschrickt.

Christophs Stimme klingt nicht sehr weich. Thankmar hört vor allem das Fordern, weniger die Bitte.

„Du bist ein Narr!“ braust er auf.

„Ich liebe sie“, gesteht Christoph.

Dieses Mal spricht er es härter, angriffs-lustiger, als er es neulich zu seiner Mutter gesprochen hat.

„Das ist nicht viel!“ höhnt der Vater.

Christoph beißt die Lippen aufeinander, daß sie schmerzen. Er zügelt kraftvoll den emporsteigenden Zorn. Vater bleibt Vater, auch wenn er höhnt. Zu tief sitzt dem Sohn die Ehrfurcht im Blut – Ahnenerbe, das in solcher Stunde Zinsen trägt.

Thankmar spürt, wie heftig die Gefühle im Herzen seines Sohnes miteinander streiten. Von dreien hat nur diesen einen ihm das Schicksal gelassen. Deshalb sagt er in zwar noch strengem, doch wärmerem Ton:

„Es wird jetzt Nacht, da besiegt die Leidenschaft leicht die Vernunft. Wir wollen am hellen Tag noch einmal darüber sprechen.“

Christoph wagt keinen Einwand.

„Du gehst ins Haus!“ befiehlt Thankmar dem Mädchen.

Es sieht Christoph fragend an. Er nickt. Da entfernt es sich mit einem leisen Gruß.

Verwundert hört der Sohn, daß der Vater diesen Gruß erwidert.

„Wie federnd ihr Schritt ist!“ denkt der Alte wohlgefällig und begreift von neuem, daß Christoph sie liebt.

Als aber der Laut ihrer Schritte verstummt, klingt Thankmar mahnend das leise Rauschen des Stromes ins Ohr, der zwei feindliche Ufer trennt.

Deshalb fährt der Vater unversehens den Sohn hart an:

„Schlag' sie dir aus dem Kopf!“

„Ich kann nicht.“

„Du mußt.“

„Ich kann nicht – nein.“

„Ich gebe sie Ludger zum Weib, damit Ruhe wird.“

Christoph packt Thankmars Hand. „Das tußt du nicht, Vater! Nein, nein! Mein Leben hängt daran!“

„Das bildet sich jeder ein, der liebt.“

„Sag es noch einmal, daß du es tun wirst, und ich bin morgen nicht mehr hier.“

Es droht eine solche ernste Entschlossenheit aus Christophs Worten, daß der Vater davor zurückweicht. Das mit Ludger ist nur ein Gedanke, ein Wunsch, noch nicht feste Absicht. Christoph, sein letztes Kind, will er auf keinen Fall aus dem Hause treiben.

Daß Anka eine Magd ist, wiegt nicht schwer, da sie aus freiem Blute stammt. Bloß eine Wendin dürfte sie nicht sein.

Plötzlich sieht er neben sich zwei kleine Schatten stehen – stumme Kläger – die ge-

liebten Schatten Othmars und Gundolfs, der beiden von den Wenden verbrannten Söhne.

Er preßt die Hand vor die Augen, um die Schatten nicht zu sehen. Sie klagen mit Recht, doch sie sind tot – lange tot. Der eine, letzte hier aber lebt und liebt. Ihn darf er nicht auch verlieren um dieser längst zu Staub Zerfallenen willen.

Er nimmt die Hand von den Augen. Die Schatten sind verschwunden. Noch aber findet er für Christoph kein Wort.

Seftig wogt seine breite Brust auf und nieder. Sie möchte die Last abwälzen, die diese in Finsternis ertrinkende Stunde ihm auferlegt.

Im Walde flagt eine Schleiereule, daß es schauerlich widerklingt, obwohl es doch auch ein Sang der Liebe sein soll. Der Himmel hat nun den Sternenteppich ausgebreitet. Von sanfter Helle ist die junge Nacht erfüllt. Grenzenlos wird die Welt.

Trotz der gewandelten Zeit hat Thankmars Herz noch immer tief und rein die Naturverehrung der Ahnen bewahrt. Deshalb scheint seine Last ihm unerwartet leichter. Eine geheime Macht hilft sie ihm tragen. Teil eines größeren Ganzen ist er nur.

Uralte Kräfte halten die Waage der Welt, davon sie immer ruhevoll im Mittel steht.

Es kommt Thankmar vor, als sei nur dies wichtig, auch so zu stehen. Das zu erleben, dünkt ihm, hat allein Wert. Alles andere blüht und welkt wie Frühlingsblumen und Herbstlaub, wechselt irdisch wie Liebe und Haß.



Sehr ruhig, als sei zwischen ihnen beiden kein rauhes Wort gefallen, legt er väterlich die Hand auf Christophs Schulter.

„Vergiß nicht, mein Sohn“, mahnt er dringend, „zum Hof, zur Fähre gehörst du. Die Fremde, das weißt du selbst, schenkt Elend, besonders für einen Menschen wie dich.“

„Zur Fähre gehört auch Anka“, entgegnet Christoph hartnäckig.

„Warum sie?“

„Der Strom trennt, aber die Fähre verbindet.“

Es sind der Mutter Gedanken, die er wieder denken muß.

„So kann man es unter Umständen auffassen“, pflichtet der Vater ihm überraschend bei.

„Und ich bin auf dem Strom geboren, hat die Mutter mir erzählt.“

„Es war ein aufregender Tag.“

„Darum, Vater, gib mir Anka!“

„Ich will erst mit der Mutter sprechen“, antwortet Thankmar viel weniger ablehnend als zu Anfang.

Der Sohn atmet auf. Er glaubt den Sieg schon gewonnen. Alle Sorgen fliegen plötzlich davon wie Fledermäuse — nein, schneller — wie Nachtschwalben. Sein Herz jubelt. Es fühlt nur noch Liebe, und der hohe Sternenhimmel gönnt ihm Raum, in unendliche Weite zu fließen.

Das Klagen der Eule ist verstummt, aber am Waldsaum singt die Nachtigall wieder das zärtliche Lied der Sehnsucht.

\* \* \*

Ludger, im tiefsten Geblüt erregt und voll glimmenden Zorns über die schroffe Abweisung, gibt sich keine Mühe, bei seiner Rückkehr ins Gesindehaus leise aufzutreten. Er weiß sehr wohl, daß Roswitha, von der Tagesarbeit übermüdet, schon um diese Stunde im besten Schlafe liegt. Es kümmert ihn jedoch einen Dreck, wenn sie aufwacht – wahrhaftig! Er spuckt Gift nicht nur gegen Anka, sondern gegen alle Weiber. Mag deshalb die Alte es mit entgelten, daß er eine so beschämende Abfuhr hat einstecken müssen.

Die Kraker mildern durch ihr Brennen auch nicht gerade seine Wut. Freilich, wenn eine dem jungen Herrn den Kopf verdreht, kann sie an dem Knecht ruhig ihren Hochmut auslassen. Unfrei geboren sein – das klebt wie Pech, wenn man sich rühren will. Man gehört eben bloß zum Haus wie Ochs und Pferd. Man arbeitet und bekommt sein Futter. Nur darin unterscheidet man sich vom Vieh, daß man nicht geschlachtet wird.

Natürlich fährt Roswitha erschreckt aus dem Schlaf empor. Am liebsten stände sie auf und würde dem groben Knecht hagebüchen die Meinung sagen. Die Nacht ist aber noch kühl, wenn man aus dem warmen Bette kommt. Außerdem liegt zwischen den Kammern der Mägde und Knechte ein Gang.

Diesen Gang fürchtet Roswitha im Finstern. Da laufen die Wichtelmännchen ein und aus; denen mag sie nicht begegnen. Wer weiß, welchen Schabernack sie einem antun! Auch sonst braut die Nacht mancherlei Geheimnis,

und man muß sich hüten, damit Bekanntschaft zu machen. Eine, deren Kindheit noch tief in die Zeit der alten Götter hineinreicht, sieht mit ihren trüben Augen mehr als die Jugend mit ihren Klaren.

Wo aber ist Anka?

Hochgerichtet, hockt Koswitha auf dem raschelnden Strohlager. Sie stiert entgeistert ins Dunkel. Narrt sie ein Traum? Es ist eben hell genug, daß sie mit einiger Anstrengung das Bett drüben unterscheiden kann.

Nein — sie täuscht sich nicht — es steht leer.

Da sieht man es also!

Kein Verlaß ist auf das Wendenmensch. Noch hat sie sich nicht eingewöhnt im Haus und schon steckt sie zur Nacht bei einem Mannsbild.

Jetzt durchschaut Koswitha alles. Darum ist Ludger so laut heimgekehrt. Natürlich, wenn die Mannsbilder ihren Willen bekommen haben, nehmen sie auf nichts mehr Rücksicht, dermaßen schwillt ihnen gleich der Kamm.

Daß der Knecht seinen Willen bekommen hat, steht für Koswitha außer Frage. Eine verbuhlte Wendenmagt läßt einen festen Kerl, wenn er schon angebissen hat, nicht lange zappeln. Das ist keine Sächsin, die auf Zucht und Tugend hält, weil sie auch daheim nie etwas anderes sieht.

Voller Entsetzen über Ankas vermeintliche Schlechtigkeit fängt Koswitha zu frieren an und zieht die Decke über die mageren Schultern. Einschlafen darf sie jedoch nicht.

Sie wartet und lauscht. Die Zeit wird ihr lang. Die Müdigkeit macht sich wieder geltend, und die Augen wollen der Alten zufallen. Sie bekämpft tapfer die Schwäche. Sie muß auf dem Posten sein, wenn die Ausreißerin hereinschleicht.

Endlich vernimmt Koswitha das tastende Öffnen der Thür.

Leise gleitet Anka durchs Dunkel. Schon aber packt sie die Wächterin mit einem raschen Griff beim Gewand. Am letzten Zipfel erwischt sie es noch. Es ist feucht vom Atem der Nacht.

„Schamlos benimmst du dich!“ zetert sie empört.

Anka steht ihr nicht Rede. Mit einer jähen Wendung befreit sie das Gewand aus den Fingern der Alten und entkleidet sich ebenso stumm.

Koswitha hört, wie sie unter die Bettdecke schlüpft. Sie tut es fast ohne Geräusch. Nicht einmal das Brettergestell des Lagers knarrt. Nur das Stroh raschelt.

Koswithas Zorn wächst.

Will die falsche Wandin ihr vielleicht vortäuschen, daß sie gar nicht draußen gewesen ist?

„Gib Antwort!“ pfeift es scharf zum Bett der Jungen herüber. „Wo hast du dich so spät noch herumgetrieben?“

Anka schweigt.

„Du kannst mich nicht täuschen. Ich weiß schon, daß du mit Ludger dich zusammenbestellt hast.“

„Nein!“ faucht jetzt Anka wild. Ihr Stolz ist getroffen. Mit dem Knecht zusammenbestellt? Noch einmal: „Nein!“

„Lüg' nicht so frech!“

„Ich lüge nicht.“

„Du warst doch draussen!“

„Ja“, gesteht Anka gleichmütig.

„Und Ludger ist auch vorhin erst gekommen.“

„Der Herr hat ihn heimgeschickt.“

„Der Herr?“

„Ja, ich bin beim Herrn gewesen.“

Koswitha wird nicht so leicht überzeugt.

„Um diese Stunde?“

„Der Abend ist heute schön.“

Die Alte weiß nicht recht, was sie noch einwenden soll.

Anka aber spürt in ihrem Herzen eine drängende Fülle. Tagelang immer verschwiegen, muß sie nun sprechen.

Wenn sie sich Koswitha bei Licht gegenüber sähe, würde sie es vielleicht auch in diesem Augenblick unterlassen. So aber ist ihr fast, als ob sie nur laut zu sich selber spreche.

Nein, nicht mehr stumm bleiben! Das ist ihr jetzt die Hauptsache — klingen muß sie es hören, denn Kunde gibt es von einem großen Ereignis, das ihr Herz bis ins Innerste bewegt.

„Christoph hat dem Herrn gesagt, daß er mich liebt.“

In ihren Worten strahlt eine jubelnde Freude. Die dumpfe, finstere Kammer scheint davon hoch und licht zu werden.

„Ich glaube, Mädchen, du bist verheert“, staunt Koswitha. „Der Abendtau mag dir wohl aufs Augenlid gefallen sein – er verwirrt dich.“

„Nein, nein“, lacht Anka in jäh hervorbrechendem Übermut. „Wahrheit ist es!“

„Lach' nicht so!“ wehrt Koswitha ab.

Das Lachen klingt ihr zu grell. Derart hat sie noch nie lachen hören. Überhaupt – man lacht sonst kaum auf dem Särbhof. Und Anka gurrte jetzt nicht weich wie bei Christophs Liebesfungen. Sie lacht siegestrunken – zweifellos ein wenig grell. Das stammt von drüben, von ihrer Mutter.

„Ich bin so lang traurig gewesen“, sucht sie zu erklären.

„Du wirst es morgen wieder sein. Über Nacht verweht solch ein Spuk. Das glaube mir!“

Die bedenklichen Worte der alten Magd treffen Anka. Wie schmerzende Besinnung fällt es sie an. Jetzt kann sie plötzlich wieder klar und nüchtern überlegen.

Christoph hat sich vor sie gestellt. Er ist tapfer.

Christoph hat sie von seinem Vater als Ehefrau erbeten – nein, gefordert, so daß sie an seinem Mut erschrocken ist.

Christoph liebt sie!

Kann das nur ein Spuk sein?

Dies nicht. Eigentlich aber, besinnt sie sich mit Bangen, hat der Vater noch gar nicht eingewilligt, hat die Entscheidung auf den hellen Tag verschoben.

Wenn er nachher seine Erlaubnis versagt?

Was dann?

Wie ein Schatten steht plötzlich Ludger vor ihren Augen.

Wenn der Herr sie ihm zum Weibe gibt?

Die Zähne klappern ihr bei diesem Gedanken wie vor Frost.

Den Knecht will sie nicht. Ihr Blut verweigert sich ihm. Als einen völlig Fremden empfindet sie ihn. Er ist kein Schwächling, aber tapfzig und grob.

Den Sorgen Weißhaupt will sie. Ihn liebt sie, denn er ist nicht nur stark, sondern auch milde.

Außerdem — was soll ihr ein Knecht?

Frei will sie wieder werden und mehr als sie vorher gewesen ist — Herrin in diesem Hause — denen drüben, die ihre eigene Tochter verkauft haben, zu Trotz und Neid. Mögen sie verfaulen in der feuchten Sütte auf dem Pfahlrost über dem Wasser!

Vom anderen Bette her sägt ein lautes Schnarchen. Nun hat die Müdigkeit Koswitha doch bezwungen, und ungelöst entgleitet dem schlafumfangenen alten Hirn die schwere Frage, wo sich heute Abend Wahrheit, Lüge und Verblendung voneinander scheiden.

Mehrere Nächte ist Anka durch das Schnarchen der Alten schon in verbissene Wut geraten. Jetzt kommt es ihr einmal gelegen. So weiß sie doch sicher, daß Koswitha schläft und sie selber ihren Gedanken unbehelligt nachhängen kann.

Regungslos lauscht sie, wie sich die Schläge ihres Herzens allmählich wieder verlangsamten.

Es hat wohl recht gehabt, rascher zu klopfen, denn der Kampf heute Abend ist nicht nur um die Liebe, den Mann, ist um die Freiheit, den Hof, das Leben gegangen. Nun wird bald die Entscheidung fallen, ob Anka noch länger außerhalb stehen soll, als Magd, als Fremde, nur der Willkür unterworfen. Wenn es so bliebe, wenn ihre Hoffnung trüge — sie könnte es seit diesem Abend weniger tragen als zuvor. Ihre Wünsche müssen sich erfüllen. Christoph liebt sie. Er ist tapfer und setzt durch, was er will. Christoph — in die Träume hinein folgt er ihr, klingt ein Jubeln, schattet aber auch unverlöschbar ein Bangen — bis der tiefere Schlummer Helles wie Dunkles in seinem Frieden begräbt . . .

\* \* \*

Still geworden ist der vor kurzem noch laute Maimorgen.

Christoph setzt eben ein paar slawische Kaufleute, die nach Xeric im Obotritenlande heimwollen, samt ihren Knechten und Wagen zum anderen Ufer über. Ludger fährt mit ihm.

Sasso, Roswitha und Anka arbeiten auf dem Felde. Bei dem warmen Frühlingswetter schießt das Unkraut geil hoch, und man muß sorgsam jäten, damit es nicht das langsamer wachsende Korn erstickt.

Thankmar und Hermenegild sind allein im Hause und sitzen am großen Fenster des Söllers. Von hier kann man den Fahrplatz und auch einen Teil der Straße übersehen.



Die Frau fühlt sich bedrückt, weil sie noch immer den Wunsch des Sohnes nicht erfüllt hat. Als sie gerade davon anfangen will, weil die friedsame Stunde ihr günstig erscheint, kommt Thankmar ihr zuvor.

Das Erlebnis des Abends bewegt ihn noch immer lebhaft. Gleich jetzt, wo sie allein und ungestört sind, möchte er deshalb mit Hermenegild darüber sprechen.

Keineswegs vorschnell aber soll der Entschluß gefaßt werden, hängt doch das Glück des Sohnes und des Sährhofes von ihm ab. Bedachtsam werden die Eltern das Für und Wider überlegen. So ist es sächsische Art. Nicht einer Sache ausbiegen, aber gründlich wägen, ehe man ja oder nein sagt.

„Unser Sohn“, beginnt er.

Da weiß Hermenegild im voraus, was kommt. Nun braucht sie selbst nicht anzufangen. Das ist ihr lieber.

„Es scheint, er hat schon mit dir gesprochen“, fährt Thankmar fort.

„Ja, als das Mädchen noch drüben gewesen ist.“

Thankmar runzelt die Stirn.

„Also kennt er sie bereits, ehe ich sie ins Haus gebracht habe?“

Hermenegild nickt. „Er liebt sie.“

„Das hat er mir selbst gesagt.“

„So habt ihr auch schon miteinander gesprochen?“

Wie ein Aufatmen klingt die Frage der Frau.

„Gestern Abend. Und das Mädchen ist dabeigestanden.“

„Hast du sie überrascht?“

„Zuerst das Mädchen und Ludger.“

„Hat es sich mit ihm eingelassen?“

Hoffnung blitzt aus Hermenegilds raschen Worten.

Thankmar seufzt. „Leider nein.“

„Wirklich nicht?“

Noch überwiegen Zweifel das Bedauern. Deshalb widerspricht Thankmar mit Nachdruck:

„Sie hat ihn unzweideutig und handgreiflich abgeschlagen. Dann ist Christoph dazwischengesprungen.“

Eine Weile bleibt es still, als müsse sich Hermenegild den Vorgang erst vergegenwärtigen. Dann fragt sie:

„Du kannst sehen, Thankmar, und beobachtest scharf. Hast du den Eindruck, daß Anka Christoph liebt?“

„Ich glaube es“, bejaht er langsam und schwer, weil er es gern verneinen möchte. Dies aber ginge gegen seine Wahrnehmung und die läßt er sich nicht fälschen – selbst von seinen Wünschen nicht.

Wieder wird es still, so daß man die Stühner im Hofe gackern und einen Sinken schlagen hört. Seine unbesorgte Freude schmerzt in diesem Augenblick Hermenegild.

„Dennoch!“ stöhnt sie auf. „Dennoch!“

Ihr Herz ist zerrissen. Jetzt, wo sie sich vorbehaltlos offenbaren darf, fühlt sie es erst, wie sehr. Ihr Sohn wird geliebt – das wünscht jede Mutter – aber eine Wendin liebt ihn. Verloren kommt er ihr vor. Anders, doch

nicht minder verloren als ihre beiden toten Kinder.

„Du trittst nicht für ihn ein?“ wundert sich Thankmar.

Sonst sind die Frauen doch immer gleich bereit, zu helfen, wo es um Liebe geht, auch wenn es unvernünftig ist.

„Ich habe mir von Anka nun ein Bild gemacht.“

Schon stockt Sermenegild wieder. Quälend lastet auf ihr selber das Urteil, das sie sprechen soll.

„Sie ist ein hübsches Mädchen.“

Ein beifälliger Klang wärmt Thankmars Stimme.

„Mag sein“, erwidert Sermenegild zurückhaltend.

Wenn ein Mann über Sechzig sich noch blenden läßt, was Wunder, daß der junge Christoph diesem Zauber unrettbar erlegen ist!

„Sie arbeitet auch recht fleißig“, lobt Thankmar etwas selbstzufrieden, weil er sie doch aus-  
gesucht hat. „Sie kann es leicht, denn sie hat Kraft. Damit sieht es also nicht schlecht bei ihr aus.“

„Das genügt für die Magd.“

Es flingt zurechtweisend, mit scharfer Betonung des letzten Wortes.

„Für die Frau vom Hause schadet es ebenfalls nichts.“

Sermenegild hört hinter den Worten deutlich eine Spur von Bitterkeit.

„Freilich schadet es nicht.“

Ihre Lippen zucken.

Thankmar sieht es.

„Das hat kein Vorwurf sein sollen“, be-  
teuert er liebevoll. „Aber in unseren Ver-  
hältnissen tut eine arbeitsame Schwiegertochter  
doppelt not.“

„Und du meinst, das wird sie sein?“

„Die wendischen Weiber haben das Arbeiten  
im Blut. Die Männer überlassen es ihnen  
gern.“

Hermenegild legt die Hände ineinander —  
diese blassen Hände, die schön und von grober  
Arbeit unversehrt wie geschonte Hände einer  
Edelfrau sind.

„Du hast also schon entschieden?“

Thankmar ist noch nicht vollständig mit sich  
im Reinen. Er schreckt deshalb vor dem  
klaren, letzten Wort zurück.

„Nein. Und ich sehe, auch du hast Be-  
denken.“

„Selbst wenn ich das, was sich einst ereignet  
hat, zu vergessen suche . . .“

Sie stockt und fährt sich über die Augen.  
Ach, sie wird ja jeden Atemzug neu daran ge-  
mahnt!

„Es ist Frieden“, sucht Thankmar zu be-  
gütigen.

„Wie lange aber wird es Frieden bleiben?“

„Solange eines Kaisers starker Arm die  
Grenze schützt.“

Es kostet ihn innerlich Überwindung, so an-  
erkennend von der Macht des Reiches zu  
sprechen, aber er kann den Tatsachen sich nicht  
verschließen. Magadaburg sichert den Strom

und die Siedlungen am sächsischen Ufer wie eine steinern harte Faust.

„Es wird nicht immer einen so großen Kaiser geben.“

Das ist Thankmar zu viel des Rühmens. Sein Gesicht verfinstert sich.

„Hat der fränkische Karl also auch Hermenegild bezwungen!“ flagt er bitter vorwurfsvoll.

„Er hat ein Reich geschaffen, mächtiger als andere Reiche — fast zu groß für den einen Mann. Das kann niemand abstreiten.“

„Ja, mit Krieg und Mord geschaffen. Wir Sachsen haben es lange genug am eigenen Leib zu spüren bekommen.“

„Mir scheint immer mehr, je länger ich lebe, hier auf Erden ist Großes nur zu erreichen durch Gewalt.“

Ungern und mit Seufzen spricht es die Frau, aber sie muß es sagen — Erkenntnis aus vielen schweren Jahren, zuwider ihrem mütterlichen Wesen und deshalb in Schmerzen nur empfangen, oft mißtrauisch geprüft, manchmal verworfen und am Ende doch behalten, wenn es auch wehe tut.

Thankmars Sinn steht in diesem Augenblick nicht nach Allgemeinem. Karl allein füllt ganz sein Denken aus. Wenn er ihn anerkennen hört oder gar selber anerkennen muß, steigt ihm die Galle. Darum bricht er jetzt unvermittelt auffässig los:

„Was schiert mich dieser Kaiser!“

„Sprich nicht so laut!“

Wie ein zorniger Uhu ist Thankmar anzuschauen. Könnte Hermenegild ihn sehen, würde er ihr nicht gefallen.

„Bis Nachen soll es ihm in die Ohren klingen!“ faucht er weiter.

„Nur weil der Kaiser groß ist, kann man freilich ihn nicht lieben. Die Milde aber kommt bei ihm erst sehr spät.“

„So spät, daß sie nichts mehr bedeutet. Die Zähne sind ihm ausgefallen mit dem Alter.“ Thankmar lacht dröhnend. „Nur deshalb beißt er jetzt nicht mehr.“

Das Herz wird leichter, wenn man es etwas von der jahrelang lastenden Bürde der Bitterkeit erlöst. Allerdings währt es nur kurz, und sie drückt wie je.

„Trotzdem – es hat mit Liebe nicht das mindeste gemein – bewundern muß ich ihn in seiner Größe, die so selten ist. Weil ich ihn aber bewundere, höre ich voller Sorge um uns alle sagen, daß er kränkelnd altert.“

„Ich weiß, ich weiß! Seit vor zwei Jahren auch der junge Karl gestorben ist, sind des Kaisers beste Söhne tot. Folgen wird ihm, dies heißt es überall, der Schwächste von den Dreien.“

Trotz unversöhnlicher Feindschaft flingt es ohne Freude.

„Den Frommen nennen sie Herren Ludwig“, lächelt Hermenegild unfroh. „Gerade ein Frommer aber, will mich bedünken, taugt am wenigsten zum Thron in solchen Zeiten der Gewalt. Er sieht wohl hoch über unsere Welt hinaus, doch oft das Nächste nicht.“

„Du bist nur ein Weib, Hermenegild“,  
Thankmar streichelt ehrerbietig ihre Hand,  
„und doch blickst du weiter als hier in unserem  
Gau die meisten Männer, kommt es mir bei  
deinen Worten vor.“

Die Frau lächelt entsagungsvoll. „Ich  
blicke wohl wirklich weiter – ja, weil meine  
Augen blind sind.“

Wieder nimmt Thankmar ihre Hand, er-  
schüttert von der leisen Rede, die gleich einem  
Dank mit ungeweinten Tränen klingt.

Sie schweigen eine Weile. Dann führt  
Hermenegild in leichterem Ton das Gespräch  
an seinen Ausgangspunkt zurück.

„Statt vom Kaiser wollen wir nun aber  
doch von unserem Sohne sprechen.“

„Soll ich das Mädchen dem Ludger zum  
Weibe geben? Die Wendinnen sind fruchtbar.  
Wenn die Leibeigenen viele Kinder haben, ist  
es auch dem Hof von Nutzen.“

Im Ernst denkt er nicht daran. Zwischen  
dem Auf und Nieder des Erwägens spielt er  
nur mit dem schmiegsamen Gedanken.

Hermenegild schweigt. Sie möchte zustim-  
men und wagt es doch nicht. Was würde ihr  
Sohn tun? Angst befällt sie mit drohender  
Gewalt.

„Aber Christoph?“ wirft sie ein.

„Wie er es aufnimmt, hat er unverhohlen  
mir schon erklärt.“

„Nun?“ forschet sie atemlos.

„Er will den Sährhof hinter sich lassen.“

Es klingt rauh.

„Nein, nein, das darf nicht sein. Christoph ist der letzte, den wir haben. Und auch die Sähre braucht ihn — er hat junge, kräftige Arme. Nein, nein! Sinnlos wird sonst mein Leben und das Unglück meines Lebens.“

Die Angst in ihrer Stimme greift Thankmar ans Herz.

„Es wird nicht geschehen“, sagt er entschlossen.

Das beruhigt Hermenegild. Infolgedessen spürt sie wieder stärker die mütterliche Verantwortung und sie muß ehrlich aussprechen, was sie denkt, obwohl sie sich damit Christophs Wunsch entgegenstellt.

„Ich zweifle nicht, daß Anka ihn liebt, aber Haß und Liebe sind bei ihr wilde Flammen. Ich fürchte, sie wärmen nicht nur wie das sanfte Glutten des Herdes — sie verbrennen.“

Nun hat sie gesagt, was tief in ihrem Herzen dieser Ehe widerstrebt. Vergangenheit läßt sich zwar schwer, doch mit gutem Willen überbrücken. Dies aber ist Gegenwart und wird Zukunft sein.

Thankmar, heftiger geartet, mag auch jetzt noch den großen Leidenschaften sich nicht verschließen. Solange er sie mitfühlen kann, altert er nur, ohne ein Greis zu sein. Deshalb antwortet er mit kämpferischer Leichtigkeit, die Hermenegild nicht begreift:

„Wenn es dir nur darum ist — Liebe — Haß!“ Erinnerung leiht seiner Stimme plötzlich einen jüngeren Klang. „Ich glaube, wir werden die beiden künftig hier mehr brauchen denn je. An der Grenze ist es mit Halbem nicht getan. Da sind ganze Menschen not.“



„So laß geschehen, was geschehen soll!“  
antwortet die Frau dunkel nach einer Stille  
des Verwunderns.

Das Mädchen muß einen Zauber haben, der  
wie den Jüngling den reifen Mann blendet.  
Vielleicht wäre auch sie selber ihm verfallen,  
wenn sie sehen könnte, und nur die blinden  
Augen schützen sie davor.

Silf- und machtlos erscheint sie sich, weil  
sie nichts ändern kann, obwohl sie doch weiter  
als die anderen sieht.

Ihre Lippen haben sich bitter herab-  
gezogen. So sitzt sie lange, auch noch, nachdem  
Thankmar sie verlassen hat.

Ohne Linderung zu schaffen, rollt eine  
Träne über ihre blasse Wange.

\* \* \*

Mit einem Schwert- und spießtragenden  
Klosterknecht als Geleit sprengt der Mönch  
Vitalis in den hellen Maimorgen hinein. Der  
Tag verspricht heiß zu werden, man merkt die  
Nähe des Brachmonats. Nur gut, daß die  
Wälder der Mägdeheide oft bis an die Straße  
reichen und deren Schattenlosigkeit unter-  
brechen. Viele Stunden weit dehnt sich eine  
ungeheure Wildnis, und der Priester hat des-  
halb Recht, daß er sich und die Meßgeräte nicht  
nur dem Schirm Gottes, sondern auch dem  
Schutz der Waffen anvertraut.

Die Straße ist schmal, Bruder Vitalis muß  
hinter dem Knecht reiten. Wenn er nicht geist-  
liches Gewand trüge, könnte er auch ein Streit-

barer Ritter sein. Stolz sitzt er zu Ross. Seine blonden Haare quellen widerspenstig gegen den blanken Fleck der Tonsur vor. Sie legen die Vermutung nahe, daß kein Landfremder, wie es sonst meist die Priester sind, hier seines Weges zieht.

Lintönig verläuft dieser Weg in dem flachen Lande. Wo er sacht auf sandigen Uferdünen ansteigt, kann man den Fluß erblicken. Sein Silberband bietet den beiden Reisenden einen untrüglichen Wegweiser, der jede Verirrung ausschließt. Sonst aber gibt es nur Wald und Heide.

Der Knecht richtet seine Augen immer starr geradeaus auf den Weg. Bruder Vitalis jedoch läßt trotz der Eintönigkeit der Landschaft seine Blicke schweifen. Nicht leere Neugierde oder der Wunsch nach Zerstreuung steht in ihnen, sondern die Anteilnahme eines Menschen, der einem lange nicht besuchten, altvertrauten Ort entgegenreist.

Hier und da macht sich im Walde eine Lichtung breit und ruht ein Hof, umrauscht vom Laubfrieden. Angesichts des Stromes mehren sich die Niederlassungen. Kaum allerdings, daß sie zu einem Dorf reichen. Weit getrennt, stehen die Häuser voneinander, als hätten hier nur Einsiedler aus aller Welt Zuflucht gefunden. Hinter den festen Flechtwerkzäunen jedoch brüllt Vieh und klingt das Lied der Arbeit. Wo an manchen Stellen schon Acker den Wald ernstlich bedrängen, bücken sich dunkle Gestalten und zwingen mit saurem Schweiß die noch unwillige jungfräuliche Erde zum Empfangen.

Oft hat sich auf große Strecken nichts verändert, seitdem Bruder Vitalis als Knabe hier herumgestreift ist. Er hat ein gutes Gedächtnis nicht nur für Menschen, sondern auch für die Natur und grüßt heimlich manchen Baum am Wege als alten Bekannten. Nicht schaurig erscheint ihm darum die Einsamkeit. Der Klosterknecht hingegen läßt sein Ross gern in raschere Gangart fallen, wenn ringsum weit und breit nur Heide, Wald und Himmel zu sehen ist.

Der Mönch Vitalis rechnet nach. Über zwanzig bunte Jahre sind seit jenem Herbst verblüht, wo er, kaum den Kinderschuhen entwachsen, als eine der Geiseln des siegreichen Kaisers Karl aus dem sächsischen Wildboden gerissen und in die Gartenerde des Klosters Fulda gepflanzt wurde.

Fast meinte er daran zu vergehen, so ungestüm hat in den ersten Jahren die Sehnsucht an ihm gerüttelt. Nicht nur nach der rauhen, einfacheren Heimat, sondern ebenso sehr nach den alten Göttern. Am meisten in den Nächten des Gilbhard's, wenn Wodan mit den Seelen der Abgeschiedenen allen Litaneien zum Trotz unhold und gewaltig um das Dach des stillen Klosters brauste.

Nicht gleich von einem Tag zu anderen, nicht durch eine jäh hereinbrechende Erleuchtung, sondern erst aus wachsendem Begreifen des neuen Lebens einer neuen Zeit hat Bruder Vitalis seinen alten Namen Wulfram vergessen und ist ein überzeugter Lebensmann Jesu Christi geworden. Denn so fast er sein Priesteramt auf. Herrendienst

ist es, freilich für den machtvollsten Herren, der freigebiger lohnt als irgend sonst ein Kaiser, weil er von der Herrlichkeit seiner Himmels-  
aue her über allem waltet, über Leuten und Land.

Dem schönen Schein des irdischen Lebens ist Bruder Vitalis innerhalb der Klostermauern nicht entfremdet worden, nur geistiger sieht er es jetzt. Seit die Pforte unter dem runden Bogen ihm den Weg in die Welt freigegeben hat, haben seine offenen, unbestechlichen Augen vielerlei gesehen, wovon er sich daheim unter dem steilen First des sächsischen Bauernhofes niemals hätte träumen lassen. Den Kaiser Karl, den berühmtesten Mann dieser Erde, den sie daheim als Mörder der ihren, als Schänder der Götter verfluchen, hat er glanzvoll Hof halten sehen in seiner Pfalz am Rhein. Nie wird er das schimmernde Bild vergessen. Und nie den Tag, da sie mit Würde und Pracht den Dom zu Aachen geweiht haben, die Staatskirche des neuen Reiches.

Als Bruder Vitalis durch die jede Stunde heimatlicher ausschauende Landschaft reitet und die Vergangenheit immer neue Bilder ihm schenken will, reckt er sich höher im Sattel. Es ist jetzt nicht der Augenblick, Erinnerungen nachzuhängen. An dieser äußersten Grenze des Reiches strudelt die Gegenwart düster drohend, nur von wenigen Strahlen des großen, fernen Kaiserglanzes erreicht. Flach erst wurzelt hier das Christentum. In die meisten Seelen ist das befruchtende Taufwasser bisher noch nicht tief gedrungen. Und nur ebenso

flach wurzelt das Gefühl, Glied eines Weltreiches zu sein.

Bruder Vitalis ist auf seinen weiten Fahrten nicht bloß ein Priester, sondern durch seinen offenen Blick und sein aufnahmebereites Herz auch ein Kenner der Völker und ihrer sich ballenden Schicksale geworden. Die dunklen Schatten über dem kaiserlichen Hause erfüllen ihn wie viele der Besten seiner Zeit mit sorgenden Gedanken. Er hofft von Ludwig für den neuen Glauben mancherlei, doch wenig für das Reich.

Gerade jetzt gilt es um so mehr, den Sachsen einen Halt zu geben. Die alten Götter haben ihre Macht verloren und kehren nicht wieder. Ihre Zeit ist um. So muß man die Herzen der Menschen hier dem neuen Gotte öffnen, damit ihnen ein Licht leuchtet, wenn die düsteren Tage kommen, die Bruder Vitalis drohend nahen fühlt.

Deshalb hat er die Milde, den Glanz des Westens ausgeschlagen und sich nach Magadaburg entsenden lassen, obwohl hier der Krieger geringschätzig auf den Geistlichen niederblickt. Man hat mit der Verteidigung des Diesseits so viel zu schaffen, daß man sich um das Jenseits nur auf kaiserlichen Befehl kümmert.

Von Magadaburg aus will Bruder Vitalis in den Dörfern der Nähe und Weite predigen, treu dem Dienste Jesu Christi, aber auch treu dem Volk, das er aus dumpfer Erbitterung zur Klarheit führen möchte. Denn nicht mehr Unterworfenen sollen sie sein, hat Kaiser Karl erklärt, sondern ein starkes, wachstames Glied des Reiches.

Die Sonne neigt sich schon zur Kiste, als die Reiter das heutige Ziel ihrer Reise, den Säbrhof, erreichen. Bruder Vitalis weiß, wer hier siedelt, obwohl er das neue Haus noch nicht gesehen hat. Er kommt zu Verwandten. Sermenegild ist seines im letzten Sachsenkrieg gefallenen Vaters Schwester. Ihr Schicksal aber kennt er nur von Hörensagen. Mannigfach abgewandelt, hat man es ihm berichtet.

Bei seiner Ankunft schneidet Roswitha eben im Garten Lauch. Von den Männern ist niemand da, deswegen zeigt sie dem Knecht, wo er die Pferde und sich selber unterbringen soll. Dann muß sie den Priester gleich zur Herrin führen, denn es drängt ihn, die Muhme zu begrüßen, ehe die anderen von ihrer Arbeit heimkommen.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ spricht er zu der Frau.

Sie hat sich von ihrem Stuhl erhoben, stützt aber beide Hände auf die Lehnen. Nun hebt sie auch die Lider. Bruder Vitalis sieht, daß die Kunde nicht gelogen hat, daß die Augen der Muhme wirklich blind sind. Mitleid füllt schwer sein Herz, und er muß mühsam einen Seufzer unterdrücken.

„Ihr seid der neue Priester und kommt gleich den früheren von Magadaburg?“ fragt sie freundlicher als die Erwiderung des Grusses Bruder Vitalis erwarten läßt.

„Der bin ich. Und noch ein anderer dazu. Deines Bruders Sohn, Muhme Sermenegild.“

Voll tiefen Staunens, doch in derselben ruhigen Haltung wendet sie das Antlitz ihm zu, als ob sie sehen könne.

Wie wenig sie sich eigentlich verändert hat, denkt Bruder Vitalis. Nicht viel anders ist sie in seiner Erinnerung gestanden. Wenn er ihr in den Straßen von Magadaburg begegnet wäre, hätte er sie ohne Schwanken erkannt.

„Wulfram!“

In ihrer Stimme jauchzt so laut die Freude, daß sie gar nicht zu der bisherigen gemessenen Würde paßt.

Sermenegild breitet ihre Arme und umfängt leidenschaftlich den Wiedergefundenen. Spüren will sie ihn wenigstens, da sie sich sein Gesicht nicht abzutasten traut.

Als sie den Neffen endlich frei gibt, sagt er überredend, da er einen heimlichen Widerstand erwartet:

„Wulfram, Ruhme, bin ich gewesen. Jetzt heiße ich Vitalis.“

„Wie du auch heißt, du lebst! Wir haben dich lange für verloren gehalten.“

„Es ist auch ein paarmal nicht weit davon entfernt gewesen.“

„Und du kehrst jetzt zu uns zurück?“

„Ich werde jeden vierten Sonnabend im Monat von Magadaburg zu euch kommen.“

„Du wirst dich hier nur schwer wieder einleben, nachdem du lange und weit fortgewesen bist.“

„Sogar in der Pfalz des Kaisers.“

Er beobachtet, welche Wirkung diese Worte auf sie ausüben. Sermenegild bleibt ruhig.

Man scheint also selbst hier seinen Frieden mit Karl gemacht zu haben.

„Was kann dir da aber noch unsere Wildnis bieten?“

Nur Überraschung ist in ihrer Stimme.

„Menschen meines Blutes, denen ich das Seil bringen will.“

„Deine Worte klingen anders, als wir es von den fremden Priestern gewöhnt sind. Du wirst es bei uns nicht leicht haben, jedoch Wärme geht von dir aus. Vielleicht schaffst du dir Vertrauen.“

„Ich erwarte nicht, daß sie mich jubelnd willkommen heißen. So ist das Volk hier nicht. Ich rechne damit, Widerstand zu finden. Da ich ihre Sprache spreche, werden sie mich wenigstens verstehen. Das ist schon viel.“

„Trotzdem du einen fremden Namen trägst, bist du der Sachse Wulfram geblieben. Darum bitte ich dich, nimm hier im Sährhof nicht nur als Priester Herberge, sondern als Gast unter Verwandten.“

„Gern, Muhme, bin ich wieder bei euch wie in alten Tagen.“

Er bedauert gleich, daß sein überströmendes Herz unvorsichtig Erinnerungen an die Vergangenheit geweckt hat, denn Hermenegilds Mund zuckt von unterdrücktem Weinen.

Tröstend legt Bruder Vitalis seine Hand auf ihre. Als die zwei Hände nun beieinander ruhen, ist unverkennbar eine Ähnlichkeit vorhanden, obwohl die seine gar nicht weich und weibisch ausieht. Es fällt ihm aber sofort auf und wird deutlicher, je genauer er vergleicht.



„Es hat sich seitdem hier viel verändert“, sagt nach einer kurzen, dunklen Stille Hermenegild leise.

Sie weckt die Vergangenheit nicht gern mit Worten zu noch lauterem Leben, weil es nur neuen Schmerz bedeutet. Durch Christophs Schuld jedoch hat sich das Arge, das geschehen ist, hellwach in die Gegenwart gedrängt. Da schläfert selbst strengstes Verschweigen es nicht mehr ein. Deshalb ist sie bereiter als sonst zum Reden. Auch läßt es sich wohl dem Neffen gegenüber nicht umgehen.

„Man hat mir zwar erzählt“, versetzt Bruder Vitalis tastend, „daß dir das Augenlicht geraubt worden ist. Bis zu dieser Stunde aber habe ich gehofft, die Kunde möge übertrieben sein.“

„Wenn du nur dies weißt, hast du das Schlimmere noch nicht erfahren.“

Er weiß mehr, wagt es aber nicht zu äußern. Deshalb antwortet er ausweichend:

„Die Wenden sind daran schuld.“

„Nicht daran allein. Othmar und Gundolf sind verbrannt in jener Mordnacht.“ Hermenegild preßt einen Augenblick die Hände an die Ohren. „Noch immer höre ich ihr Schreien! – dieses fürchterliche, in einem grausen Wimmern endende Schreien! – Nur den Jüngsten, unseren Christoph, konnte ich retten aus Flammen und Qualm. Dabei verlor ich das Licht meiner Augen. Als ich halb erstickt im Freien stand, war ich blind.“

Die letzten Worte haucht sie nur. Bruder Vitalis muß scharf acht geben, um sie zu verstehen.

Erschüttert hört er den schmucklosen Bericht — anstatt trügerisch und launenhaft ausgemalter Kunde endlich die unbarmherzige Wahrheit.

Er streichelt leise Hermenegilds zuckende Hände in ihrem Schoß.

„Du bist schwer geprüft worden, Ruhme. Du und auch der Oheim.“

„Du wirfst ihn als lebensfrohen Menschen in Erinnerung haben. Gewandelt findest du ihn wieder. Er hat das heitere Lachen seitdem völlig verlernt.“

„Das ist leicht zu begreifen. Ein anderes jedoch nimmt mich wunder — wie unverändert, Ruhme, du hier vor mir sitzt — trotz deiner Blindheit und dem Schweren, das dir reichlich zugemessen worden ist. Hat unser Herr Christus dich mit so mildem Trost gestärkt?“

„Wem eine kaum tragbar scheinende Last aufgebürdet wird, der bricht entweder zusammen oder er besteht. Oft glaubte ich zu erliegen, aber allmählich wuchs aus mir selber eine Kraft, die mich erhielt.“

„Sie ist dir geschenkt worden, Ruhme.“

„Ich fühlte nur, in Schmerzen sproß sie aus meinem Leid und nährte sich von ihm, bis es sie überwuchs.“

„Himmliche Gnade hat sie sprießen lassen.“

„Wenn du es glaubst . . .“

Es klingt zu deutlich nach Zweifel.

Der Neffe fühlt, sie sagt es nur, um ihn nicht zu kränken. Ihr Inneres weiß kaum etwas davon. Selbst ein so schwer geprüftes Herz verläßt sich hier nicht auf den Walter des

Simmels und der Erde, der alles lenkt, sondern sucht im Dunkel seinen eigenen Weg.

Bruder Vitalis läßt deshalb diesen Faden des Gespräches fallen und nimmt einen alten wieder auf.

„Wie lange“, fragt er, „ist es eigentlich schon her?“

„Fast zwanzig Jahre.“

„So lange? – Zwanzig Jahre . . .“ Er rechnet. „Klosterschüler bin ich damals noch gewesen.“

„Seitdem traf uns kein Wendeneinfall mehr.“

„Da müßt ihr doch dem Kaiser sehr dankbar für den Frieden sein.“

„Es ist nur ein äußerer Friede.“

Hermenegild seufzt.

„Wie meinst du das, Ruhme?“

„Ach, der alte Kampf zwischen hüben und drüben geht ohne Waffen weiter! Davon aber laß uns später reden!“ Sie steht plötzlich auf. „Ich bin eine schlechte Wirtin. Da sitze ich und spreche nur von uns selbst. Statt daß du von dem langen Ritte dich erholst, belade ich dich gleich mit unserem Kummer.“

„Es ist auch meiner, Ruhme, weil wir Blutsverwandte sind.“

Diese Nähe spürt Hermenegild ebenfalls.

Sie muß wieder seufzen. Das sorgenvolle Herz möchte gern sich seiner Last entladen, noch ist es indessen zu früh.

„Ja, du kommst wohl zur rechten Stunde.“

Ein ausführlicheres Geständnis erlaubt sie sich selber vorläufig nicht.

Der Nefse flößt ihr Vertrauen ein. Im stillen hofft sie schon jetzt auf ihn.

„So sag' doch, was dich drückt!“

„Es ist mit zwei Worten nicht erklärt und hat bis Abend Zeit. Nun laß mich sorgen, daß es dir an nichts gebricht, soviel Bequemlichkeit eben wir selber haben. Du wirst verwöhnter sein.“

„Da ängstige dich nicht!“

Weil Bruder Vitalis merkt, daß Hermenegild nicht gewillt ist, sich auszusprechen, überlegt er, was er zunächst unternehmen soll. Mancherlei reizt ihn hier, doch die Mühseligkeit hat recht. Vor allem erholen will er sich von der Hitze des Rittes.

„Es lockt mich, ein Bad zu nehmen“, sagt er deshalb in leichterem Ton. „Die Luft ist heute schwül. Nahebei habe ich eine Stelle von der Straße her gesehen, da hat das Wasser über reinem Sand die rechte Tiefe.“

„Du bist als Knabe ein leidenschaftlicher Schwimmer gewesen.“

„Ich bin es noch, kann es aber leider nur selten sein.“

„Hier stört dich niemand.“

„Schon fühle ich mich bei euch wieder daheim“, gesteht Bruder Vitalis froh. „Der Strom ist auch der alte noch. Unterwegs hat er mir heraufgewinkt, daß er mich erwartet. Ich habe ihn immer geliebt und nicht einmal am Rhein vergessen.“

Er ist ein Mönch geworden und doch nicht dem Leben fremd wie die früheren, die hier gepredigt haben, denkt Hermenegild, als sie den

Kies vor dem Hause unter seinen raschen Schritten knirschen hört.

Noch heute Abend will sie erfahren, ob der Neffe den Ehebund mit einer Wendin billigt. An seinem Urtheil wird keine Enge haften, denn er hat viel gesehen von der Welt und ihren Sitten.

„Gott will es“, glaubt Christoph.

So mag Gottes Priester nun entscheiden und die Not der Ungewißheit enden, nachdem Thankmar ganz gegen sein eigentliches Wesen sich bis heute am sechsten Tag seit ihrer Unterredung noch nicht zu klarem Willen durchgerungen hat.

\* \* \*

Als Bruder Vitalis, vom Schwimmen und Tauchen in dem trotz des heißen Tages noch maitühlen Wasser erfrischt, langsam den schmalen Pfad durch den Blütenreichtum der Wiesen zum Sährhof zurückschlendert, werden seine lustsam schweifenden Blicke unter einer hellen Birke eines eng umschlungenen Paares gewahr. Die beiden jungen Menschen sind so von ihrem eigenen Anschauen trunken, daß sie das Nahen des Mönches gar nicht bemerken.

Bruder Vitalis verhält eine Weile den Schritt. Er spielt hier höchst ungern den Störenfried, denn dieses Liebespaar paßt wie vom Herrgott hineingesetzt in die bunte Aue und unter den anmutig zarten Baum.

Der Mönch muß plötzlich ein leises Gefühl des Neides unterdrücken. Er greift nach dem

Rosenkranz und fühlt gleich Stärkung sein Herz durchrinnen. Er reckt sich gerade. Das Glück, das den beiden lächelt, versagt sich ihm. Dafür ist ihm jedoch ein anderer Besitz zu eigen, der nicht wie junge Leidenschaft verlohnt oder wie Schönheit welkt.

Er setzt seinen Weg gemächlich fort. Nun schrecken die beiden auseinander und springen auf. Das Mädchen senkt das Haupt und erröthet sanft. Der Jüngling aber blickt dem Priester offen ins Gesicht.

„Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit, Amen!“

Bruder Vitalis freut sich, daß es so ehrlich, ohne verbissenen Trotz ihm entgegenklingt.

„Seid ihr vom Säbrhof?“ fragt er freundlich.

Das Mädchen nickt. Der Jüngling antwortet:

„Ich selber bin der Ferge.“

„Hermenegilds Sohn?“

„Ja“, bestätigt Christoph, ein wenig verwundert.

Bruder Vitalis läßt eindringlich den vollen Blick auf ihm ruhen und formt sich mit der Gewandtheit des erfahrenen Menschenkenners dabei ein Bild. Er fühlt verwandte Art und gibt sich deshalb ohne Umschweife zu erkennen.

„Dann sind wir Vettern“, sagt er fast fröhlich.

Überraschung malt sich in den Zügen des Sergen.

„Was Wunder, dann könnt Ihr nur einer sein – der Wulfram, den die Franken verschleppt haben. Seid Ihr wirklich der?“

„Du täuschst dich nicht. Ich bin Wulfram gewesen. Bruder Vitalis aber bin ich jetzt.“

„Wir haben oft über Euch gesprochen, doch immer vergebens auf Nachricht gewartet.“

„Der Weg von Sulda bis zum Elbstrom ist weit und unsicher.“

„Das glaube ich gern.“

„Ein paarmal gab ich Brüdern Botschaft mit, einmal auch einem Kaufmann. Es scheint, sie haben die Elbe nicht erreicht.“

„Werdet Ihr morgen den Gottesdienst bei uns halten?“

„Morgen und von nun an jeden Monat.“

Christoph wiegt bedenklich den Kopf. Ein so weitgereister Mann kann doch nicht damit zufrieden sein, daß er in der Linde den Bauern predigt.

„Wir sind hier nur arme, unwissende Leute.“

Salb ist es Entschuldigung, halb Einwand.

„Zu denen ist der Herr Christ, dem ich diene, vor allen anderen gesandt worden.“ Der Blick des Mönches fällt auf Anka. „Und wer ist diese?“

„Meine gottgewollte Braut.“

Bruder Vitalis hört aus dem Klang der knappen Worte Leidenschaft der Liebe und aufgestauten Trotz. Jetzt weiß er, was Hermenegild mit ihm besprechen will. Das Mädchen ist keine Sächsin. Das hat ihm der erste Blick gesagt.

„Bist du eine Christin?“ fragt er besorgt.

„Der Bruder Hieronymus hat mich Anastasia getauft.“

Das erleichtert den Priester. Der Sachse allerdings hört an ihrer harten Aussprache ohne Freude, daß sie eine Wendin ist.

„Du hast einen schönen Namen“, sagt er, eigentlich nur, um nicht in Schweigen zu fallen. „Weißt du, was er bedeutet?“

Sie weiß es nicht.

„Die Auferstandene. Denke immer daran, daß du nur durch den Glauben aus der Finsternis auferstehen wirst zum Licht.“

Anka treffen diese Worte tiefer als der Mönch meint. In das wirre Gestrüpp ihrer Seele leuchtet plötzlich wipfelhoch und klar ein Ziel.

Bruder Vitalis zwingt sich, den Widerstand seines sächsischen Blutes gegen ein wendisches Mädchen zu überwinden. Sie ist eine Christin. Durch das Taufwasser gehört sie der großen Gemeinde an, die alle Völker umschließt, deshalb darf er als Priester ihr nicht mit Vorurteil begegnen.

Er läßt seine Blicke prüfend auf ihr ruhen. Ihr Gesicht und ihr zurückhaltendes Wesen nehmen für sie ein. Obwohl hüben und drüben geboren, scheinen die beiden jungen Menschen doch füreinander zu passen. Warum sollen sie noch nachträglich für jahrzehntealte Schuld wendischer Nordbrenner büßen? Das kann der Gott der Liebe nicht wollen und also auch sein Priester nicht.

„Wann gibt der Vater euch zusammen?“ fragt er Christoph.

„Ich bin nur eine Magd“, erwidert Anka an seiner Stelle.



„Dann wirst du Gott um so leichter und williger dienen.“

„Die eigenen Eltern haben mich verkauft“, bricht es anklagend aus ihr hervor.

„Damit du hier drüben einen Gatten findest. Ja – Gottes Wege sind unerforschlich.“

Mit solchen Worten sucht er nicht nur das Mädchen, sondern sich selbst zu beruhigen. Zweifellos, an dieser Grenze drohen die Rätself des Lebens noch härter und gefährlicher als inmitten des Reiches.

Körperhaft spürt er in diesem Augenblick die Grenze. Ein kühler Hauch weht ungeachtet der drückenden Luft vom Fluß fühlbar zu ihm her. Ein grauer Schleier überzieht wunderbar die helle Frühlingspracht, und auffallend groß lauern die Schatten, voller Sinterhalt und Geheimnis.

„Der Strom trennt, auch wenn die Fähre hin und her geht“, sagt Christoph plötzlich dunkel in das aufgerissene Schweigen hinein.

Als habe er erraten, was in dem Vetter vorgeht, klingt es, und doch folgt der Serge nur seinen eigenen Gedanken. Es ist gut, daß der Strom trennt. Anka darf mit den Thren nichts mehr zu tun haben. Einzig und allein von ihm soll er sie nicht trennen. Wunsch und Bangen mischen sich in seinen Worten.

Bruder Vitalis hört nur das Bangen heraus.

„Billigt dein Vater diese Heirat?“ fragt er darum offen.

Er wundert sich nicht, daß es Bedenken gibt. Sein Oheim, über den die Wenden soviel Leid

gebracht haben, wird eine Schwiegertochter von drüben höchst ungern willkommen heißen.

„Mein Vater schiebt die Entscheidung von Tag zu Tag hinaus.“

„Weil der Strom trennt?“

Christoph nickt.

Bruder Vitalis sendet einen raschen Seitenblick zum Fluß. Widerstand bäumt sich in ihm auf. Gewiß, hier läuft die Grenze des Reiches — heute. Wird sie jedoch dies immer tun und nicht die drüben eines Tages mitumschließen? Selbst alte Feindschaft kann begraben werden, wenn sie im Wechsel der Zeit ihren Sinn verloren hat.

Der Sachse Wulfram spürt noch körperhaft die Trennung durch den Strom und möchte sie hinnehmen wie unabänderliches Gesetz. Bruder Vitalis aber darf dies nicht gelten lassen. Grenzen haben keine Ewigkeit, denn sie sind Menschenwerk.

„Gott kennt keinen trennenden Strom“, bekennt er überzeugt. „Er mißt nicht nach Erdenfeindschaft.“

Sast heftig ruft er die letzten Worte dem Sachsen Wulfram zu und bringt ihn damit zum Schweigen. Christoph und Anka aber, die trotz der Erdenfeindschaft ihrer Völker einander lieben, fühlen sich durch die Rede des Mönchs dem neuen Gott auf einmal persönlich nahe, während er ihnen bisher nur ein drohendes oder verheißendes, doch immer körperloses Wort im Munde der Priester gewesen ist. Daß ihnen unverhofft so bald ein Selber erstehen werde, haben sie nicht gedacht.

„Wenn Ihr für uns sprechen würdet“, bittet Christoph bescheiden. „Wir haben uns geliebt, als dieses Mädchen noch frei gewesen ist. Mein Vater selbst hat sie über den Strom und in unser Haus geholt. Ich glaube, Gott will es, daß wir Mann und Frau werden.“

„Und du willst künftig in Treuen sein Fährmann sein?“

„Das will ich wohl.“

„Und auch du, Anastasia, willst ihm dienen?“ Sie nickt mit leuchtenden Augen.

„Gebt mir eure Hände darauf!“

Er hält beider Hände in den seinen. Dann legt er die Rechte nacheinander auf Christophs und Ankas Schultern.

„So nehme ich euch in Besitz für unseren Herren Jesus Christus.“

Bruder Vitalis frohlockt. Zwei Herzen hat er ohne Schwierigkeit für den Herrscher der Himmelsaue gewonnen, hat damit hier seinen ersten Sieg errungen. Die Menschen an der Grenze sind wohl gar nicht so unzugänglich wie die Ruhme meint.

Trotzdem muß jedoch der Sachse Wulfram erst überwunden werden, bis der Priester entschlossen erklären kann:

„Schon morgen sollt ihr beide Mann und Frau sein.“

Schwer, Wort für Wort, fast feierlich, tropft das große Versprechen von seinen schmalen Lippen, und um den inneren Widerstreit zu hehlen, zieht die Stirn sich hoch, damit ja keine Falte Verrat begeht.

Ein Zittern durchrinnt Christoph und Anka.

Unendlich mächtig erscheint ihnen der Mönch in seinem schlichten Kleide. Kein schimmernder Ritter würde ihnen tiefere Ehrfurcht einflößen. Wie der Hauch einer fernen, viel stärkeren Welt weht es sie an. Rückhaltlos trauen sie seinen Worten.

Stürmisch preßt Christoph die dargebotenen Hände. Anka küßt voll scheuer Inbrunst das schwarze Gewand.

Irgendwo hinter den Wäldern grollen Donner.

Wetterwolken im Westen rauben dem müden Tag den Abendglanz.

„Laßt uns nach Hause gehen!“ sagt Bruder Vitalis.

\* \* \*

In der Küche des Sährhofes ißt wegen des geistlichen Besuches das Gesinde ohne die Herrschaft zu Abend. Dies schafft gleich eine ungezwungenere Laune. Man freut sich offen der Abwechslung, die durch den Klosterknecht das Einerlei gleichförmiger Tage angenehm unterbricht.

Solange sein Hunger nicht gestillt ist, muß man ihm zwar jedes Wort mühsam aus dem Munde ziehen. Als er aber ein handfestes Stück Kauchfleisch mit dem dazugehörigen Brot vertilgt hat und der umfangreiche Steinfrug von neuem gefüllt vor ihm steht, wird er gesprächiger. Die Hände behaglich über den satten Bauch gefaltet, gibt er nun gern Kunde von der weiteren Welt, das heißt von Magadaburg.

Die Neugierigste ist die alte Koswitha. Auch Sasso und Ludger jedoch haben mancherlei nach Bekannten in der Stadt zu fragen.

Anka hat wider ihr Erwarten selbst heute mit dem Gesinde essen müssen. Sie allein sitzt scheinbar völlig teilnahmslos am Tisch, ohne ein Wort zu verlieren, und starrt gedankenvoll vor sich hin.

Keinen, von dem die anderen sprechen, kennt sie. Die Trutzfestung Magadaburg aber hat in ihren wendischen Ohren einen aufreizenden und warnenden Klang.

Bei ihr zu Hause ist oft und erregt von dem neuen Kastell geredet worden. Kaufleute aus Brennabor haben schon fleißig nach schwachen Stellen der Wallmauern und Tore Umschau gehalten. An diesem Ufer wird jeder Wende zum Späher, weiß er doch, daß der Kampf trotz Unterwerfung und Verträgen eines Tages wieder losbrechen muß.

Brennabor, haben die Kaufleute erzählt, sei viel größer und schöner als Magadaburg. Hier, wo Anka fremd und verlassen unter den Deutschen sitzt, deren Sprache sie nur mangelhaft versteht, fühlt sie wieder ganz als Wendin und malt sich ihre eigenen Bilder von der Magadaburger Welt. Freilich, sehr viel anders als der Klosterknecht sie schildert. Gut, daß die anderen sie nicht sehen können! Sie würden sonst über die wendische Frechheit empört sein.

Vorhin unter der Birke hat Anka Bruder Vitalis von Herzen zugestimmt, daß alle Menschen, die Gott dienen, gleich seien. Jetzt aber durchzittert sie trotzdem ein Bangen, daß sie hier niemals heimisch werden kann.

Ihre Lippen pressen sich trotzig zusammen. Sie muß dennoch hier heimisch werden, da man sie drüben verstoßen hat. Sie will keine Wendin mehr sein, will nicht mehr an Brennabor denken.

Sie zwingt sich, den Gesprächen der anderen zu folgen. Da die Rede der Sachsen langsam wie die Elbe fließt, bringt es Anka mit etlicher Mühe recht gut fertig. Aus dem Lauf der Unterhaltung errät sie den Sinn manchen für sie neuen Wortes und prägt es sich aufmerksam ein. Sie möchte vor allem lernen. Erst wenn man gleich den anderen spricht, kann man bei ihnen heimisch werden. Vorher bleibt man fremd und gibt ihnen Anlaß zu Spott oder Mißtrauen.

Koswitha steuert jetzt das Gespräch behutsam in ein neues, schwierigeres Fahrwasser.

Sie sieht dem Bruder Vitalis nicht ohne Sorge entgegen. Immer zum Gehorsam erzogen, hat sie ein gutes Gedächtnis für Befehle, auch wenn sie von der hohen Obrigkeit kommen.

Der alte Weltgeistliche, der früher hier dann und wann Gottesdienst gehalten hat, ist kein Eiferer gewesen. Wohl hat er immer wieder die kleine Gemeinde vermahnt, daß ein jeder, Mann wie Weib, mindestens Glaubensbekenntnis und Vaterunser fehlerfrei auswendig aufsagen müsse. So fordert es der Kaiser Karl; und wer es nicht zustande bringt, dem drohen Saften und im Wiederholungsfalle gar Prügel. Der Alte hat es bei ernsthaftem Hinweis bewenden lassen. Sein Nachfolger aber ist kein

Weltgeistlicher, sondern ein Mönch; ihn wird man sicher schwerer zufriedenstellen. Er sieht schon danach aus, daß er eines Tages mit der Strafandrohung Ernst macht.

Koswitha sucht deshalb vorsorglich über seine Person einiges in Erfahrung zu bringen. Der Klosterknecht jedoch kann ihr nur geringe Auskunft geben. Bruder Vitalis lebe noch nicht lange im Kloster Magadaburg. Von weither, von der Pfalz des Kaisers sei er gekommen, aber man munkelte, daß er hier aus der Gegend stamme und sich gerade darum des Seelenheils der Sachsen ernsthaft annehmen wolle.

Anka könnte Genaueres berichten, aber sie schweigt. Sie verspürt keinen Ehrgeiz, ihre Wissenschaft kundzutun. Und was hat sie überhaupt mit dem Geschwäg der Leibeigenen zu schaffen? Bald wird sie das Eheweib eines Freien sein und am Herrentische sitzen. Das ist ihr Ehrgeiz und er versiegelt ihr die Lippen.

Freilich, schon der Eichentisch, an dem sie hier sitzt, und die Gesindestube, wo sie schläft, sind viel sauberer und schöner als das kinderschwimmende, schmutzige Durcheinander der Pfahlhütte. Noch besser jedoch will sie es haben. Dies ist ein behaglicher Platz für Knechte und Mägde. Sie aber gehört zu Christoph.

Nun muß Koswitha ihr gepreßtes Herz durch ein ehrliches Wort erleichtern. Das Glaubensbekenntnis haftet schlecht in ihrem ungelehrten Kopf, das Vaterunser etwas besser, doch ebenfalls nicht ohne Lücken. Ein

Knecht des Klosters indessen wird da wohl Bescheid wissen. Ohne Umschweife bittet sie ihn, sich ihrer Unkenntnis anzunehmen.

Sasso und Ludger schweigen sofort erwartungsvoll. Es kommt ihnen auch gelegen, daß Roswitha die heikle Sache von der richtigen Seite her aufgreift. Ein Weib bringt so etwas viel leichter zuwege als ein Mann.

Der Klosterknecht fühlt sich geschmeichelt und läßt gern sein Licht leuchten. Wie in einer Betstunde geht es jetzt unter dem Gesinde zu. Mit dem einmaligen Vorsprechen durch den Lehrer ist jedoch nichts gewonnen, deshalb sagen sie jeden Satz danach alle zusammen her.

Anka macht keine Ausnahme. Sie will bei dem Vetter ihres künftigen Mannes einen guten Eindruck hervorrufen. Dies gilt ihr mehr als das Gebot des Kaisers.

Mit dem fünfstimmigen Hersagen erklärt sich aber Roswitha noch nicht zufrieden. Jeder muß unverzüglich das Glaubensbekenntnis und Vaterunser auch einzeln sprechen — wenn er stecken bleibt, gleich mehrmals, bis er es fehlerfrei kann. Wie Kinder lernen Knecht und Magd — aus Furcht vor den vom Kaiser angedrohten Fasten und Stockschlägen, ohne daß ein gläubiges Herz sie dazu treibt.

Anders empfindet Anka. Sie muß sich mehr Mühe geben, weil die Sprache ihr Schwierigkeiten verursacht. Wenn sie aber ungeduldig werden will, klingt ihr das Wort des Mönches im Ohr, und lockend steht jenseits aller Finsternis die Klarheit eines großen Zieles. Weil Bruder Vitalis ihr dieses Ziel gezeigt hat, will



sie ihm eine Freude machen und ebenso gut oder noch besser als die übrigen Bescheid wissen.

Der Klosterknecht amtet mit Nachsicht. Er kommt dabei auf seine Rechnung, Roswitha bringt ihm einen dritten Krug Bier. Zufrieden streicht er den Schaum aus dem Bart und fühlt sich durch seine Wissenschaft erhaben über die Unbildung der Bauern, halb schon als geistlicher Herr.

So bereitet man sich in der Küche des Sährhofes auf den Sonntag wie auf einen regelrechten Prüfungstag vor.

\* \* \*

Nach früh eingenommenem Abendessen begleiten Thantmar und Christoph Bruder Vitalis zur Kirche.

Der Schlüssel wird im Sährhaus bewahrt; denn in dem spärlich besiedelten Grenzgebiet gibt es noch keinen Mesner. Auch für die Reinigung des Baues sorgen die Sährleute. Diese Pflicht liegt ihnen ob, solange das Sährrecht vergeben ist.

Bruder Vitalis hat hier in der Einöde von vornherein keine der Macht Jesu Christi würdige Kirche erwartet. Als sie jedoch nun bei einer Wegbiegung auftaucht, muß er an sich halten, um sein Mißfallen zu unterdrücken.

Die Lage scheint nicht schlecht gewählt. Ein bescheidener Uferhügel, den der Wind vor Zeiten in der unendlichen Ebene angehäuft hat, taugt gut als Kirchplatz. Das Gotteshaus

selbst ist aber nur niedrig und ganz aus Holz, nicht einmal der Unterbau aus Steinen. Ein schwaches Türmchen neben der Kirche trägt die Glocke; sie mag wohl im Ton entsprechend dürrtig sein.

Plötzlich glaubt Bruder Vitalis aus weiter Ferne über die Waldwipfel her klar und rein das kraftvolle, schön abgestimmte Läuten des Nachener Münsters zu hören. Er muß gegen ein Gefühl dunkler Traurigkeit ankämpfen, wie es nur einer empfindet, der fern von aller Bildung, aller Kunst, aller Zierde des Lebens in eine grobe Wildnis verbannt worden ist.

Sat jedoch nicht sein eigener Wille ihn hierher geführt?

Zu Unrecht beklagt er sich. Für ihn müssen die Münsterglocken schweigen.

Er blickt auf seine Begleiter. Hart sind ihrer beider Gesichter, von einem rauhen Leben gezeichnet, aber Ruhe steht in ihnen geschrieben. Es fehlt ihnen die Unrast, von der nur ein beim Wandern noch nicht ans Ziel Gelangter zu sagen weiß, fehlt die Sehnsucht, die jede Enge an der Weite mißt. Gleich aber sind deshalb die Gesichter von Vater und Sohn nicht. Bruder Vitalis findet in Thantmars Antlitz eine deutliche Spur der früheren Lust am Wechselnden. Christoph hingegen erscheint trotz seiner Jugend ihm viel stärker der Nähe verhaftet, und er wundert sich, daß gerade solch ein Mensch ein Mädchen von jenseits des Stromes heiraten will.

Es dämmert schon, da der Himmel sich noch mehr bezogen hat. Als sie in den Innenraum

treten, können sie darum nicht mehr viel erkennen. Es wirkt jedoch alles sauber und ordentlich, wie auch Christoph versichert.

Die Luft drückt vor Schwüle unter der Balkendecke. Infolge des heißen Tages riecht es nach dem Harz des Holzes, als sei es noch lebendig. Das gibt Bruder Vitalis ungeachtet einer leisen Benommenheit ein heimatliches Gefühl.

Auch er hat sich bei den steinernen Bauten erst an ein neues Raumempfinden gewöhnen müssen. Es ist ihm nicht leicht geworden. Seine Ahnen haben nur unter den höchsten Wipfeln des freien Waldes gebetet, und unbezwingbar lebt die Erinnerung daran noch heute auf dem letzten Grunde seiner Seele. Hier in der dämmernden, holzduftenden Kirche ist er plötzlich nur ein heimgekehrter Sohn des Sachsenvolkes, und die Pracht von Nachen verblaßt zu einem fernen Traum.

Als die drei Männer wieder vor der Kirche stehen, schaut Bruder Vitalis verweilend einige Zeit ins Land hinaus. So niedrig der Hügel ist, bietet er doch einen guten Blick über die flache Ebene.

Schwarz umflammern schon die Wälder die Höfe und Äcker, die das späte Licht unerfättlich festzuhalten trachten. Ein schmaler Mond wird von dem wilden Zug der Wetterwolken arg bedrängt. Dann und wann blinkt das Wasser des Flusses wie ein Silberstreif, aber man ahnt es nur, ohne es richtig zu erkennen, denn Nebel weben darüber dünne Schleier. Geheimnisvoll, geisterhaft sieht es

aus, und selbst Bruder Vitalis, so sehr gehört er schon wieder hierher, kann sich des Gedankens nicht erwehren, als müßten nun die Elfen ihren Reigen zu tanzen beginnen.

Dann reißt er sich los von dem sanften, durch die schweren Wolken drohend umrahmten Bilde. Mit Vorbedacht hat er ja Vater und Sohn hier herausgeführt. Er will sein Versprechen, das er heute Nachmittag Christoph und Anka gegeben hat, sofort einlösen. Inzwischen hat er auch mit Hermenegild gesprochen und erfahren, daß alles nur an dem entscheidenden Worte Thankmars hängt.

Sartschädlig schaut der Alte aus, denkt der Nefte, doch wird man mit ihm reden können.

Bruder Vitalis geht gern auf ein Ziel ohne Umschweife los. Unpfäffisch, mißachtet er Winkelzüge. Deshalb sagt er, während sie noch auf dem Kirchhügel stehen :

„Ich wünsche, Oheim, daß ich schon morgen nach dem Gottesdienst die von dir ineinandergelegten Hände deines Sohnes und Anastasias segnen kann.“

Überrascht blickt Thankmar von der Landschaft fort auf den Mönch. In dessen Stimme klingt nicht nur ein Wunsch, sondern verhalten ein Gebot.

„Anastasia?“ fragt verwundert der Alte.

Er hat den Namen bisher nie gehört.

„Das ist Ankas christlicher Name“, beeilt sich Christoph zu erklären.

Seine Stimme bebte merkbar vor Spannung.

„Ach, so“, knurrt der Vater, unwirsch, weil dem Sohn ein so tatkräftiger Bundesgenosse erstanden ist.

„Ich habe das Mädchen heute Abend an eurem Tisch vermißt“, greift Bruder Vitalis wieder ein.

„Sie ist nur meine Magd.“

Der Mönch sieht in dem Hochmut, den Thankmar zu Schau trägt, nicht mehr als eine schwache Schanze. Er zögert keinen Augenblick, sie zu nehmen.

„Ich weiß, daß Anastasia von freien Eltern stammt. Es bereitet dir also kaum eine Schwierigkeit, sie wieder frei zu machen. Ich meine, durch deines Sohnes Liebe ist sie es schon.“

Der Alte runzelt die Stirn. Das geistliche Kleid des Neffen reizt ihn zum Widerstand und besänftigt ihn zugleich.

„Ich hätte nichts gegen das Mädchen“, versetzt er dieses Mal ohne Schroffheit. „Es ist hübsch und hat gesunde Arme. Wenn es nur nicht vom drüberen Ufer wäre!“

Der alte Einwand läßt ihn nicht los. Bruder Vitalis als Sachse, als Neffe Hermenegilds fühlt es ihm nach. Der Mönch und Priester aber mahnt so eindringlich und warm wie er vermag:

„Liebet eure Feinde, hat der Herr der Heerscharen geboten, dem wir Folge gelobt haben. Freilich werdet ihr in eurem Haus jeden Tag schrecklich an die Vergangenheit gemahnt. Und dennoch – muß deswegen auch das nächste, unschuldige Geschlecht darunter leiden?“

„Wenn es wieder Krieg gibt, haben wir eine Feindin im eigenen Hof.“

Christoph zuckt bei des Vaters Worten zusammen. Feindin – wie hart das klingt! Anka – Feindin!

Bruder Vitalis aber kann den Einwurf nicht entkräften. Er kennt das Mädchen zu wenig und einer Wendin wagt er nicht zu trauen, nur weil sie getauft ist. Deshalb weicht er ins Allgemeine aus.

„Die kaiserliche Macht“, sucht er Thankmar zu beruhigen, „reicht vom Nordmeer, wenn dort auch viel umkämpft, bis zum blauen Süden. Sie wird an diesem Strom nicht stehenbleiben.“

Wie eine Weissagung klingt es Christoph im Ohr.

Auf seinen Vater übt es dagegen nur geringe Wirkung. Er zieht ein wenig den Mund herab und erwidert mit leiser Bosheit, die aber bald zu tiefem Ernst sich wandelt:

„Sollte Kaiser Karl hundert Jahre leben, dann vielleicht. Nicht jeder ist so stark und falsch wie er. Die letzten Kämpfe im Nordgau haben das erneut bewiesen. Der aber nach ihm kommt . . .“

Thankmar zuckt die Schultern.

Seine Worte treffen Bruder Vitalis. Der Kaiser wird keine hundert, ach, keine fünfundsiebzig Jahre alt. Man wispert, daß er schon sein Ende nahen fühle und wohl vorbereitet den Tod erwarte.

Bruder Vitalis will sich nicht in ein Gespräch über das Reich einlassen. An der Grenze gelten

Möglichkeiten wenig, wiegen die nüchternen Tatsachen um so schwerer. Die aber bergen sich hier nicht in Gedanken, sondern hinter Wall und Panzerhemd und dem Mut wehrhafter Männer. Infolgedessen wendet er das Gespräch auf die christliche Seite.

„Der Herr sieht uns nicht darauf an, woher wir kommen. Daß jemand unter Mordbrennern geboren wird, ist auch nur eine von Gottes Prüfungen, mit denen er das Herz des Menschen wägt. Das bedenke, Oheim!“

„Willst du sie immer noch ernstlich zum Ehe-  
weib?“ fragt der Vater unvermittelt den Sohn, anstatt dem Neffen Rede zu stehen. Einmal muß ein Ende werden mit diesem Hin und Her.

„Ich liebe sie“, bekennt Christoph wieder.

Er findet keine anderen Worte. Einzig in ihnen sind alle Vorzüge Anfas, alle seine Wünsche begründet und umschlossen.

„Nicht durch Kampf und Feindschaft, nur durch Liebe der Menschen zueinander wird die Welt erhalten“, mahnt Bruder Vitalis.

Thankmar hört ihn kaum. Sehr vereinsamt fühlt er sich trotz der Gegenwart von Sohn und Neffen. In der Zeit der alten Götter hätte man nicht so gehandelt, aber sie sind unterlegen. Ihre Zeit ist seine Zeit gewesen. Was soll er sich noch stemmen gegen die neue? Ein alter Mann will nach langem Streiten am Abend seines Lebens Ruhe haben vor der Gegenwart.

„So tu, was dir unumstößlich dünkt!“ empfängt Christoph nun endlich in klaren Worten die Entscheidung.

Seine jäh aufflammende Freude wird jedoch stark gedämpft, als der Vater sehr ernst hinzufügt:

„Je nachdem man sich bettet, liegt man hart oder weich. Mache deinen Eltern später keinen Vorwurf, wenn es dir nicht zum Glück gerät!“

Man hört seiner Stimme nur zu deutlich den schwer abgerungenen Verzicht an. Bruder Vitalis hält es deshalb nicht für empfehlenswert, darauf einzugehen.

„Morgen also nach dem Gottesdienst legst du die Hände ineinander?“ Die leise anklingende Frage in seinen Worten ist nur Höflichkeit. „Hier vor der Kirche.“

„Warum vor der Kirche?“ fährt Thankmar auf. „Das ist bei uns nicht Sitte. Durch Vertrag wird die Ehe geschlossen. Was hat überhaupt ein Priester dabei zu tun?“

„Es ist jetzt Sitte geworden, daß der Priester den Lebensbund zweier Menschen segnet, damit dieser des göttlichen Beistandes teilhaftig wird“, erklärt Bruder Vitalis.

Thankmar schließt aus dem strengen Ton, daß sich der Nefte zugunsten der alten Zeit nichts abhandeln läßt, und schweigt mit heimlichem Grimm. Wenn er könnte, nähme er vielleicht sein Wort zurück. Das hat man davon, wenn man sich nachgiebig zeigt. Die Gegenwart kennt keinen Dank.

Sinister starrt er in die Ferne.

Christoph achtet nicht darauf. Sein Herz jubelt, weil Anka morgen wider Verhoffen bald die Seine wird.



Groß und gebietend erscheint ihm Bruder Vitalis in seinem schwarzen Mönchsgewand. Menschenherzen kann er glücklich und unglücklich machen, weil er dem starken Gotte dient, vor dem die alten Götter wie Spreu zerstoßen sind.

Beinahe bekloommen schreitet er auf dem Heimweg neben ihm her, ein ganz anderer als der Kühne Bursch, der die Gewalt des Stromes meistert. Er spürt überrascht, es gibt noch eine zwingendere Kraft, nicht nur die prallen Muskeln der Arme und Beine und einen breiten Brustkorb. Bei dem alten Weltpriester hat er das nie empfunden. Bei dem Vetter aber fühlt er es staunend und geht darum wie mit gebundenen Gliedern neben ihm durch den wetterleuchtenden Abend.

\* \* \*

Bruder Vitalis blickt von seinem erhöhten Stand aus auf die kleine Gemeinde, auf die vierzig Männer, Frauen und Halbwüchsigen, denen er eben die Messe liest.

Trotz des hellen Frühlingsmorgens herrscht Dämmerdunkel in der Kirche. Die glaslosen Fenster lassen zu wenig Licht herein, um deutlich die Gesichter zu erkennen, obwohl die Holzläden fortgenommen sind.

Bruder Vitalis merkt an der Unruhe der Füße, dem häufigen Räuspern, daß die lateinischen Worte der Messe bei seiner Gemeinde keine Andacht wecken können. In den Klöstern des Westens mag man darüber streiten, ob es

angemessen sei, Gott mit anderer als lateinischer Sprache zu dienen. Hier muß man deutsch sprechen, wenn man die Herzen dem Glauben öffnen will. Das hat er weltfremden Mönchen gegenüber immer vertreten und er ist deshalb darauf vorbereitet, eine Predigt ohne gelehrtes Rüstzeug in der Sprache des Sachsenvolkes zu halten.

Ja, seines Volkes!

Wieder fühlt er sich trotz langer Abwesenheit mit diesen schlichten Männern und Frauen eins. Trügerisch erscheint ihm der Glanz der fernen Welt, wenn sie sich auch mit römischer Schönheit und Größe schmückt, vor diesen einfachen Menschen. Sie sind demselben Kampfdurchpflügten Mutterboden wie auch er entsprossen. Die kantige Härte von Thantmars Gesicht, die leidwissenden Züge Hermenegilds hat er im Antlitz der meisten Männer und Frauen wiedergefunden und nicht minder den bodenschweren, doch kraftvoll zur Tat entschlossenen Sinn der Jugend, wie er aus Christophs Augen leuchtet.

Die Häupter der Gleichgültigen heben sich, als von den Lippen des Priesters ihre eigene Mundart zu ihnen klingt. Er spricht von dem harten Leben, das sie hier an der Grenze des Reiches führen müssen. Mit glühenden Worten malt er Brand und Verwüstung. Mächtiger indessen als das Böse ist die aufbauende Kraft gewesen. Wohnlich und sauber stehen wieder die Gehöfte; in den Ställen brüllt das Vieh; die Zahl der Äcker wächst; die Wildnis weicht Schritt für Schritt — der Herr der

Himmelsaue hat Schweiß und Mühsal gesegnet.

Bruder Vitalis spürt, daß aller Augen an seinen Lippen hängen. Jetzt ist die Stunde da, zu säen.

„Ihr seid arm“, spricht er, „im Vergleich zu den Reichen der Erde. Sie besitzen Gold, Edelsteine und Sklaven. Prassend, in faulem Nichtstun leben sie dahin, während ihr jeden Tag von früh bis abends schaffen müßt, wenn ihr essen wollt. Jesus Christus aber hat vor allen anderen den Armen, die ihm mit lauterer Treue folgen, das ewige Reich auf der Himmelsaue verheißen. Dieses Reich auch werden die sanftmütigen Menschen erlangen, die nicht mit ihrem Nächsten Hader und Streit suchen, sondern ihr Blut dämpfen, so oft es in wildem Zorn entbrennen will. Selig sollen dennoch werden, die in menschlicher Schwäche gefehlt haben, aber ihre Missetat aufrichtig beklagen. Trost werden die Reuigen finden in ihres Herren Reich. Mild ist der Herr. Selig sind auch, die ihr Herz gereinigt haben von Eignutz und Eitelkeit. Sie werden den, der des Himmels und der Erde waltet, werden Gott selber schauen in seinem strahlenden Glanz, nachdem ihre Zeit sich erfüllt hat.“

Eng ist die Kirche, niedrig die Decke, aber die Worte des Priesters öffnen den Lauschenden eine Weite, die das alltagsstumpfe Herz erhebt. Nicht alles begreifen sie. Zu nahe sind sie dem Boden verhaftet, so daß sie nicht völlig dem Flug der Gedanken folgen können. Das Eine aber begreifen sie: nach Arbeit, Kampf und

Sorge wird ihnen ein Leben der Rast, der Ernte, des Friedens ohne Ende verheißen.

Mit körperlichen Farben malt ihnen nun Bruder Vitalis Gottes Bild. Die Vorstellung, die sie hierdurch gewinnen, ist kaum davon unterschieden wie das Volk den großmächtigen Kaiser Karl in der Pracht seiner Pfalz sich denkt. Das bedeutet jedoch keinen Fehler, denn Reich und Kirche stehen geschlossen zusammen, und wer für die eine spricht, verteidigt das andere. Weil aber dieses Bild von der Erde seine Farben leiht, allerdings nur die schönsten und leuchtendsten, können es selbst jene begreifen, die an der Erde hängen, können es heimtragen in ihr nüchternes Werktagsleben.

Als Bruder Vitalis geendet hat, fühlt er, daß sie ihn nun nicht mehr für einen Fremden ansehen. Ein Band beginnt sich zwischen ihm und ihnen zu knüpfen.

„Wartet noch ein wenig vor der Kirche!“ sagt er zum Schluß.

Als er hinaustritt, zur Linken Christoph, zur Rechten Anka, während Thankmar Sermenegild führt, blendet ihn nach der Dämmerung das Licht des hohen Morgens. Wieder schweift sein Blick über die Landschaft, die noch heiter zu lächeln versucht, obwohl am Horizont sich schon wieder Gewitterwolken ballen.

„Thankmar, der Herr des Sährhofes“, verkündet Bruder Vitalis mit erhobener Stimme der lauschenden Gemeinde, „wird jetzt die Hände seines Sohnes mit denen der Christin Anastasia zum Ehebund vereinen.“

Murmeln des Erstaunens bei den Umstehenden wird laut. Auch schlecht unterdrückte Zeichen des Unwillens sind hier und da zu bemerken.

Thankmar spürt den geheimen Widerstand und gibt sich erst einen Ruck. Mit fast unfreundlicher Miene fügt er die Hände der beiden ineinander.

Bruder Vitalis spricht den Segen. Ihm nach legt Hermenegild die Rechte auf ihres Sohnes und Ankas Haupt.

Da beginnt wieder ein Raunen. Dieses Mal ist es jedoch nicht Verwundern oder Unwille, sondern Rührung über die Hilflosigkeit der tastenden Gebärde.

So rasch, denkt Bruder Vitalis, der immer aufmerksame Beobachter, sind die Gemüter der Menschen umzustimmen. Selbst hier, wo sie von schwerfälligerer Art als im Westen sind. Er will es sich merken, hat er doch schon an des Kaisers Hof erlebt, wie große Wirkung zu rechter Zeit die Gebärde tut.

Nun schlägt er den Wiesenpfad zum Säbrhof ein. Das Brautpaar folgt ihm, dann Thankmar mit Hermenegild.

Süß duften die Wildrosen am Hag. Die Bremsen stechen. Es ist wieder ein schwüler Tag geworden. Die Libellen, Käfer und Schmetterlinge bezeigen lebhaft und farbenprunkend ihre Freude. Auf den Gesichtern der Kirchgänger, von denen manche einen schattenlosen Heimweg haben, perlt der Schweiß.

\* \* \*

Überraschend ist allen, selbst im Säbrhofe, diese Hochzeit gekommen, aber ungefeiert will man sie doch nicht vorbeigehen lassen. Zu günstig bietet die Gelegenheit für ein Fest sich dar, das bunt die graue Eintönigkeit der Werk-tage zerreißt und wochenlang Gesprächsstoff gibt.

Am Nachmittag sammeln sich die jungen Paare unter der Linde auf der Tanzwiese zum Reigen. Er wird in der Hauptsache gesprungen. Die Mädchen haben sich Kränze ins Haar gewunden und sehen jetzt viel fröhlicher als am Morgen aus. Von einem günstigen Zufall hergeführt, hat sich auch ein Siedelmann mit dem Dudelsack eingestellt.

Thankmar läßt sich nicht lumpen, als gegen Abend Alte wie Junge Hunger und Durst bekommen. Bier, Met und Obstwein hat er schon über Tag verteilen lassen. Der Keller des Hofes birgt allerlei — Säbrlohn, den die Kaufleute in den Säßern und Krügen hinterlassen haben, wenn sie zum anderen Ufer übergesetzt worden sind.

Die Räucherammer spendet umfängliche Schinken und Speckseiten. Für den näheren Bekanntenkreis haben etliche Enten ihr Leben hingeben müssen.

Zur Aushilfe sind von anderen Höfen mehrere Knechte und Mägde geschickt worden. So wird man in der Küche den erhöhten Anforderungen gerecht. Die Ekflust reizend, macht sich der Duft einheimischer Würzkräuter, von Minze und Anis, bemerkbar, doch stärker ist der fremde Atem von Pfeffer, Nelken und

Muskat. Man liebt scharfe Speisen, um Durst zu bekommen.

Als man beim Nachtsich sitzt — nur Brot und Käse, allerdings ein vorzüglicher Fettkäse aus nicht entsahnter Milch, wie man ihn selten bekommt —, überzieht sich der Himmel jäh von allen Seiten mit tieffschwarzen Wolken. Ängstlich mahnen die Frauen zum Aufbruch, denn die meisten müssen durch Strecken offenen Ackerlandes oder dichten Wald heimgenhen. Die Männer trauen jedoch dem Wetter nicht. Es wird eher da sein als sie ihre Höfe erreichen können. Schon zucken die Blitze unheimlich nahe. Da fühlt man sich unter dem festen Dach des Sährhauses besser aufgehoben und bleibt lieber beim Bier sitzen.

Eine wilde Windsbraut ist hochgesprungen und schiebt mit Riesenschnelle von Südosten her die finstere Wand der Wolken immer näher.

Wenn sie niederbricht —

Der Gedanke ist in den Köpfen noch nicht zu Ende gedacht, da zackt grün leuchtend ein greller Blitz. Noch im selben Augenblick kracht ein furchtbarer Donnerschlag und läßt das Haus bis in seine Grundfesten erbeben. Selbst die Mutigsten ducken sich, als werde nun das Unwetter ohne Hindernis dicht über ihre Köpfe wegrasen.

„Gut, daß wir nicht doch unterwegs sind!“ sagt eine Frauenstimme aus dem Dreiviertel-dunkel mit hörbarem Schauer und zitternder Dankbarkeit.

Eine Greisin krächzt einen Wettersegen. Er ist vorchristlicher Herkunft, in dieser Stunde

aber denkt niemand daran. Man wünscht, daß er hilft, und betet laut oder leise mit.

Nur Bruder Vitalis und Anka nicht. Den uralten Zauberspruch gegen Donner und Blitz, den sie vor sich hin murmelt, versteht niemand. Das ist ein Glück, denn er läßt die unholden Mächte unter vielen Ergebenheitsbeteuerungen ein, sich statt auf dem wendischen lieber auf dem deutschen Ufer verheerend niederzulassen. In ihrer Aufregung übersteht Anka ganz, wo sie ist.

Noch einmal flammt das blaugrüne Leuchten durch die schwülen Stuben. Dieses Mal folgt der Donnerschlag erst ein wenig später, auch er indessen kracht noch betäubend laut.

Plötzlich schreit draußen ein Knecht:

„Die Kirche brennt!“

Das Beten verstummt. Keiner wagt sich zu rühren. Wie vor den Kopf geschlagen, hocken sie da. Einige sperren den Mund auf, als gehe ihnen in der stickigen Stube die Luft aus.

Der erste, der sich faßt, ist Bruder Vitalis. „Selbst! Kettet!“ schreit er und stürzt davon.

Christoph springt ihm nach. Einige Junge nehmen es bei diesem Wettlauf mit ihnen auf. Thankmar und ein paar Ältere folgen langsamer.

Unendlich weit dünkt Bruder Vitalis der Weg. Es gießt in Strömen. Der Regen rieselt ihm über den unbedeckten Kopf in die Augen. Der Gewittersturm reißt an der Kutte und stemmt sich gegen jeden Schritt. Fast wäre der Mönch versucht, sie abzuwerfen.

Plötzlich fängt die Glocke in dem Holzturm neben der Kirche zu wimmern an. Der Sturm,



der die Feuersbrunst noch wilder macht, weckt ihre schwache Stimme. Um Hilfe jammert sie. Schauer rinnen den Männern über die schweiß- und regennassen Leiber.

Es scheint, daß der Regen den zündenden Strahl zuerst fast erstickt hat. Nun aber läßt das Schütten nach, und sofort gewinnt das Feuer, weil mit ihm der Sturm im Bunde steht, wieder die Oberhand.

Nur ein Gedanke beherrscht Bruder Vitalis.

„Das Allerheiligste retten!“ schreit er den Männern zu.

Er hat es in der Kirche zurückgelassen, damit sich dort, während er unter den Feiernden weilt, andächtige Gemüter in Ruhe und Einsamkeit versenken mögen. Es würde ihn noch bitterer treffen, wenn er wüßte, daß den ganzen Nachmittag keiner dazu das Bedürfnis gefühlt, daß er das Allerheiligste nutzlos dem allerdings unvorhergesehenen Verderben ausgesetzt hat.

„Donar reißt die Sand danach!“ fährt es ihm jäh durch den Kopf, als er in die jetzt sich selbst erleuchtende Kirche eindringt. Blutrote Flammen züngeln und greifen schon nach den Balken der Decke. Auch über den Pfosten des Portales knistert es. Scharfer Qualm beengt den Atem und reizt die Augen zu Tränen.

Nur zwei sind Bruder Vitalis in die Kirche herein gefolgt — Christoph und etwas später Thankmar. Was mitgenommen werden soll, kann einer tragen. So ist es eigentlich sinnlos, daß sie sich hier zu Dreien der Gefahr preisgeben, da die Balken der Decke jeden Augen-

blick niederbrechen können. Die beiden wollen aber Bruder Vitalis nicht allein lassen. Vielleicht braucht er doch die Hilfe mutiger Männer.

Mit bebender Hand errafft der Mönch die Monstranz.

In greller Lohe flammt jetzt der hölzerne Turm.

Der Chor hat keine Tür. Die Fenster sind zu schmal. Unmöglich, daß sich ein Mann hinauszwingt, kaum ein Kind. Man muß also durch die ganze Kirche wieder zurück.

Bruder Vitalis hebt beschwörend das Kruzifix. Es ist ein silberner Christus. Er leuchtet matt im Schein der Flammen.

Kurz vor dem Eingang birst über den Männern ein Teil des Gebälks. Glühendes Holz prasselt von mehreren Seiten zugleich herab.

Ein fast übermenschlicher Sprung durch einen heißen Regen stiebender Funken — Bruder Vitalis steht im Freien, halb erstickt nach Atem ringend, aber unverletzt — das Allerheiligste ist gerettet.

Auch Christoph haben die Flammen nur Saar und Rock versengt. Thantmar aber taumelt. Unter Aufbietung seiner letzten Kraft schleppt er sich vor die Kirche, dann bricht er zusammen.

Aus klaffender Schädelwunde quillt Blut. Ein Balken hat ihn hart getroffen. Ein minder starker Mann wäre einfach sofort liegen geblieben. Nun windet er sich an der Stelle, wo er heute früh Christophs und Ankas Hände vereint hat, in Todesnot.

Höher flammt jetzt die Kirche, eine grause Sackel, schwarz und weiß von zischendem Brodem und wirbelndem Dunst umtanzt. Rauschend schüttet wieder der Regen, aber er löscht nicht mehr. Was brennen will, darf brennen. Da nutzen auch die paar elenden Eimer Wasser nichts mehr, das die Knechte heraufschleppen. Und es will brennen. Aus Wäldern stammt dieses Holz, die hat noch Donar gesegnet. In seinem heiligen Feuer will es deshalb lohen und vergehen. Das scheint sogar der Regen zu begreifen, denn er hört jäh auf.

Schatten nur sind noch die Männer vor der Kirche — Schatten auch der eine, der stirbt. Sein brechendes Auge hängt an den Flammen. Zwischen Leben und Tod leuchtet ihm die Macht des heiligen Feuers. Er will etwas sprechen — kann es nicht. Nur ein Lallen ist sein letzter Laut.

Jetzt eben fegt der Sturm die Flammen auf die andere Seite. Es bereitet ihm jauchzende Freude, sie hin und her zu zerren, damit sie besser springen. Tiefes Dunkel umfängt die Männer, als sie sich anschicken, den Sterbenden heimzutragen. Da spricht aus der von keinem Blitz, keinem Stern erhellten Finsternis heraus drohend und glaubensstark eine Stimme:

„Noch lebt Donar!“

Die Männer schrecken zusammen. Nur Bruder Vitalis beißt trotzig die Zähne aufeinander. Er möchte wohl wissen, wer der Bekenner gewesen ist. Niemand aber könnte oder wollte Auskunft geben, wenn er fragte.

Die Finsternis habe selber Stimme bekommen, meinen verschüchtert die Knechte.

Der gesprochen hat, schweigt nun. Trost und Hoffnung hat er Thankmar mitgeben wollen. Ein Klang davon hängt noch im Ohr des Sterbenden, während er, steil sich aufrichtend, den letzten Atemzug tut.

„Donar . . . Donar . . .“, scheinen lauter die Lüfte zu rauschen, damit er es hört.

Als Bruder Vitalis das Kruzifix über ihm erhebt, ist er schon tot.

Christoph kauert neben dem Vater am Boden und schluchzt wie ein Kind. Da wissen alle, was geschehen ist, und drängen sich teilnehmend hinzu.

Nur Bruder Vitalis starrt mit regungslos hartem Gesicht in die Finsternis.

Fester packt er das Kruzifix — wie eine glücklich errettete, kostbare Waffe.

Kampf ist ihm angesagt — er wird ihn führen.

Auch wenn Donar lebt, scheut er ihn nicht.

Während die anderen schon Thankmars Leiche heimtragen, steht er ganz allein und sieht die letzten Wandreste der Kirche funken-sprühend niederbrechen.

„Sie ist ärmlich und eng gewesen“, flüstert er dem silbernen Christus zu. „Ich will dir eine neue bauen, würdiger deiner Macht und Größe. Habe nur Geduld — Geduld!“

Es beginnt wieder fein, aber scharf zu regnen.

Bruder Vitalis achtet es nicht. Erst als die Kirche nur noch ein qualmender Trümmerhaufen ist, wendet er sich zum Gehen. Mit

großen Schritten eilt er den Heimkehrenden nach und erreicht sie kurz vor dem Säbrhof.

\* \* \*

In wachsender Spannung harren die Frauen der Rückkunft der Männer. Diese bleiben länger aus als erwartet, denn daß mit den paar Eimern Wasser noch etwas zu löschen ist, glaubt niemand.

Es wird doch kein Unglück geschehen sein?

Vielleicht kann man es noch bannen mit Beten.

Uralte Sprüche sind es zu den heiligen Frauen, den noch nicht entthronten Schicksalsgöttinnen, den Nornen.

Über dem dumpfen Gemurmeln aber erhebt sich laut und klar eine junge Stimme.

„Seilige Mutter Gottes!“ klingt es in fremdem Tonfall durch den Raum, indessen es drückt alles aus, was die bangen Herzen der Frauen bewegt.

„Seilige Mutter Gottes!“ Mehr kann Anka nicht, aber sie muß es sprechen.

Nachträglich ist ihr zum Bewußtsein gekommen, was für einen falschen Spruch sie vorhin gebetet hat — einen wendischen Spruch. Vielleicht ist von seiner feindseligen Kraft die Kirche in Flammen aufgegangen. Das jedoch hat sie nicht gewollt. Sie ist eine Christin und nicht schlechter als die anderen auch. Nur eine Läßlichkeit ist es gewesen in der Verwirrung durch den furchtbaren Blitz und Donnerschlag.

Jetzt betet sie dafür um so leidenschaftlicher, daß sie alle mit fortreißt. In diesem Augenblick gibt es keine Gleichgültigen mehr. Zu harte Last drückt jedes Herz. Gottes Hand selber wird es wohl sein, die so bürdenschwer sich ihnen offenbart – aber offenbart! –

Durch die schwarzen Wetterwolken verstärkt, ist es stockdunkel geworden, und man hat deshalb Lichtfässer angezündet. Die Dochte qualmen, und der Unschlitt stinkt.

Von draußen, wo einige, angstgetrieben, Umschau halten, springt eine Kunde herein.

„Etwas Schlimmes ist geschehen.“

Die Gebete verstummen. Wenn schon etwas Schlimmes geschehen ist, können sie es nicht mehr abwenden.

Die Frauen drängen sich unter der Tür.

Nun kann man Näheres erkennen. Sie tragen einen Mann langsam herbei.

Wen?

Das ist in der Dunkelheit noch nicht zu unterscheiden, obwohl so viele Augenpaare angestrengt sich mühen.

Hermenegild ist allein am Herd sitzen geblieben. Unruhig klopft auch ihr Herz. Was aber soll sie draußen, da ihre Augen nichts sehen!

Thankmar, denkt sie – Christoph – Wulfram . . .

In ihren Gedanken heißt er immer noch Wulfram, nicht Bruder Vitalis.

Thankmar – Christoph – Wulfram . . .

Immer ist es wieder das gleiche.

Sie faltet die Hände. Steif lasten ihr die Glieder, als sitze sie am Schemel angeschmiedet und dürfe sich nimmermehr erheben.

Sie weiß – Unheil naht – und sie muß es erwarten.

Die Frauen draußen jammern laut und werden plötzlich wie von einem Befehle still.

Sermenegild möchte aufstehen, vermag es aber nicht. Es wäre auch schon zu spät, hinauszugehen.

Der Estrich bebt unter der Wucht von Männertritten. Das Herz der Frau bebt mit.

Dann nähern sich von allen nur zwei. Sermenegild hört, daß sie eine Last schleppen.

„Vorsichtig!“ mahnt Christophs Stimme.

Sie legen einen schweren, stummen Körper auf die Ofenbank neben Sermenegilds Schemel.

Eine ungeheure Aufregung reißt die Frau in allen Sibern zusammen. Ohne Abstand nahe spürt sie das Unheil. Jetzt weiß sie auch, wen es getroffen hat.

„Thankmar!“ schreit sie und springt auf.

Sie zittert wie von innerem Frost. Sie schließt die Lider, um das Schreckliche nicht zu sehen. O, sie sieht ja nicht! Sie öffnet sie weit. Ein Schein dämmert von irgendwo her. Sie taumelt und muß sich mit den Händen am Tische halten. Sie unterscheidet. Sie schreit noch einmal auf, jetzt gellender, daß es mancher der Frauen an der Tür kalt den Rücken herunterläuft.

Sermenegild sieht – nein, es ist keine unbarmherzige Täuschung – sieht auf der Ofen-

bank ihres Mannes blutüberströmtes, bleiches Gesicht.

„Er ist tot!“ kreischt sie in einem sonst ihr völlig fremden Ton.

„Vielleicht nur bewusstlos“, wagt Bruder Vitalis zum Trost eine fromme Lüge.

„Betrüg' mich nicht!“ fährt sie ihn herrisch an. „Ich sehe es doch.“

„Du siehst?“

Bruder Vitalis schauert.

Sie fällt auf ihren Schemel zurück, da ihr die Knie versagen.

„Ich sehe“, wiederholt sie voll tiefer Verwunderung. „Ich sehe euch auch.“

In der Diele steht plötzlich, dicht gedrängt, Mensch an Mensch – Männer, Frauen, Kinder.

„Sie sieht“, raunt es dunkel und zweifelnd.

„Ein Wunder!“ jubelt eine junge Stimme – Ankas Stimme.

„Ein Wunder!“ sprechen die anderen es bebend und erschüttert nach wie ein Dankgebet.

Sermenegild hört es kaum. Die Gestalten im unsicheren Licht entschwinden ihr. Klar und deutlich aber sieht sie neben sich den toten Gatten liegen.

Sie beachtet weder Sohn noch Neffen. Ihre Blicke saugen sich an Thankmars Antlitz fest. Sie schüttelt den Kopf. So viele Jahre haben ihre Augen den Mann nicht mehr gesehen, haben nur ihre Finger die Veränderung seines Gesichtes, die Runen der Enttäuschungen, des Leides mühsam ertastet. Ein Bild hat sie sich



von ihm geschaffen, aber er ist nicht älter geworden dabei, ist der Kämpfer in seiner besten Kraft geblieben. Hier aber liegt starr ausgestreckt ein bis zum letzten Haar ergrauter, verwitterter alter Mann. Sie muß erst lernen, daß dies Thankmar ist.

„Mutter“, sagt der eine dicht bei ihr tröstend.

Sie steht auf und schaut ihn an. Groß ist er und blond. Liebevoll sorgend umfassen sie seine blauen Augen, deren Farbe sie bei dem schlechten Licht allerdings mehr erfühlt als erkennt.

„Du bist mein Sohn?“ zittert verwunderte Frage aus ihrem Munde. „So groß?“

„Ja, so groß, Mutter!“

Er hält sie in seinen Armen. Sie hat gestaumelt und fürchtet doch nicht zu sinken. Diese Arme halten sie sicher.

Die Diele ist leer geworden von Menschen. Ehrfurcht vor dem Wunder, vor der schmerzvollen Größe dieser Stunde hat sie vertrieben.

Sermenegilds Blick fällt auf Bruder Vitalis.

„So sehen Gottes Diener aus?“

Der Mönch senkt das Haupt und weist auf Thankmar.

„Nicht nur im geistlichen Gewand ist man Gottes Diener. Dein Gatte hat es bezeugt durch seinen Opfertod. Das ewige Reich wird ihm dafür zum Lohn, das schöne Land der Simmelsaue.“

Dann wendet er sich wieder dem Leichnam zu. Seine Lippen murmeln Gebete, heimlich aber streifen seine Blicke und Gedanken Sermenegild.

Das Wunder! —

Ein toter Mann und eine sehend gewordene Frau — wer kann Gottes unerforschliche Wege erkennen? Wer darf fragen: Warum? —

Nach dem ungeheuren Erleben fühlt Hermenegild sich jetzt schwach.

„Kuf' mir Koswitha! Ich möchte mich niederlegen.“

Ehe sie geht, wendet sie sich noch einmal und blickt zuerst den Toten lange an, hierauf den Sohn und den Neffen.

„Wer weiß, ob nicht alles nur ein Gaukelspiel ist und ich euch morgen noch sehen kann!“ sagt sie voll plötzlich quälender Furcht.

„Gottes Wunder trügen nicht“, beruhigt Bruder Vitalis sie überzeugt.

Der Sohn will sie hinausführen, da taucht aus einem dunklen Winkel Anka auf. Sie ist dort schon lange gekauert und hat gewartet, daß man sie ruft. Bisher aber hat keiner ihrer gedacht, so fremd empfindet man sie hier noch, so gar nicht dazugehörig, selbst an ihrem Hochzeitstag.

„Anka“, erklärt Christoph seiner Mutter.

„Nun hast du keine offenen Haare mehr“, stellt Hermenegild fest. „Mädchen sein ist leicht, Frau sein aber schwer.“

Sie nimmt das Gesicht Ankas in beide Hände und küßt sie. Dann schreitet sie zwischen Sohn und Schwiegertochter ihrer Kammer zu, wo das eine schon gerichtete Lager von nun an leer bleiben wird. Mit harter Deutlichkeit erinnert es sie daran, daß sie Witwe geworden ist. Einen hohen Preis zahlt sie für das Licht

ihrer Augen. Nichts umsonst gewährt das Schicksal oder – wie ihr Neffe sagt – Gott. Ist man ihm dafür Dank schuldig, daß er mit einem spielt?

Unten in der Diele bahrt Bruder Vitalis samt den Knechten den Herrn des Fährhofes auf. Er selber säubert ihn vom Blut. Eine Kerze ist nicht vorhanden. So läßt er Kienfackeln entzünden und bestimmt, daß die beiden Knechte abwechselnd die Nacht über Wache halten. Dem Toten zu Häupten stellt er schützend das Allerheiligste, damit böse Geister gestürzter Götter ihm nicht den Weg nach der Simmelswiese verlegen.

Nun erst sucht er sein Lager auf – nicht um zu schlafen, sondern um endlich aus den feuchten Kleidern zu kommen und besser seine stürmenden Gedanken zu ordnen.



Da der Fährhof noch nicht alt ist, erlebt er heute den ersten Toten zwischen seinen hölzernen Wänden. Sie dehnen sich von der feuchten Schwüle des Gewitterabends und knarzen grell. Auch sie wollen den jähen Tod ihres Herrn beklagen. Die Geister, die in den Bäumen gewohnt haben, ehe Thankmar sie gefällt hat, und mit den Baubrettern ins Haus gezogen sind, regen sich heute stärker denn je. So meint wenigstens Koswitha, während sie ängstlich den Geräuschen dieser bewegten Nacht lauscht.

Todes- und Brautnacht zugleich . . .

Eng verschlungen ruhen Christoph und Anka. Gestern sind sie noch jung gewesen, heute ist es ihnen beiden, als hätten sie an diesem einen Tage Jahre durchmessen. Sehnsüchtig haben sie auf die Nacht ihrer Liebe gewartet. Daß sie aber so kommen werde, hat ihnen kein Traum verkündet. Wie von einem starren Damm fühlen sie die Wogen ihrer Leidenschaft zerbrochen. Die Zärtlichkeit ihrer Liebesungen ist nur eine Schar überfließender, schon gezähmter Wellen.

Statt des Vaters, durchzittert es Anka, hätte der berstende Balken auch den Sohn treffen können. So nahe ist sie dem Verluste ihres Glückes gewesen! Dabei besitzt sie es kaum noch richtig, und jetzt umdunkeln es schon gleich zu Anfang tiefe Schatten.

Unten liegt ein toter Mann und mahnt an die Vergänglichkeit. Seine Stimme spricht mächtiger als die eines Lebenden. Sie erfüllt das ganze Haus. Selbst vor der Brautkammer macht sie nicht halt.

Warum sollte sie auch?

Nur widerwillig hat ja Thanmar diesem Bunde zugestimmt. Jetzt ist seine Seele vom Körper gelöst. Solange diesen noch nicht die Erde deckt, darf sie abschiednehmend durch ihr Eigentum wandeln.

Anka schreckt bei jedem Geräusch zusammen und überlegt angestrengt, wie man den Zürnenden wohl am besten beschwichtigen könne. Näher schmiegt sie sich an Christoph. Der ist stark genug, sie vor seinem Vater zu schirmen.

Schutzbedürfnis, schmiegsame und verlangende Liebe, heißes Aufbegehren des lebendigen Blutes gegen den heimtückischen Tod — nun stürmt doch die Woge der Leidenschaft hoch und ungebrochen über den Damm . . .

Auch die Frau in der Kammer nebenan schläft nicht. Hermenegild liegt, die Hände unter dem Nacken verschränkt. Sie wagt die Lider nicht zu schließen. Sie fürchtet, wenn sie erwacht, deckt vielleicht von neuem Finsternis das Licht ihrer Augen.

Ihre Gedanken finden kaum noch einen Halt. Zu gewaltsam ist sie ihrer langen Dunkelheit entrissen worden, so daß die Gegenwart für sie erst schwache Züge der Wirklichkeit trägt.

Jahre hindurch hat sie nur in der Vorstellung gelebt, hat von den Menschen um sie her sich Bilder geschaffen. Ursprünglich sind diese wohl richtig gewesen, aber sie haben sich im Lauf der Zeit zu langsam gewandelt. Das Alter hat sie nicht entstellt. Heute sehen deshalb die Menschen in Wahrheit sehr verschieden von den Gestalten der inneren Welt Hermenegilds aus. Fremd sind sie ihr alle seit einer einzigen Stunde und sie würden ihr noch fremder sein, wenn sie nicht mit bekannten Stimmen sprächen. Diese in der blinden Nacht der Finsternis so aufmerksam belauschten Stimmen müssen der Sehendgewordenen nun Führerinnen sein in die entfremdete Welt des Lichtes, die sie sich erst neu gewinnen muß.

Eine Stimme aber schweigt — eine, mehr als jede andere berufen, Führerin zu sein.

Thankmar allein ist verstummt, und er bleibt ihr darum so fremd, daß sie sich selber deswegen einer Schuld zeihet.

Wie der Tote vor ihren erwachenden Augen gelegen ist, lebt er nicht in ihr.

Sie sagen, ihr Gatte sei es, aber sie kann es nicht begreifen. Vielleicht hat das wilde Wirrsal dieses Abends sie des sonst so klar sehenden und ruhig wägenden Verstandes beraubt.

Alt und verwittert sieht dieser Tote aus, der Thankmar sein soll.

Ihr Thankmar aber, wie sie sein Bild vor dem Brand der Mordnacht und vor der schleichenden Finsternis der Blindheit tief in ihr Herz hinein gerettet hat, ist ein starker Krieger gewesen, den Feinden furchtbar und verhaßt, doch ein stolzes Glück für die liebende Frau.

Zu ungeheuer klappt der Gegensatz für Sermenegilds Gefühl zwischen diesem kraftstrotzenden Thankmar und dem grauen Toten. Der hätte auch auf dem Strohlager sterben können.

Sermenegild preßt die Hände an die klopfenden Schläfen. Wohin verirrt sie sich? Lieblos erscheint ihr solch Gedanke. Wahrhaftig, sie begreift sich selbst nicht mehr. Der Boden der neuen Welt schwankt schwindelerregend unter ihren ersten Schritten. Unrecht hat sie Thankmar getan. Sogleich muß sie ihm Abbitte leisten. Es liegt nicht an ihm, daß er dem Alter seinen Zoll hat zahlen müssen. Schlimm genug ist ihm vom Schicksal mitgespielt worden, daß er grau und verwittert aussehen darf.

„Klage die Wurt an, die den Faden spinnt!“  
schreit in aufbrandendem Weh Hermenegilds  
Herz. „Klage die grausame, mitleidslose Wurt  
an und nicht den Menschen, den sie entstellt,  
ehe sie ihn verdirbt!“

Sat aber nicht Wulfram — ach, Bruder  
Vitalis heißt er jetzt — vorhin gesagt, Thank-  
mar sei als ein Kämpfer gefallen?

Ja, es flecte Blut an seiner Stirn.

Dann ist er also gar nicht verdorben, ist ihr  
nur genommen worden.

Wieder steht er vor ihren inneren Blicken auf  
der Höhe seiner Kraft. Auch sich selber sieht  
sie jung wie ihn.

Sie möchte gern in einen Spiegel blicken,  
neugierig, welche Veränderungen er ihr zeigt.  
So kostbares Gerät gibt es jedoch im Sährhof  
nur eines, und das birgt nicht diese Kammer.  
Wenn sie ins eigene Antlitz blickte, würde sie  
sicher dem toten Thankmar sogleich wieder nahe  
sein, anders als jetzt, wo sie noch das Gesicht  
ihrer Jugendträume in die gealterte Wirklich-  
keit hinüberzutragen versucht.

Auch die erregtesten Gedanken laufen sich  
einmal müde, und Hermenegild sinkt trotz allen  
Widerstrebens schließlich doch dem Schlaf in  
die Arme. Er ist so stark, daß er alle Gegenwart  
verlöscht — fast wie der Tod . . .

Dem Bruder Vitalis schließt er allein im  
ganzen Hause nicht die Augen. Sie brennen  
zwar vor Müdigkeit und nach dem Qualm des  
Brandes, aber sie lassen nicht ab, in die Nacht  
zu starren, die zum offenen Fenster herein un-  
aufhörlich von fernen Blitzen wetterleuchtet.

Was ist der Mensch?

Ein Spielball lichter und dunkler Mächte.

Und was ist unser Leben?

Ein Glauben – eine Zuversicht, die nicht trügen darf, soll nicht alles sinnlos werden.

Wie aber deuten wir den Sinn?

Bruder Vitalis ist kein Schwärmer. Er sieht nicht mehr in die Menschen hinein als sie sind. Er hat jedoch die Kraft, in ihre Herzen zu blicken, auch wenn sie sich vorsichtig verschließen. Er weiß, daß in Thantmar der Widerstand den Glauben überwogen hat. Dennoch ist sein Oheim gefallen bei der Rettung des Allerheiligsten, und Gott wird ihm nun kraft solchen Opfertodes alle Herrlichkeit der Himmelsaue zuteil werden lassen.

Sast erfüllt dieser Opfertod Bruder Vitalis mit Neid. Zwar hat er selber das Allerheiligste retten dürfen, als Opfer aber hat Gott ihn nicht angenommen.

Vielleicht nicht deshalb, weil er ihn verschmäht, sondern nur, weil er ihn hier unten noch braucht?

Bruder Vitalis stützt sich auf den Ellenbogen und horcht, ob nicht aus der Nacht eine Stimme laut wird, die ihn ruft.

Nein – es bleibt still. Sein Herz jedoch spricht; es weiß, was getan werden muß. Da bedarf es des Rufes aus der Höhe nicht.

Die Kirche liegt in Asche. Daß sie schöner auferstehe aus der Zerstörung, ist ihres Priesters nächste Pflicht.

Der Herr der Himmelsaue braucht Kämpfer. Wenn Donar noch im Wettersturm lebt,



müssen entschlossene Männer da sein, das Allerheiligste vor seiner Rache zu bewahren. Im sicheren Westen ahnen sie nichts mehr von solcher Gefahr. Da mögen sie über Spitzfindigkeiten mönchisch streiten. Hier braucht es einen härteren, leidenschaftlicheren Geist, wenn die keimende Saat nicht in den Boden gepeitscht werden soll von Maigewittern.

Bruder Vitalis breitet die Arme aus. Kraft bedeutet diese Bewegung. Dicht vor dem Feinde, fühlt er, steht hier der Kämpfer Gottes. Wo am Strom die Grenze läuft, braucht nicht nur der Kaiser, braucht ebenso sehr der hehre Himmelskönig streitbare Männer.

Wohl geordnet sind jetzt die Gedanken des Mönchs. Die feindlichen Mächte schrecken ihn nicht. Sein Weg — er sei verworren oder klar, bunt oder still — wird doch ohne Unterbrechung treu dem Gelöbniß zur Himmelsauwe leiten.

Ein befreiender Seufzer entringt sich der Brust des Sinnenden.

Das Haus horcht auf. Die Wände knarzen. Die Dielen krachen, als wollten sie springen. Diese mit Blitzen und Schicksalen geladene Wetternacht wird sich dem Holz bis in seine feinsten Fasern einprägen, so daß es einst davon raunen kann, wenn Geschlechter hier leben, die noch lange nicht geboren sind.

\* \* \*

Auf dem Friedhof hinter der verbrannten Kirche schaufeln die Knechte Sasso und Ludger

ihrem Herrn das Grab. Bruder Vitalis wacht darüber, daß sie die rechten Maße halten, denn es gibt hier am Ort keinen zünftigen Totengräber und die beiden sind Neulinge des Handwerks, das sie zum ersten Male üben.

Thankmars Tod und der Brand der Kirche haben sich weit herumgesprochen. Selbst aus großer Entfernung finden sich deshalb Männer und Frauen zum Begräbnis ein. Bruder Vitalis sieht manchen, an den er sich vom Sonntag her nicht erinnert.

Alter Sitte folgend, spannt man zwei Ochsen vor den Wagen und fährt Thankmar so zu Grabe. Bruder Vitalis kann es nicht hindern, daß man dem Toten einen rasch nur grob geschnitzten, spielzeugkleinen Fischerkahn, ein kurzes Ruder und eine Keuse sowie ein Schwert mit in den Sarg legt. Zuerst will er dagegen aufbegehren, bei längerem Nachdenken jedoch scheint ihm dieser Väterbrauch selbst jetzt noch voller Sinn. Wer weiß, ob nicht auch auf der Simmelswiese ein Strom vorhanden und ein Fischer dort von nöten ist. Vielleicht treffen die einfältigen Gemüter ahnend das Rechte.

Die dumpfe Schwüle der vergangenen Tage ist entwichen. Eintönig grau, doch ohne Drohung hängt der Himmel über dem flachen Land. Pfützen schlagen aller Orten ihre dunklen Augen auf. Silbertropfen hängen an Gras und Kraut. Den Fluß hüllen brauende Dünste ein. Sie verbergen auch das jenseitige Ufer.

Der Brandschutt würzt die Luft mit dem schweren Stickschmuck der Zerstörung. Bruder

Vitalis bemerkt, wie oft die Blicke der Männer und Frauen vom Grabe fort zu der verwüsteten Stätte Gottes hinüberschweifen.

Ein Blitz hat gezündet.

Wäre es in Fulda oder Aachen geschehen, man hätte Gottes Hand gefürchtet, sich aber beschieden.

Hier ist es anders. Das erkennt Bruder Vitalis nur zu deutlich an den verschlossenen Gesichtern; wie Kiesel sind ihre harten Kanten, und der schmale Mund hält fest wie eine Eichentür. Von denen allen glaubt niemand, daß es Gottes Hand gewesen ist. So viel Unvernunft trauen diese nüchternen Hirne dem Herren der Himmelsaue nicht zu. Nur einer kann für sie der Brandstifter gewesen sein. Kein Geringerer als Donar hat den rächenden Blitz gegen die feindliche Kirche geschleudert, hat durch Flammenzeugnis bewiesen, daß er noch lebt und machtvoll weiterkämpft um seine Herrschaft über die Seelen.

Bruder Vitalis faßt alle seine Kraft zusammen. Jetzt muß er so sprechen, daß sie ihn tief im Herzen verstehen, sonst hat Donar wirklich eine Schlacht gewonnen.

Er kann bei Wohlvertrautem anknüpfen, weil in den vorgeschrittenen wie in den einfachen Geistern der Zeit Altes und Neues sonderbar sich mischt. Von der Wurt spricht er, denn trotz des Christenglaubens bestimmt sie weiter das Los der Menschen. Sie hat Thankmar den Lebensfaden abgeschnitten, doch Gott wird den tapferen Herrn des Säbrhofes zu hohen Ehren bringen. Ein Held ist Thankmar

gewesen. Unholde Mächte – Bruder Vitalis nennt Donars Namen nicht – haben die Flammenhände nach dem Allerheiligsten ausgestreckt. Thankmar aber hat es retten helfen. Aus der Finsternis heraus hat ihn der Tod zu Boden geworfen, doch im Licht der Gottesau wird er von dem reichsten Herrn mit Seligkeit belohnt werden.

Nun fordert Bruder Vitalis die Leidtragenden auf, das Vaterunser zu sprechen. Es findet schwachen Widerhall, denn die Wenigsten haben es gelernt. Nur gut, daß Sasso, Ludger und der Klosterknecht bei den Männern, Roswitha und Anka bei den Frauen ihre Stimme erheben können. Sie sind unentbehrliche Stützen und stellen ihr Licht keineswegs unter den Scheffel.

Sermenegild bleibt stumm. Sie gibt sich nicht viel Mühe, gleich den anderen zu murmeln. Alles wirkt neu auf sie. Wie eine zufällig hergewehrte Fremde steht sie unter lauter lang bekannten Menschen.

Ihr Gesicht, das sich in der Zeit der Blindheit merkwürdig jung erhalten hat, sieht heute nicht nur strenger, sondern auch älter aus. Unfassbar entrückte Jahre hindurch hat das Leben Sermenegild nie mehr ganz erreicht, ist immer eine Scheidewand trennend dagewesen. Jetzt aber, wo die Augen wieder sehen, muß sie erst mit dem Bunten fertig werden, das gewaltsam auf sie eindringt. Die vielen Gesichter, das offene Grab, das weite Land, ja, jeder Baum und jede Blume bestürmen sie mit Eindrücken, so daß sie davon wirr, gar nicht

recht zur schmerzenden Erkenntnis ihres Verlustes kommt. Gnädig und ungnädig zugleich waltet manchmal die Fügung.

Sermenegild hört kaum hin, als Bruder Vitalis jetzt von ihr selbst zu sprechen beginnt.

„Sehet das Wunder, das hier geschehen ist! Aus jahrelanger Finsternis ward diese Frau erlöst. Begreifet voller Ehrfurcht, Gott kann mit Blindheit schlagen und sehend machen. Darum lobet ihn in seiner Kraft und Herrlichkeit!“

Jetzt richten sich aller Augen auf Sermenegild. Sie fühlt es, hebt das bisher gesenkte Haupt und blickt die Menschen an, als müsse sie ihren Fragen Antwort stehen.

Untrüglich ist es — nun wissen es alle — ja, sie steht.

Die Erde schollert über den Sarg. Dann nähert sich jeder der blassen Frau. Die Teilnahme jedoch gilt nicht nur der Witwe, sondern ebenso sehr der Sehendgewordenen.

Eine Schar von Weibern umringt sie. Plötzlich wirft sich eine, die schwanger ist und ein kleines Kind an der Hand hält, vor ihr nieder und ruft:

„Segne mich, wie du gesegnet bist!“

Leise im bleichen Gesicht errötend, legt Sermenegild ihr die Hand aufs Haupt.

Sie muß aber jetzt Nacken und Lider senken. Sie wagt den Menschen nicht mehr ins Gesicht zu blicken. Ein Vorwurf sticht sie, daß sie sich hoffärtig überhoben habe, und macht sie unsicher.

Die anderen spüren von dieser Befangenheit nichts und würden sie auch nicht gelten lassen.

Sie sind fest davon überzeugt, ein Wunder ist geschehen, und der neue Gott hat es vollbracht.

Ihre Widerspenstigkeit wird weich. Ihre Herzen stehen offen.

Donar hat seine Schlacht verloren.

Die Frauen haben für Gott die Schlacht gewonnen.

Bruder Vitalis faltet dankbar die Hände.

Siegesfroh verkündet er, daß an Stelle der zerstörten Kirche hier eine größere, schönere zu Ehren des Wunders erstehen werde. Dann führt er mit dem fast höfischen Anstand, den er in Aachen gelernt hat, Hermenegild den Friedhofshügel hinab durch die nassen Wiesen heimwärts.

\* \* \*

Gemäß der Sitte wohnt Hermenegild dem Leichenmahl für ihren Gatten bei, aber es kostet sie harte Arbeit, sich mit den vielen Gesichtern aus nächster Nähe auf einmal vertraut machen zu müssen. Noch mehr wird es ihr dadurch erschwert, daß mancher gar nicht einsehen will, welche Anstrengung es für sie bedeutet.

Die Starrheit ihrer Augen dämpft die lauten Reden der anderen. Christoph schaut voll banger Sorge in das fahle Gesicht der Mutter und fürchtet, so plötzlich wie das Wunder gekommen ist, könne es auch wieder vergehen.

In Ankas Herzen erweckt dieses blasse Gesicht Ehrfurcht. Sie ist die einzige von allen

Frauen, die ahnt, daß Gottes Gnade das Herz nicht nur mit lauter Lust erfüllt.

Als sie nach beendigtem Mahl Hermenegild oben in die Schlafkammer bringt, muß sie der Schwiegermutter fast gleich einer Blinden den Arm bieten. Achtsam müht sie sich, die taumelig Schreitende zu bewahren, daß diese nicht über die Stufen der Treppe zum Söller strauchelt.

Schwer stützt Hermenegild sich auf Anka, in ihrer Erschöpfung nur von dem einen Gefühl beherrscht, wie wohl es tut, sich an einem jungen, kräftigen Arm festzuklammern, damit man nicht umsinkt. Die Schwiegertochter aber verliert in diesem Augenblick zum ersten Male ein Teil ihrer Fremdheit, weil sie spürt, daß sie dringend gebraucht wird. Die Todmüde läßt sich von ihr halb bewusstlos entkleiden, und Anka bleibt an dem Lager sitzen, bis sie eingeschlafen ist.

Ein tiefer, langer Schlummer scheidet Hermenegild von der Gegenwart. Noch drängt sich kein neues Gesicht in ihre Träume. Ihre eigene Welt umgibt sie wieder ungestört, und so mächtig ist der Schlaf, daß kein heimlicher Schrecken vor dem Erwachen ihn durchzittert.

Am nächsten Tag ermuntert sie sich erst, als schon lange die Morgensonne scheint, aber auch jetzt noch lastet ihr die Müdigkeit in den Gliedern. Sie bliebe gern liegen und steht nur auf, da sie vor dem eigenen Gewissen sich ihrer Schwäche schämt und nicht gar zu sehr ihren Gedanken nachgeben möchte.

Diese aber sind auch untermags nicht auszutreiben. Fast zwanzig Jahre lang hat ihr Herz

ihnen freigebig ein Obdach geboten. Wie sollten sie dann jetzt fern bleiben, wo vieles überraschend sich verändert hat und begriffen sein will!

Thankmar tot . . .

Wenn sie mit geschlossenen Lidern, ganz wie früher, nun die Ereignisse der letzten Tage an sich vorüberziehen läßt, erscheint ihr dies am unverständlichsten.

Sie kann es nicht glauben, daß er wirklich tot ist, obwohl sie doch seinen Sarg hat in die Erde sinken sehen.

Sie sucht sich vorzustellen, er sei nur fortgegangen.

Das stimmt wohl – aber für lange fortgegangen – in ein schöneres Land, hat Bruder Vitalis gesagt, der es doch wissen muß. Auf der lichten Gottesaue wird er sie erwarten, denn ist ihre Zeit erfüllt, so hat der Nefte tröstend ihr verheißen, wird auch sie den Weg dahin finden und den Gatten wiedertreffen.

Soffentlich erkennt sie ihn dann. Sie muß Bruder Vitalis einmal fragen, wie auf der Gottesaue die Menschen aussehen – sicher nicht gealtert, sondern in Jugendschöne.

Die Gedanken, von früher her das Fragen gewohnt, geben sich nicht leicht zufrieden. Ihnen aber immer Rede zu stehen, macht Kopfzerbrechen.

Thankmar hat sich doch lange dem neuen Gott widersetzt? Und dennoch ist er, sagt Bruder Vitalis, gefallen wie ein Krieger im Kampf um das Allerheiligste. Donar hat es nicht vernichten können, aber sein Zorn hat



statt dessen Thankmar erreicht; wahrscheinlich weil er den bisher ihm heimlich Verschworenen, nun Abtrünnigen hat strafen wollen.

Auch dafür, daß er ihn erreichen konnte, ergrübelt sich Hermenegild einen Grund.

Nicht aufrichtigen Herzens, sondern nur gezwungen auf Befehl des Kaisers hat Thankmar dem neuen Gott gedient. Darum ist der rettende Christ nicht erschienen, um den mörderischen Balken festzuhalten.

So müht sich Hermenegild, an einsame Betrachtung gewöhnt, Sinn zu geben, wo sonst nur Sinnlosigkeit eines rohen Schicksals walten würde. Unbegreifbar jedoch bleibt ihr das Wunder, das ihr selbst geschehen ist.

Warum hat Gott sie vor allen anderen ausgewählt?

Nicht aus innerer Leidenschaft ist sie ihm gefolgt. Weniger widerspenstig zwar als ihr Mann, doch ohne Eile und Eifer.

Warum ruft Gott nun gerade sie zum Zeugnis auf?

So ist er doch vielleicht die einzige und wahre Quelle allen Lichtes. Wer aber Jahre lang von tiefem Dunkel umfungen leben muß, der wird hellfühlend für das Licht und läßt sich finden. Deshalb hat es auch sie gefunden in der Finsternis ohne ihr Verdienst, nur aus Gnade.

Wie graue Schmetterlinge um eine helle Lampe kreisen Hermenegilds Gedanken immer wieder um dieses Gotteslicht. Manchmal wird ihre Seele hierdurch von einem Glanz erfüllt, der bis nach außen dringt und ihr Antlitz

seltfam verklärt. Zu anderer Zeit lasten dann aber desto tiefer die Schatten, denn nur aus Dunkel kann solch ein Glanz entstehen.

Von Dorf zu Dorf und sogar in die Verlassenheit der letzten Waldeinöden läuft die Nachricht, daß an der Frau des Fährhofes vor vielen sichtbar ein Gotteswunder sich ereignet habe. Das Herz eines Menschen, dem solch ein Wunder widerfährt, müsse nur voller Licht und Dank sein, wähen die Fernerwohnenden. Die Nächsten aber beobachten auch die Blässe des Zweifels und das Leid des Widerspruchs.

Christoph wird dadurch sogar von ernster Sorge erfüllt. Er wartet schon ungeduldig auf den Tag, wo er wieder den Fischzins nach Magadaburg zu bringen hat. Da will er sich bei Bruder Vitalis Rat holen. Der kennt die Pläne und Wege Gottes besser als ein schlichter Ferge, dem wohl zu jeder Jahreszeit die Wogen eines Stromes, doch nicht die Fährden und Untiefen des Menschenherzens vertraut sind.

In den Tagen der Blindheit ist die Mutter dem Sohn stets sehr nahe gewesen. Seit ihre Augen wieder sehen, scheint sie ihm aber ferner gerückt. Das Wunder zieht um sie einen Kreis und Christoph kann ihn nicht durchbrechen, so oft er sich müht. Zu grob dünkt ihm jedes Wort, da er doch nur von Alltäglichem erzählen kann. Er schweigt betreten, wenn er bei ihr sitzt, oder er stottert gar, was er früher nie getan hat. Abseits auf sich allein gestellt kommt ihm sein Leben jetzt vor. Daran ändert auch Anka nichts. Sie ist Besitz, den er gewonnen hat wie neues Land. Seine Mutter aber ist die alte

Seimat, die das Geheimnis des Wunders ihm entfremdet.

\* \* \*

Tagelange Gewitter haben dem ersten Morgen des Brachmonats Keinheit und Frische hinterlassen. Am tiefblauen Himmel ziehen ein paar harmlose Wolken spielerisch und lösen sich wieder, ehe noch eine Spur von Grau sie färben kann. Das bunte Unkraut der Niederungswiesen feiert jetzt seine hohe Zeit, und mancher Gast findet sich zu dem Feste ein. Herbsüß duftet der Holunder, so daß die Dolden der Schneeballbüsche vor Neid grün anlaufen, weil sie es nicht auch können.

Volluferig treibt der Strom. Seine Wellen spielen mit dem blauen Glanz des Himmels, und der Wasserdunst sehnt sich, in die hohe Klarheit emporzuschweben.

Christoph und Anka haben Fische gefangen. Nun müßten sie eigentlich umkehren und stromauf die Kraft ihrer Arme rüstig einsetzen. Der Morgen aber ist so schön, und schöner noch ist dieses Alleinsein. Kein Mensch, kein Boot läßt sich sehen. Die Wenden haben heute einen Feiertag, darum lenkt Anka den Kahn unbekümmert zum slawischen Ufer, das sie bisher sogar mit den Augen gemieden hat.

Sie erreichen das seeartige Altwasser, wo sie damals von Christoph überrascht worden ist. Sie will auch heute baden. Am deutschen Ufer wagt sie nicht, die Kleider abzulegen. Dort schämt sie sich, ein Gefühl, das ihr hier drüben fehlt.

Christoph stimmt gern zu. Im Dickicht ber-gen sie Kahn und Gewänder. Dann springen sie ins Wasser, so daß es gischtend aufspritzt.

Anka taucht gewandt wie ein Nörz. Erst eine Strecke entfernt, kommt sie wieder empor. Christoph erreicht sie aber mit ein paar Stößen seiner kräftigen Arme und packt derb die glatte Beute.

Es tut nicht not. Sie versucht gar nicht, sich ihm zu entwinden. Ein Schillern glänzt in ihren Augen.

Er muß an den Blick der Ringelnatter denken, die er manchmal auf dem Ufersand sich sonnen gesehen hat. Sogar ein wenig Gold flimmert in diesem Blick, und er saugt ihn deshalb mit desto größerer Begierde ein.

Was hilft es, daß er bis über die Hüften im Wasser steht! Der Blick erhitzt dennoch sein Blut. Er kann sich nicht mehr still halten. Er reißt die Frau hoch und trägt sie gleich einem Spielzeug in der Wiege seiner Arme auf eine bunte Wiese. Da läßt er sie zwischen lauter Blumen niedergleiten, wirft sich über sie und bedeckt sie mit Küssen.

Ihre Haut ist kühl wie der Schuppenpanzer der Natter, aber sie lindert nicht seine Glut. Auch der Duft des Holunders gießt sich ihm buhlerisch ins Geblüt.

Mit selig wildem Lächeln, Besiegte und Siegerin zugleich, ruht Anka in ihrem Bett von Gras und Blumen. So feiern sie gemeinsam mit Kraut und Unkraut ihre hohe Zeit. Vom Walde her ruft Siwa, die wendische Göttin des Lebens, die sich jeden Frühling in einen

Kuckuck verwandelt, ohne Unterbrechung unzählige Male, obwohl doch niemand sie nach der Lebenszeit gefragt hat.

Dann sitzen die beiden regungslos Sand in Sand, wie lange wissen sie nicht. Zuerst schlagen ihre Herzen noch rascher, allmählich aber füllt ein seliger Frieden sie mit sanfter Ruhe.

Schwalben fliegen hoch im Blauen. Der Kuckuck ist fortgeflogen, weil sich um sein Orakel niemand kümmert. Dafür flötet jetzt ein Pirol. Es klingt heiter und erweckt die Aufmerksamkeit der Liebenden. Sie sehen ihn nicht, aber sie meinen, daß er sich jedesmal verbeugt, wenn er ruft, und ahmen ihn belustigt nach.

Ja, heiter ist alles um sie her. Die finsternen Mächte scheinen mit den Unwettern abgezogen zu sein. Die Schrecken der Zerstörung und des Todes haben keinen Platz in diesem Märchen des Frühlingsübermutes, wo alles jung wird, selbst der alte Silberweidenbaum, der sacht zu Säupten der Liebenden rauscht.

Die Sonne dringt jetzt durch das Laub des Wipfels und mahnt sie, daß der Mittag näher rückt. Ungern denken sie an den Aufbruch, aber sie dürfen nicht mehr lange zögern, denn noch ist eine tüchtige Strecke Weges gegen den Strom zu überwinden.

Christoph springt auf. Er reckt sich und atmet tief die milde, düftegesättigte Luft.

Anka zaudert noch. Eine Wolke jäher Schwermut dunkelt über ihre Züge. Sie stößt einen leisen Ruf aus und möchte damit Christoph zurückhalten, der schon bei den Kleidern steht.

O, noch einmal diese Stunde leben!

Gar so rasch ist sie zerflossen. Wird eine ähnliche je wiederkehren?

Anka spürt, an diesem Ufer besitzt sie Macht, am anderen dagegen hat sie den besten Teil davon verloren. Daß sie dies so stark denken muß, wirft den jähen Schatten auf ihre Seiterkeit und zwingt sie zum Weilen, als lasse das blumige Bett ihre Glieder nicht mehr los.

Christoph hat ihren Ruf überhört. Schon angekleidet, wartet er und wundert sich, daß Anka noch zaudert.

Sie kann nichts mehr sagen. Wozu auch? Kein Wort bringt die schöne Stunde mehr zurück. Nun heißt es Verzichten und Gehorchen.

Rasch kleidet sie sich auch an. Stumm ziehen sie das Boot ins Wasser und beginnen den Kampf mit der Strömung.

Beim Rudern hat Christoph wenig Zeit, auf die Frau zu achten. Trotzdem entgeht ihm nicht, daß sie sich plötzlich so sehr verändert hat. Leuchten und Farbe sind aus ihrem Antlitz entwichen. Bläß und hart sieht es aus.

„Ist dir schlecht?“ fragt er.

„O nein!“

Es klingt fast wie das Gegenteil.

„Hat dich die Sonne gestochen?“

Sie schüttelt den Kopf.

Eine Zeitlang müssen sie alle Kräfte anspannen. Dann fühlt Anka, daß Christophs Blicke von neuem verwundert prüfend ihr Gesicht suchen.

Sie preßt die Lippen aufeinander, nahe daran, in Tränen auszubrechen.

Er zuckt hilflos die Achseln.

Eine geraume Strecke nimmt der Strom wieder beide völlig in Anspruch.

Anka denkt, daß sie doch wohl Christoph eine Erklärung schuldig sei.

Was aber soll sie ihm sagen?

Es ist so schwer, in Worte zu fassen, und sie möchte ihn auch nicht fränken.

Er darf wohl fordern, daß sie ihm ohne Willen ganz gehört. Vorhin aber hat sie sich in überströmender Kraft zum ersten Male als ihm gleichwertig, als seine Frau gefühlt.

Ach, wie lange wohl?

Drüben ist er immer nur der Herr und wird es hernach gleich wieder sein.

Nicht, daß er dort zu ihr schroff oder gebieterisch wäre, doch die Umgebung läßt sie zu stark den Unterschied empfinden — der stattliche Hof, die Mutter, Knechte, Magd und Vieh. Winzig klein und armselig kommt sie sich selbst dagegen vor — ein Fischermädchen, das man hat kaufen können.

Es ist eben noch nicht damit getan, daß man statt dem Gesinde nun der Herrschaft beigerechnet wird. Zur Frau vom Hof muß man vor allem innerlich erst hinaufwachsen, und das geht nicht von heute auf morgen.

Wie aber soll sie alle diese schwierigen Dinge Christoph erklären! Darum sagt sie nur mit einem tiefen Seufzer:

„Das andere Ufer . . .“

„Säßen wir nicht hinüberfahren sollen?“

Er meint natürlich das wendische Ufer, sie das deutsche.

Sie lächelt bitter und spürt die Fremde.

„Vielleicht nicht.“

Das ist nur eine Ausflucht. Ihr Herz sagt nicht ‚vielleicht‘, sagt in Erinnerung an die reiche Stunde ohne Bedenken ‚ja‘.

„Es war doch so schön.“

Seine Worte wecken ein Licht in ihren verhangenen Augen. Der schmale Mund blüht ein wenig voller und röter auf.

„Zu schön.“

Es klingt voll Trauer, wie nach unwiederbringlichem Verlust.

Sast hätte die Strömung den Kahn von neuem ein Stück auf die wendische Seite hinübergedreht. Darum heißt es jetzt schweigen und rudern.

Das ist ja das Unglück, grübelt Anka, daß sie beide, wenn sie vom anderen Ufer sprechen, zwei verschiedene Ufer meinen.

Wird sie je drüben — Christoph würde ‚hüben‘ sagen — heimisch werden?

Sie hat es für leichter gehalten als es ihr jetzt scheint, wenn auch mit dem wendischen Ufer kein Band der Liebe sie mehr verknüpft. In ihrem Bett von Blumen vorhin hat sie gespürt, daß der Boden und die Luft der Heimat Kräfte schenken, die man in der Fremde darabend mißt. Auch dies ist ein Band, und es hält fest — noch jetzt — vielleicht für immer.

Plötzlich beginnt Anka leise ein Lied zu summen. Nur ein paar Worte sind es, eine einzige Strophe. Früher, wenn sie durch den



Urwald gestreift ist, hat sie es oft gesungen, aber noch niemals am deutschen Ufer.

Verwundert horcht Christoph.

Schwermütig eint es sich mit dem Rauschen der Wellen zu einer großen Melodie und schwingt sich hinauf in den hohen, blauen Himmel. Anka aber scheint so hingegeben an diese Melodie, als wäre sie selber zum Lied geworden.

Ein Rätsel ist sie für Christoph.

So dunkel nach einer so hellen Stunde . . .

Und nun dieses schwermütige Lied . . .

Der Serge Christoph ist trotz seiner Jugend schon oft zwischen den Ufern mit scharfen Augen hin und her gefahren und hat beobachtet, worin Wenden und Sachsen sich unterscheiden. Daß aber im deutschen und slawischen Land auch die Seelen andere sind, erkennt heute der Liebende Christoph zum ersten Male und spürt darüber nicht nur Verwundern, sondern auch ein leises Bangen.

Er kann kein Wort mehr sagen, obwohl jetzt die Strömung das Sprechen nicht hindert.

Die eintönig dunkle Melodie, die Anka zu singen nicht müde wird, zwingt auch ihn in ihren Bann.

Nah am Ufer schweigt sie endlich. Da ist es Christoph, als ob er nun erst wieder zu hellem Leben erwache. Anka aber flammert sich ein paar Augenblicke noch ans Boot, ehe sie den Fuß auf das deutsche Ufer setzt. —

Nachher beim Mittagessen ist sie froh, daß sie Hausfrauenpflichten zu erfüllen hat und ihre Gedanken nicht mehr schweifen lassen darf.

Sonst versteht sie etwas. Sie ist aber äußerst ehrgeizig, ihre neuen Kenntnisse richtig anzuwenden, damit man sie nicht heimlich oder offen verspottet.

Seitdem das Wunder geschehen ist, betet man im Sährhof jeden Mittag das Vaterunser vor Tisch.

Anka spricht es mit tieferstem Gesicht. Sie muß gut aufpassen, daß sie nicht stecken bleibt, doch sie ist die einzige, die es wirklich zustande bringt. Im Wohlgefühl berechtigten Stolzes entfaltet sie nach vollbrachtem Gelingen die Hände.

\* \* \*

Die Benedektiner in Magadaburg stehen noch nicht lange auf diesem Vorposten für Kirche und Reich. Ihr Kloster besitzt deshalb zwar einen stattlichen Grund, denn den gewährt des Kaisers Gnade freigebig ohne Zaudern, der Bau selber aber ist kaum mehr als ein Nothbehelf. Aus Stein sind nur der Unterbau und vor allem die umgrenzende Mauer. Sie verrät sogar große Sorgfalt in der Wahl und Bearbeitung der Quadern. Nicht allein die Regel des heiligen Benedikt von Nursia, daß ein rechtes asketisches Leben nirgendwo als im Kloster zu führen sei, soll sie erfüllen, sondern darüber hinaus einen verteidigungsfähigen Schutz gegen feindliche Angriffe bieten. Demselben Meister, der das neue Kastell geschaffen hat, dankt auch sie ihr Entstehen.

Christoph ist bisher bei der Ablieferung des Fischzinses nie über die unteren Räume des

Klosters hinausgekommen. Heute weist man ihn zum ersten Male nach oben, wo die Zellen liegen, weil er Bruder Vitalis zu sprechen wünscht.

Die Zelle, die er nun betritt, wirkt genau so niedrig und schmucklos, wie er es von den Stuben zu Hause gewöhnt ist. Ein schmaler, aber langer Raum verliert sich hinten im Dunklen. Trotzdem kann Christoph erkennen, daß hier allerlei ihm unbekanntes Gerät liegt und steht. Das unterscheidet diese Zelle auffällig von den Bauernstuben. Die Mönche, die in Magadaburg durch den Zwang der Umstände nach einer etwas leichteren Regel leben dürfen, sollen nicht nur mit dem Glauben und den Wissenschaften sich befassen, sondern zum Besten der Allgemeinheit auch nützliche Fertigkeiten üben. Dazu braucht es verschiedenes Werkzeug, denn einseitig kann man nicht sein, will man in dem Neuland an der Ostgrenze des Reiches bauen und wirken.

Für Bequemlichkeit ist wenig Platz. Bruder Vitalis weist dem Gaste den einzigen Schemel zum Sitzen an. Er selber läßt sich auf dem harten Kuhelager nieder.

Nur stockend kommt ein Gespräch in Gang. Erst als es sich der Wiedererbauung des abgebrannten Kirchleins zuwendet, wird es lebhaft; das heißt, der Mönch legt umständlich dar, was ihm jetzt Tag und Nacht durch den Kopf geht, und der junge Serge sucht angestrengt den Plänen und Zahlen zu folgen, freilich oft vergebens.

Die Kunde von des Kaisers wunderbarem Dom in Aachen ist auch bis zur Grenze ge-

drungen. Bruder Vitalis aber hat ihn selbst gesehen und sogar der prunkvollen Weihmesse beigewohnt. Ein kleines Abbild des Domes soll das Kirchlein werden und darüber hinaus hoffentlich ein Wallfahrtsort zur Überwindung des Gebrestens der Blindheit durch den Glauben.

Der Mönch denkt nur daran, Gott und seiner Macht ein Denkmal zu setzen, der ewigen Wunderkraft eine Stätte zu bereiten, von wo aus sie erweckend einströmen kann in die Seelen der noch lauen neuen Christen. Der Fährmann versteht dies wohl. In ihm lebt nichts mehr von dem Widerstand, den sein Vater aus Anhänglichkeit und Treue gegen die Götter seiner Jugend und Mannesjahre dem Christengott zuerst offen und dann im Stillen geleistet hat. Das neue Geschlecht steht kaum noch feindlich, höchstens gleichgültig vor den Thoren der Kirchen und wartet ab, daß etwas geschieht. Hier ist aber sogar ein Wunder geschehen. Warum sollte sich Christoph daher den Plänen des Veters verschließen?

Nicht allein aber diese Pläne nehmen ihn gefangen.

Der Fährmann sieht die Dinge noch von einer anderen Seite an und spinnt dabei seine eigenen, allerdings nüchternen Gedanken. Wo eine Wallfahrtskirche lockt, sei sie auch nur klein, sammeln sich Menschen, und wo viele Menschen zusammenlaufen, verleiht der Gaugraf an Kaisers Statt die Rechte eines Marktes. Das bringt Waren und Geld unter die Leute. Auch die Fährre wird Vorteil davon

haben, denn die Wenden am äußersten, freilich nur schmalen Uferstreifen sind zum größten Teil bekehrt. Wundergläubig werden sie zu der berühmten Kirche — so weit ist es in Christophs vorwärtseilenden Gedanken schon — über den Strom herüberwallfahren und hierfür die Dienste des Fergen in Anspruch nehmen.

Christophs Gesicht sieht, während er diesen Erwägungen nachhängt, so unbewegt aus, daß Bruder Vitalis meint, er habe nutzlos an ihm vorbeigesprochen. Er selber hat sich mit blitzenden Augen in Feuer geredet. Die Erinnerungen haben ihn überwältigt. Die neuen Pläne brennen ihm im Herzen. Da verstimmt es ihn, daß der Vetter ohne die kleinste Zwischenbemerkung so gelassen zuhört, als gehe dies den Sohn einer sehendgewordenen Mutter nicht das mindeste an.

„Hast du mich verstanden?“ fragt er ungeduldig.

„Freilich, freilich!“ beeilt sich Christoph zu versichern und fährt bei der harten Stimme des Mönchs wie bei einem Weckruf aus seinen Zukunftsträumen empor. Er hat gerade überlegt, ob man nicht ein paar Äcker mehr bestellen solle, und ist sich nur noch nicht darüber im Klaren, ob Hirse oder Buchweizen einen besseren Absatz auf dem neuen Markt verspricht.

„Ihr müßt alle mithelfen!“ fordert Bruder Vitalis.

„Daran soll es nicht fehlen“, erklärt Christoph bereitwillig.

Der Mönch wundert sich. Die Bauern sind doch sonst nur schwer für Frohndienst zu haben, der nicht verbrieft ist.

„Die neue Kirche bauen wir aus Stein“, verkündet der Priester vor innerer Erregung so laut, als spreche er von der Kanzel. „Nur dann ist sie des Wunders würdig und besser geschützt gegen die Fährlichkeit des Feuers. Gibt es bei euch in der Nähe einen Steinbruch?“

Jetzt macht Christoph ein ausnehmend dummes Gesicht – voll Staunen über die Unkenntnis des Veters.

„Steine gibt es bei uns nicht“, entgegnet er. „Wir brauchen nur selten welche.“

„Ach ja, Sand, Sand!“

Die Stirn des Mönches kraust sich vor den drohenden Schwierigkeiten.

„Schönen, weißen Elbsand“, sucht Christoph ihn zu trösten.

„Den verwenden wir auch, doch nicht allein. Einen großen Kahn müssen wir haben. Der Gaugraf, hoffe ich, wird uns einen überlassen.“ Die Stirn des Priesters glättet sich. „Der Strom treibt uns die Steine fast bis zum Kirchhügel.“

Sie werden durch die Stimme eines Glöckleins unterbrochen. Sie ruft die Mönche zum Gebet in die Kapelle.

Nun erst fällt Christoph ein, warum er eigentlich gekommen ist.

„Die Mutter . . .“, stammelt er.

„Lobt sie nicht Gott den ganzen Tag?“

Christoph wagt Bruder Vitalis einen Augenblick an der schwarzen Toga festzuhalten.

„Ich Sorge mich um sie, weil sie immer so bleich und müde ausieht.“

„Sie vermißt wohl deinen Vater sehr?“

„Sie trauert um ihn von Herzen.“

„Er ist nun auf der Simmelsaue inmitten der ewigen Freuden.“

„Ja, er – aber sie.“

„Du brauchst um sie nicht zu bangen, Christoph. Wen Gott eines so großen Wunders gewürdigt hat, dem verleiht er auch Kraft, es zu tragen.“

Sie stehen nun schon vor dem Gang, der zur Kapelle hinüberführt.

Bruder Vitalis öffnet nahebei eine Pforte, um den Sährmann ins Freie zu entlassen.

„Grüße deine Mutter herzlich! Sie soll heiteren Mutes sein, weil die Welt des Lichtes ihr wiedergeschenkt ist. Auch diese hat Gott uns gegeben, daß wir uns an ihr freuen. Und grüße Anastasia!“

Er macht das Zeichen des Kreuzes zum Abschied und schließt die Pforte wieder.

Durch den Gegensatz geblendet, steht Christoph nach der Dämmerung der Klosterzelle und des Ganges nun im grellen Sonnenglanz. Er blickt um sich. Der Hof ist zum Teil Wildnis wie früher, weil es vordringlichere Arbeiten gibt als ihr ihn sauber abzuräumen. Lustig wuchern Unkräuter, grün buschen Solunder und Weiden. An einigen Stellen jedoch sind Beete mit fremden Pflanzen angelegt. Manche davon verbreiten schon einen würzigen Duft, obwohl sie noch nicht blühen.

Beinahe andächtig weilt Christoph bei diesen Beeten. So vieles hegen die Mönche, wovon man hier an der Elbe bisher nie gehört hat. Wahrscheinlich ist diesen Pflanzen Macht gegeben, die bösen Geister der Krankheit auszutreiben. Wohl kennt auch die alte Roswitha allerlei heilsame Kräuter. Hier aber sprießen welche, aus fremden Landen mitgebracht, voll stärkerer Kraft, wie schon ihr Duft verrät.

Angeregt von den neuen Eindrücken, schreitet Christoph langsam zum Fluß hinab. Sell leuchten heute Flur, Wasser und Himmel.

Was soll er doch der Mutter ausrichten?

Gott hat uns die Welt des Lichtes geschenkt, damit wir uns an ihr freuen.

Christoph tut es aufnahmebereiten Herzens jetzt hier draußen um so freudiger, nachdem er sich im Halbdunkel der Klosterzelle mit recht schwierigen Dingen hat herumschlagen müssen.

Dünn bimmelt das Kapellenglöcklein wieder. Es scheint ihm gar nicht in den schönen Tag hineinzupassen. Baumrauschen, denkt er und fühlt eine jähe Sehnsucht nach der großen Einsamkeit, wo nur Wald und Fluß und Himmel ihn umgeben.

Er findet Sasso im halben Schlaf beim Kahn. Ein Blick belehrt ihn, daß die Eimer und Bottiche schon eingeladen sind.

„Wir fahren“, befiehlt er, obwohl es mitten am Nachmittag ist.

Es wäre Sünde, in der dumpfen Gesindekammer des Klosters eine so wunderbare Nacht zu vergeuden. Denn wunderbar, das steht fest, wird sie werden. Keine Wolke bedroht sie,



und dem Mond fehlt nur ein Stückchen noch zur vollen Scheibe.

Also vorwärts — hinein in den Strom!

Mit feuchten Armen greift er kraftvoll nach dem Boot, aber heute ist er kein Wildling, scherzt er nur. Da wird die Fahrt flussab zum frohen Spiel der Stärke. Lockend winken, im sachten Vorübergleiten, einsamer Wald und wolkenlosen Himmels satt blaues Leuchten ...

\* \* \*

Eines Tages, als das Korn schon blüht und der Flattermohn rot in den Feldern brennt, schickt Christoph die beiden Knechte zur Brandstätte hinauf, damit sie Schutt und Asche zusammenhäufen. Er selber spannt die Ochsen an und kommt mit dem Wagen. Diese eine Fuhr genügt, so wenig hat das Feuer übriggelassen.

In der Woche vorher sind die Wiesen gemäht worden, da hat man alle Hände voll zu tun gehabt. Sonst wären die Trümmer schon eher beseitigt. Eile ist jedoch keineswegs vonnöten gewesen, denn die Steine bleiben aus.

Auch Bruder Vitalis erscheint erst wieder, als am vierten Sonntag des Heumonds der Gottesdienst fällig ist. Da kein Regen droht, hält er ihn mitten im Walde, unter den natürlichen Pfeilern und Laubgewölben der alten Eichenbäume.

Manch anderer Geistlicher hätte das nicht gewagt. Sogar Bruder Vitalis schwankt zuerst ein paar Augenblicke. Der Gottesdienst unter Baumbögen weckt vielleicht unliebsam

lebendige Erinnerungen an frühere Zeit. Man muß jedoch die Kraft haben, solche Erinnerungen zu bannen, sonst wäre es schlimm um den neuen Glauben bestellt.

Bruder Vitalis mag jetzt im Sommer die Gemeinde nicht auf eine dumpfe Tenne zwingen, wo auch das Wort Kraft und Wohlklang verliert. Ihm selber ist hier draußen andächtiger zu Mut, weil er sich dem Werk des Schöpfers näher fühlt.

Er hat keine schlechte Wahl getroffen. Die anderen empfinden wie er.

Als sich Christoph nach den Steinen erkundigt, muß Bruder Vitalis froh sein, daß er sie ziemlich sicher für den Anfang des Herbstes in Aussicht stellen kann. Bisher ist kein Fahrzeug in Magadaburg zu einer so schweren Fracht geeignet befunden worden. Dadurch wird sich die Sendung auch weiter verzögern.

Bruder Vitalis erzählt nicht, wie viel Mühe ihn das Kirchlein schon gekostet hat, bevor noch ein einziger Spatenstich oder Meißelhieb getan worden ist. Der Plan, bis in Einzelheiten vollendet, harret auf einem frischen Pergament nur der ausführenden Hände. An Bauleuten jedoch mangelt es. Die wenigen, die in Magadaburg nach Fertigstellung des Kastells geblieben sind, werden durch den Gaugrafen Nito mit neuen Wallmauerarbeiten für längere Zeit in Anspruch genommen. Diese hält er für vordringlicher als eine Kirche in der Einöde. Wenn der Kampf hier wieder losbricht, was die unruhige Lage im Norden wohl möglich erscheinen läßt, muß man gerüstet sein.

So gut Bruder Vitalis das begreift, sieht er doch dadurch seine Pläne zwar nicht durchkreuzt, aber ins Blaue hinein aufgeschoben. Da er gegenüber dem Gaugrafen kein Druckmittel besitzt, auch nicht auf Kosten des Klosters von fern her Bauleute verschreiben kann, bleibt ihm nur eines — sich ungeduldig in erzwungener Geduld zu fassen.

Ruhe erlangt er dadurch nicht. Der Wunsch nach baldigem Beginn der Arbeit wird fast eine bohrende Qual. Man muß doch das Eisen schmieden, solange es glüht. Gehen erst viele Monate über das Wunder hin, mindert sich leicht sein Ansehen, denn wandelbar sind die Seelen der Menschen. Zu scharf blickt Bruder Vitalis in ihren empfindlichen Spiegel. Zu viel hat er auf seinen weiten Fahrten gesehen. Es entspricht auch seinem eigenen Wesen besser, ein geplantes Werk frisch anzupacken als es auf unbestimmte Frist zu vertagen.

Seine trübe Voraussicht, man werde diesen Sommer überhaupt nicht mehr bauen können, geht in Erfüllung. Der Scheiding färbt schon die ersten Blätter gelb, bis endlich ein Kahn vorhanden ist und in mehrfacher Fahrt die Steine von Magadaburg herunterträgt. Nun liegen sie am Kirchhügel, unordentlich aufgeschichtet, und vermessen die Werkleute, die sie behauen und zu einem Gotteshaus aneinander fügen sollen. Weder im Dorf noch in der weiteren Umgegend gibt es einen Steinmetzen. Bald wuchert hier und da das Gras munter zwischen ihnen, als wolle es in grüner Lustig-

feit die stolzen Pläne des Mönches ver-  
spotten.

Christophs Gedanken haben wieder auf-  
gehört, in die Zukunft zu schweifen. Jeder  
Tag fordert neue Arbeit, aber er gewährt auch  
das lebensnotwendige Einkommen. So geld-  
gierig ist der Fährmann nicht, daß er über-  
mäßig lange unbestimmten Möglichkeiten nach-  
hängt. Um etwas, das nicht einmal der Bruder  
Vitalis fertig bringt, sorgt er sich lieber nicht.  
Mit solch schwerer Last belädt er sein Lebens-  
schifflein nur kurze Zeit und wirft sie bald über  
Bord. Um so mehr, da mit den roten Äpfeln  
am Baum auch Ankas Leib sich rundet und  
noch vor erstem Frühling dem Fährhof den  
Erben verheißt.

Voll tiefer, oft verwunderter Anteilnahme  
erlebt er die Wandlung der Frau. Sie ist nun  
nicht mehr das rasch bewegliche Geschöpf, das  
ihn wie ein behendes Wild durch Wald und  
Wasser zu jagen gelockt hat. Keine Beute ist  
sie mehr, kein Besitz, denn sie gehört jetzt kaum  
noch ihm, sondern fast ausschließlich dem Un-  
geborenen. Er spürt, im Stillen beschäftigt sie  
sich stets nur mit dem Kinde, selbst wenn sie  
von irgendwelchen anderen Dingen sprechen.

Das veranlaßt auch ihn, sich in seinen ei-  
genen Gedanken sorgsamer auf das Kind vor-  
zubereiten als er es sonst tun würde. An jedem  
der blassen Tage, da sich der Scheidung des  
letzten Prunkes und Sommergutes still ent-  
äußert, erkennt Christoph es deutlicher, daß  
nicht nur die Frau, daß auch er sich wandelt.  
Schwerer, fühlt er, rollt sein Blut, vielleicht,

weil Anka es jetzt nicht mehr zu hellem Brand entzündet. Gesezter kommt er sich vor, mit größerer Verantwortung beladen, weil im Sährhof nun bald ein neues Geschlecht erblühen wird. Bisher ist er hier der Jüngste, Letzte gewesen und hat darum das Recht gehabt, sich unbekümmert zu fühlen. Nun wird ein Anderes, jetzt noch Ungeborenes, ganz gleich, ob Knabe oder Mädchen, hier das Letzte sein, dem die Zukunft gehört und das man schützt um dieser Zukunft willen, solange es noch schwach und unbeholfen sich nicht selbst verteidigen kann.

Ein Abend aus früher eigener Jugend tritt jetzt oft mit den unverwischten, starken Farben einer furchtbaren Wirklichkeit vor seine Seele. Wilde Schreie, Waffenklirren, Stöhnen Verwundeter und roter Brand. Obwohl nun schon so viele Jahre darüber hingegangen sind, flammt dieser Brand noch immer schrecklicher und greller in seinem Gedächtnis als die loderende Kirche. Gestern könne es gewesen sein, meint er in solchen Augenblicken der Erinnerung. Er glaubt dann wieder die Arme der Mutter zu fühlen, wie mit einem raschen Griff sie ihn vom Lager reißt — in die flammen- und schattentanzende Nacht hinaus trägt — ihn, den einzigen von Dreien rettet — um den hohen Preis langer Blindheit rettet.

Wenn diese Erinnerungen ihn überkommen, dann zieht es ihn unwiderstehlich zur Mutter hin, dann bildet auch das Wunder keine Scheidewand mehr. In die Augen will er schauen, die zur Rettung seines Lebens so

lange mit Finsternis geschlagen worden sind, diese stillen, blauen Spiegel, auf deren tiefem Grunde sich immer noch eine Spur des ausgestandenen Schreckens malt. Hermenegild aber ist glücklich, weil sie an jedem Tage neu erlebt, daß Christophs Sohnesliebe durch seine Ehe nicht geschmälert wird . . .

Grau breitet der Gilbhard seine Nebel über den Fluß. Abends röhren in den unendlichen Wäldern der Mägdeheide die Hirsche ihr Hochzeitlied.

Lang noch rauscht der Wind in dem zäh festgehaltenen welken Laube der Eichen; dann türmt Ende des Julmonds der Schnee sich um die niederen Höfe, so daß ein neues Jahr Mühe hat, in die engen Stuben hineinzusteigen.

Die Hirsche sind jetzt verstummt. Nur die Krähen schreien ihren Hunger laut und mißtönig hinaus. Manchmal brüllt dumpf ein Wisentbulle, wenn er sich den gefrorenen Schnee aus dem Fell schüttelt.

Sonst ist es am Tage still in der Mägdeheide. Nachts aber heulen jagdlustig die Wölfe, und die Hunde in den Höfen der waldumspannten Einöden reißen voller Grimm jaulend fast ihre Ketten ab.

Gut, daß die festen, hohen Flechtwerkzäune dem Raubgesindel keinen Einschlupf gewähren. Es stände andernfalls schlimm um Ziege und Schaf, Gans und Suhn. —

\* \* \*

Auf schwarz gezäumtem, weißflockig geiferndem Rappen hält ein Reiter in leichter, schwar-

zer Rüstung vor dem Tor des Kastells von Magadaburg.

Der Kaiser ist tot!

Noch bevor der Herold den Schnee vom Panzerkleid schüttelt und dem Gaugrafen Meldung erstattet, läuft schon die Kunde zum Kloster und durch die schmalen Gassen. Trotzdem der Hartung an diesem bleichen Nachmittag seine wirbelnden Flocken gerade verschwenderisch niederschüttet, lockt sie gleich einem Zauberspruch die Menschen aus den geduckten Häusern hervor.

Grob pfeift von der Elbe her ein bissiger Nordost. Tief sinkt der Fuß in den frischen, hoch aufgewehten Schnee. Man bringt es aber nicht fertig, daheim zu bleiben. Es läßt einem keine Ruhe. Man will etwas hören, wenn es auch vielleicht nur Geschwätz sein mag, will selber reden, um das Neuigkeitbeschwerte Herz zu erleichtern.

Ist der Kaiser wirklich tot?

Manche Einfältige haben geglaubt, daß ein solcher Kaiser überhaupt nicht sterben könne oder mindestens uralte werden müsse.

Man flüstert, als liege der Dahingeshiedene nahebei und man dürfe durch ein lautes Wort seinen Frieden nicht stören. Heimlich fliegen die Blicke immer wieder in die Richtung des Kastells. Wenn man bei den Bauten mitzuhelfen befohlen worden ist, hat mancher unwillige Fluch sich heimlich durch die Zähne gestohlen. Jetzt aber betrachtet man diese dicken Wälle und steinernen Mauern viel wohlwollender. Da der Kaiser nicht mehr lebt,

wird man sie wohl bald brauchen können. Gut, daß sie stehen!

Auch ins Kloster ist die Kunde gesprungen. Der Abt liegt schwer krank darnieder. Einen alten Mann, der den größten Teil seines Lebens im milden Westen des Reiches verbracht hat, nimmt der nördliche Winter in einer Umgebung, bar jeder Bequemlichkeit, hart mit. Darum erhält Bruder Vitalis den Auftrag, dem Gaugrafen das Beileid des Klosters auszusprechen und zu vereinbaren, wann und unter welcher besonders feierlichem Gepränge der Trauergottesdienst stattfinden soll.

Der Gaugraf Aito ist ein etwas zur Fülle neigender, schwarzhaariger Westfranke im besten Mannesalter. Der sächsische Mönch überragt ihn gut um Haupteslänge. Schlank und sehnig, sehr gemessen in seiner Haltung, steht er vor dem beweglichen Grafen. Beide Männer haben grundverschiedene Gesichter, heute aber ist ihnen eines gemeinsam, daß sie weniger von Trauer als von Wolken schwerer Sorge umdüstert sind.

Aito läßt sich in einem hochlehnigen Stuhl nieder. Eine Fußbank gehört dazu wie zu einem Thron. Der Gaugraf benutzt sie voll selbstgefälliger Würde und empfindet sich auch bei dieser Außerlichkeit an Kaisers Statt.

Bruder Vitalis schiebt einen Schemel, dessen schön gedrechselte Arbeit seine rheinische Herkunft verrät, in die Nähe des Gaugrafen.

Der Winternachmittag droht schon zu erlöschen. Ein Diener bringt einen Lichtständer mit zwei Lampen. Sie reichen aber nur, den



Platz der beiden Männer zu beleuchten, während der übrige, ziemlich große Raum immer tiefer in wachsendes Dunkel versinkt.

Man legt sich Zwang auf, nicht laut zu sprechen. Was weltliche und geistliche Gewalt sich hier anvertrauen, soll niemand hören, obwohl es nichts Unrechtes ist.

Nur Sorgen – Sorgen.

Nito zieht die steilen Augenbrauen hoch.

„Ihr seid ein Sachse, Bruder Vitalis?“

Der Mönch bejaht.

„Was haltet Ihr von Euren Stammesgenossen?“

Der Blick des Gaugrafen ruht forschend, fast stechend auf dem unbewegten Gesicht des Priesters.

„Da habt Ihr nichts zu fürchten“, erklärt Bruder Vitalis einsilbig, doch in einem Ton, der jeden Zweifel ausschließt.

Der Westfranke preßt die Lippen zusammen, um einen befreienden Seufzer zu unterdrücken.

„Täuscht Ihr Euch auch nicht?“

„Sie sind des Kampfes gegen die Reichsgewalt müde. Er hat zu viele Opfer gefordert.“

„Sie haben den Kaiser nicht geliebt.“

„Das wäre zu viel verlangt.“

„Nur gefürchtet.“

„Auch geachtet.“

„Empfindet das nicht nur Ihr, weil Ihr ihm selber in die Augen habt blicken dürfen?“

„Beruhigt Euch! Der Erfolg hat dem kaiserlichen Vorgehen Recht gegeben. Er siegt auch über den Haß. Der Erfolg hier an

der Grenze aber heißt Sicherheit vor den Wenden. Um dieser nun Jahre lang unverletzten Sicherheit willen haben sie den Kaiser geachtet.“

„Mit den Wenden werden wir fertig werden.“ Aitos Gesicht ist jetzt entschlossen und ruhig. „Wir halten die Augen offen. Unsere Waffen sind scharf und unsere Wälle fest.“

„Ihr baut lieber auf Stein und Erde als auf Gott?“

„Stein und Erde sind nahe, und die Himmelsaue ist fern.“ Aito lächelt fein. „Wer weiß, wie bald der Tag kommt, wo auch Ihr zugeben müßt, daß es richtiger gewesen ist, alle Kräfte vorsorglich hier einzusetzen als draußen im Lande Kirchen zu bauen.“

„Solange es die Schwächen dieses Kastells zu beheben gilt, stimme ich Euch bei, auch wenn ich eigene Wünsche zurückstellen muß.“

„Ich habe erwartet, daß Ihr dies erkennt. Wenn wir den rechten Augenblick zur Rüstung verpassen und die Heidenflut schwillt über die Grenze, werdet Ihr noch weniger leicht in die Lage kommen, Kirchen zu bauen.“

Nun lächelt Bruder Vitalis so fein wie vorhin Aito. „Ihr habt wohl recht“, gleich dem Gaugrafen spricht auch er ohne Heftigkeit, „in Ausführung Eurer Befehle vor allem an die nächste Gegenwart zu denken. Meine Befehle aber schließen auch die Zukunft mit ein.“

„Überschätzt nicht die Macht der Kirche, Bruder! Nur da die Reichsgewalt sie schützt, ist sie stark.“

Es klingt schärfer als vorher. Der Graf betrachtet das Wachsen dieser Macht mit Miß-

trauen und fürchtet, daß es unter des Kaisers Nachfolger noch mehr zunehmen wird.

Bruder Vitalis spürt das Mißtrauen Aitos. „Ich zweifle nicht“, sagt er äußerst verbindlich, „die Reichsgewalt wird den Vorteil, den sie von einer Einrichtung wie der Kirche haben kann, auszunützen wissen. Euer Kastell hier ist fest und gut verteidigt. Was aber schirmt es? Die Stadt Magadaburg und den Elbübergang.“

„Es droht dem Feind und warnt.“

„Das mag eine Zeitlang seine Wirkung tun. Schwillt jedoch eines Tages, wie Ihr selber vorhin sagtet, die Heidenflut über die Grenze, so geschieht es an irgendeiner unbeschützten Stelle.“

„Da helfen dann auch Eure Gebete nichts.“

„Die Kirchen aber werden helfen. Aus festem Stein erbaut, sind es kleine Kastelle, als Zuflucht der Bevölkerung verteilt im offenen Land. Wollet nicht immer nur an das Reich und die Gewalt denken! Vergesst darüber derer nicht, die es bilden und die Gewalt erleiden! Vor allem der Bauern denket! Keine festen Wälle schützen sie. Bis Eure Reiter von Magadaburg heran sind, haben die Wenden schon die Männer ermordet und die Weiber geschändet. Daß, wenn Ihr kommt, noch etwas zu retten ist, will ich die Kirchen bauen.“

Bruder Vitalis' Stimme hat nicht mehr den verbindlichen Tonfall wie zu Anfang. Er spricht mit harter, siegbewusster Entschlossenheit. Sie hindert den Gaugrafen, Einwände zu machen.

Er unterdrückt das Unbehagen, das durch die Zielsicherheit des Priesters in ihm erwacht.

„Das Volk“, muß er, allerdings widerwillig, zugestehen, „hat in Euch einen leidenschaftlichen Helfer.“

„Ich bin ein Sohn des Volkes an der Grenze“, erwidert Bruder Vitalis warm, „und kenne seine Not. Dieses Volk braucht doppelten Schutz – durch Gott und Kaiser.“

Da Reich und Kirche eng miteinander verbunden sind, muß Aito den Worten des Priesters zustimmen.

Als der Mönch bald darauf vom Gau grafen Abschied nimmt, sind die Mienen der beiden Männer zwar noch ernst, aber sie haben sich entspannt. Jeder von ihnen ist tapfer in seiner Art und vertraut überzeugt der Macht, die ihn zum Schutz der Grenze hierher entsendet hat. Friede mag wohl ein köstlich Ding sein, dieser Zeit gemäßer ist jedoch der Kampf. Kommt es zum Waffengang, wissen beide, daß sie aufeinander rechnen können. Jeder von ihnen verteidigt einen festen Platz und wird ihn halten, koste es, was es wolle – auch das Leben . . .

\* \* \*

Nur zerstreut verbreitet sich infolge des strengen Winters die Kunde vom Tode des Kaisers über das flache Land. Die Straßen sind noch so hoch verschneit, daß man sich Botengänge gern spart.

Die Priester halten jetzt keinen Gottesdienst in den Dörfern. Die Bauern sind deshalb

— durchaus nicht zu ihrem Leidwesen — sich selber überlassen. Ist ein Kind geboren worden, wird man die Taufe bei günstigerer Witterung nachholen und behilft sich mit den altererbten Mitteln, die den Säugling vor bösen Geistern schützen sollen. Stirbt ein Mensch, muß die Leiche oft mehrere Wochen auf Bestattung warten, weil man dem tief gefrorenen Boden nicht beizukommen und ein Grab abzuräumen vermag.

In diesem rauhen Hartung blicken die Insassen des Fährhauses mit Besorgnis auf Anka. Sie sieht aus, als sei die Zeit der Schwangerschaft schon bald zu Ende. Man ist sehr froh, als man erkennt, daß man sich getäuscht hat.

Der Hornung bricht die größte Kälte und baut die Schneemauern ab. Auch den gefrorenen Strom befreit er aus seinem kristallinen Kerker. Nach einem milden Tage fracht es wie Donnerschläge. Sprünge zerreißen das Eis und setzen es in widerstrebende Bewegung. So kündigt sich der Frühling schon an, lange ehe er wirklich da ist.

Eines Morgens gebiert Anka einen kräftigen Knaben, ohne daß Hermenegild und Koswitha viel Hilfe leisten müssen. Da kein Angeber die Familie in ihrer winterlichen Abgeschlossenheit bedroht, kommen die alten Sitten wieder voll zur Geltung. Wie seine Ahnen es getan haben und auch sein Vater mit ihm, nimmt Christoph das nackte Kind vom Boden auf und taucht es in einen Zuber Wasser. Heimlich ist von Koswitha allerdings dem kalten ein Schub warmes hinzugefügt worden.

Mit dieser Handlung hat Christoph entschieden, daß der Knabe am Leben bleibt. Da die Kirche das Aussetzen von Neugeborenen verbietet, auch wenn sie mißgestaltet sind, werden jetzt alle Kinder am Leben gelassen, nicht wie früher nur die kräftigen. So mangelt der alten Handlung zwar der Sinn, aber man hat sie noch nicht vergessen, und jetzt, wo man sein Dasein auf eigene Art einrichten kann, benutzt man sie als Ersatz der Taufe.

Statt des Schnees macht zur Abwechslung nun das Tauwetter die Straßen ungangbar. Da wird es noch ein paar Sonnabende dauern, bis Bruder Vitalis kommt. Deshalb gibt Christoph auch gleich dem Knaben einen Namen. Thankmar nennt er ihn nach dem Großvater. Bruder Vitalis wird vielleicht mit dem deutschen Namen unzufrieden sein; so mag er ihm einen christlichen dazugeben.

Koswitha durchlebt trotz der stillen Zeit aufregende Tage. Sie strengt ihre alten Sinne übermäßig an, damit ihr kein Geräusch entgeht, das irgendeine Bedeutung haben könnte. Es verläuft aber alles regelrecht. Der Gang bleibt um Mitternacht unbetreten; die Wichtelmännchen rühren sich nicht. Sie scheinen dem Neugeborenen keine Teilnahme entgegenzubringen — vielleicht, meint Koswitha, weil seine Mutter von jenseits des Flusses stammt und die Koltki, an die man drüben glaubt, sich wahrscheinlich scheuen, das breite Wasser zu überqueren.

Anka plagt sich nicht mit solchen Gedanken. Sie geht völlig in dem Kinde auf. Sie wärmt

es mit ihrem Körper wie ein Tier sein Junges. Sie singt leise Lieder wie Vogelzwitschern. Nur schade, sie sind in fremder Sprache, und man versteht sie nicht. Sie trennen deshalb Anka von den anderen.

Christoph spürt natürlich diese Trennung am heftigsten. Sie bewegt ihn so sehr, daß er Anka auffordert, sie möge keine wendischen Lieder mehr singen.

Aus großen, erschrockenen Augen blickt sie ihn an. Schön sind diese Augen, aber fremd und fast abweisend. Die Wandin in ihr empfindet ein paar Herzschläge lang den Mann als Feind.

Ein Schulterzucken, hilflos und hochmütig zugleich — sie kann keine deutschen Lieder.

Ein Kind aber, vor allem ihr Kind, braucht Lieder. Darum kümmert sie sich nicht um das Verbot und singt jeden Tag in der Sprache der Heimat.

Mächtig rauscht von neuem Godracs Hain, und die Wasserfrau spinnt am Ufer der Bäche. In mondheller Nacht streift Dzitwiza, mit dem Jagdgeschloß bewaffnet, als schöne, junge Edel-frau durch die Sichtenwälder. Wehe dem Mann, der ihr begegnet! In der Mittagsstunde schleicht die häßliche Pshipolniza weiß verschleiert um die Äcker und stellt ihre todbringenden Fragen nach der Zubereitung des Glachses. Wehe der Frau, die ihr nicht Antwort geben kann!

Uralter Glaube ersteht in Ankas Liedern — Götterehrung und Geisterfurcht des anderen

Ufers. Vom Christentum ist nichts in ihnen zu spüren. Das Herz der singenden Mutter aber bekommt dabei Flügel und schwingt sich über den Strom, wenn es auch noch immer die Fischerhütte im weiten Bogen umgeht. Schwer-  
mut allerdings scheint es sich drüben nur zu holen, denn die meisten dieser Lieder sind traurig und von drohenden Geheimnissen dunkel.

Christoph schüttet der Mutter sein Herz aus.

„Sing' du!“ bittet er.

„Sie überläßt mir ja niemals das Kind.“

„Ich will kein Wendenkind.“

Es flingt nicht nur zürnend. Hermenegild fühlt, daß ihr Sohn leidet.

„Das Kind gehört halb dir, halb der Mutter“, sucht sie ihn zu beruhigen.

„Aber die Lieder!“

„Es versteht sie noch gar nicht.“

„Sie gehen ihm ins Blut.“

„So rasch doch nicht.“

„Dann später.“

„Wenn Anka erst längere Zeit bei uns ist und unsere Sprache besser beherrscht, wird sie die ihre allmählich vergessen.“

„Sie hängt daran, so wenig sie an den Leuten drüben sonst hängt.“

„Es ist der letzte Besitz, der dem Heimatberaubten bleibt.“

Damit mag Hermenegild recht haben, doch Christophs Herz wird deshalb nicht leichter.

Anka vernachlässigt ihn sichtbar um des Kindes willen. Hat sie sich in häuslichen Dingen früher der Ordnung des Sährhofes ohne



Widerstand gefügt, so folgt sie bei der Pflege des Knaben nur dem eigenen Gutdünken, als könnten die anderen ihm Schaden.

Trog ihrer Jugend tut sie jedoch auch in Kleinigkeiten nichts, was übereilt oder aus mangelnder Erfahrung falsch wäre. Sie hat zu viele Geschwister um sich groß werden sehen und betreuen müssen. Darum weiß sie Bescheid. Manches handhabt sie verschieden von dem, wie es hier drüben üblich ist, doch kaum schlechter. Dies alles würde Christoph nicht so stark aus dem Gleichmaß bringen, aber die fremden Lieder! Immer von neuem regt er sich über sie bis zum hellen Zorne auf.

Sitzt er in dieser stillen, an Beschäftigung armen Winterszeit bei Frau und Kind, versucht er selber zu singen. Es gerät ihm jedoch schlecht. Anka lacht ihn aus. Sogar seine Mutter schüttelt den Kopf. Und er singt laut. Deshalb fängt das Kind fast jedes Mal zu weinen an. Dann schilt Anka und jagt ihn fort. Ja, sie hat die Stirn, ihn fortzujagen, und er trollt sich, weil er Weiberkreischen und Kinderplärren scheut.

Beleidigt, geht er ihr dann oft lange aus dem Wege. Auch innerlich entfernt er sich dadurch jedesmal um ein neues Stück. Er freut sich nicht mehr an Weib und Kind.

Bisweilen sucht er bei Nachbarn Unterhaltung. Sie merken bald, wo es ihm fehlt, und sparen nicht an spitzigen Redensarten. Mürrisch wie niemals vor seiner Heirat kehrt er heim und läßt seine Verdrossenheit Anka mit rauhem Wort büßen.

Selten gibt sie grell schimpfend es zurück. Meist steckt sie ein hartes, nachtragendes Gesicht auf und schweigt. Solange sie beide für sich sind, sprechen sie tagelang dann nur, was unbedingt nötig ist.

In Gegenwart der anderen gibt Anka sich freundlicher. Sie mißgönnt ihnen die Schadenfreude. Auch soll man ihr nicht vorwerfen, daß sie als Frau des Sährhofes Anlaß zum Gerede bietet. Nur scharfe Augen wie die Hermene-gilds erkennen die Verstellung, das künstliche, nicht aus dem Herzen kommende Gebaren.

Obwohl die Tage länger werden, hält sich der Winter mit Hartnäckigkeit. Christoph wartet voll Sehnsucht darauf, daß der Frühling dem erzwungenen Müßiggang ein Ende bereitet.

Nun hat der Sährhof seinen Erben, und doch versickern diese Wochen ohne Glanz und Freude.

Glücklich trotz allem ist nur eine — die junge Mutter. Auch darin steht sie ganz allein, als sei es ein fremdes Gefühl, das sie an diesem Ufer mit niemand teilen kann.

\* \* \*

Allmählich nähert sich der Lenzing seinem Ausgang. Die Straßen beginnen trotz der Nachwehen des Winters wieder fest zu werden. Das erste Mal in diesem Jahre kommt Bruder Vitalis ins Dorf, um Gottesdienst zu halten.

Er findet an dem Namen Thankmar keinen Makel. Der Großvater des Knaben ist im

Dienst des Himmelkönigs gefallen, darum soll sein Name erhalten bleiben.

Mit zwiespältigen Gefühlen vernehmen die Leute des Sährhofes die Nachricht vom Tode des Kaisers. Sie fürchten, daß sie die Macht seines starken Armes hier bald entbehren werden. Drückend legt sich Sorge auf ihre Gemüther.

„Wir müssen daran denken, unsere Waffen zu schleifen“, gibt Christoph der allgemeinen Stimmung an der Grenze Ausdruck.

Die Knechte denken wie er, denn hier, wo es gilt, Leben und Habe zu verteidigen, dürfen auch die Leibeigenen mit in den Kampf ziehen. Die Not fordert es gebieterisch wegen des dünn besiedelten Landes. Vor dem Feind besteht kein Unterschied zwischen Freien und Unfreien, sondern nur zwischen Tapferen und Feigen.

„Halte auch im Schiff stets einige Waffen bereit!“ rät Hermenegild. „Bei einem Überfall ist ein ungewaffneter Mann ein verlorener Mann.“

Seltzam spröde klingt ihre Stimme, aber keine Angst zittert darin. Wer schon Schlimmes erlebt hat, macht sich auf alles gefaßt, auch wenn er den Kampf nicht fürchtet.

Anka ist bei diesem Gespräch abwesend. In Gegenwart einer Wandin hätte man sich gehütet, so offen zu sprechen. Wer nichts weiß, kann auch nichts verraten.

Sie hat zwar auch vom Tode des Kaisers erfahren, wird jedoch dadurch nicht berührt. Ist ein Herrscher gestorben, dann krönt man

einen neuen, und der wohnt wieder weit fort wie der frühere. Das Kind hingegen wohnt ihrem Herzen zunächst. Nur für den Kleinen hegt sie Gedanken und Wünsche.

Nicht allein Hermenegild hat Gott ein Wunder geschenkt. Für Anka ist das Kind ebenso eines und kein geringeres. In ihr ist es gewachsen. Deshalb betrachtet sie es als ihren eigensten Besitz. Ihre großen, braunen Augen leuchten über ihm gleich zwei Sonnen. In ihren warmen Strahlen gedeiht es und lächelt bald wie seine Mutter.

Am Nachmittag vor dem Maigottesdienst sieht Bruder Vitalis Anka mit dem Kinde im blühenden Garten sitzen. Da meint er, die Mutter Maria sei auf die Erde zurückgekehrt und habe wunderbarerweise den Weg in das äußerste Sachsenland gefunden — die Mutter Maria in fremdartiger Schönheit, die ohne Prunk und Zierat über alle anderen jungen Frauen sie erhebt.

Er kann sich von dem Anblick dieser Schönheit nur schwer losreißen. Gerade jetzt, wo die herannahenden Stürme kriegerischer Ereignisse ihn schon ahnungsvoll bewegen, gießt sie einen milden Frieden in seine Seele.

Dennoch ist es kein himmlischer Friede. Er stammt einzig und allein von dieser irdischen Welt. Noch niemals aber hat Bruder Vitalis die Erde so sehr als Geschenk Gottes empfunden wie heute.

Nach der Rückkehr ins Magadaburger Kloster schreibt er in seiner Zelle heftiger als sonst an den Regeln des heiligen Benedikt.

Mit sonderlichem Fleiß zwingt er seine Gedanken zu der ernstesten, nur langsam fördernden Arbeit. Selbstverloren malt und tuscht er die verschönerkelteten Initialen und die fränkischen Majuskeln auf das von einem früheren Text sorgfältig gesäuberte Pergament.

Es ist nicht seine erste Abschrift. Im Kloster zu Sulda haben begabte Schüler auch diese Kunst gelernt und mannigfach geübt.

Es freut ihn, jeden Bogen schön ausschwingen zu lassen. Da schwingt ein Teil der Seiterkeit jener Welt mit, die ihm neulich das Anschauen der jungen Mutter und ihres Kindes offenbart hat.

Eigentlich ist er an die Arbeit gegangen, um tief in seinem Innern diese ungeistliche Seiterkeit auszuwischen wie eine aus gedämpftem Einklang herausfallende, stark leuchtende Farbe. Es will aber nicht helfen. Widerspenstig biegen sich die Schnörkel. Die Sand, die den Übermut zügeln mußte, versagt, weil das Herz zum Aufbruch neigt und ihr keinen mäßigen Befehl erteilt.

Wenn später freilich die Mönche in der Regel lesen, werden sie weniger Freude über das krause Rankenwerk empfinden. An sie denkt aber dabei Bruder Vitalis nicht. Gleich dem Widerschein eines fremden Lichtes blüht auf seinem Antlitz ein glückhaftes, sonst ihm unbekanntes Lächeln.

\* \* \*

In staatsmännischer Weisheit hat Kaiser Karl schon ein Jahr vor seinem Tode selber

seinen Sohn Ludwig in Aachen zum König gekrönt. Damit ist die Zwietracht um seine Nachfolge vermieden worden. Unererschüttert steht das Reich, und besonders in den Siedlungen an der Elbe spürt man mit dankbarem Aufatmen diese Stete. Wie zu Lebzeiten des großen Herrschers strahlt noch die Sonne des Friedens über dem Lande, und ganz allmählich wandelt unter arbeitsamen Händen die Wildnis ihr Gesicht.

Bruder Vitalis braucht sich jetzt nicht mehr lange um Steinmezen für seine Kirche zu mühen. Der Gaugraf weiß, daß der neue Herrscher, den die Sachsen den Frommen und die Franken den Sanftmütigen heißen, der Geistlichkeit von je wohlgesinnt ist. An rheinischen Städten gemessen, erscheint das keineswegs unterhaltsame Magadaburg Aito kaum mehr als ein umwalltes großes Dorf, und er möchte deshalb hier nicht den Rest seines Lebens vertrauern. Er sehnt sich nach dem milderen Westen und der halbrömischen Kultur. Da kommt er den Wünschen des Bruders Vitalis gern entgegen. Gelangt einmal vom Kloster ein Bericht nach Aachen, so wird hierbei zweifellos auch sein Verhalten im rechten Lichte stehen und dies seinem Aufstieg nur förderlich sein.

Soll klingt nun am Kirchhügel das Sämmern der Meißel. Außer den Bauleuten muß auch eine Anzahl Knechte von den Söfen umschichtig mitarbeiten.

Bruder Vitalis darf dem Kloster fern bleiben. Es geht allerdings gegen die strenge Regel.

Sie hat sich zwar nach und nach gelockert, in neuester Zeit aber durch die Reformen Benedikts von Aniane wieder verschärft. Trotzdem sind in diesem Fall, da es die Durchführung eines wichtigen Unternehmens gilt, kaum Bedenken zu zerstreuen gewesen. An der Grenze kann man sich Engherzigkeit nicht erlauben. Christentum heißt hier noch Tat.

Vom ersten Spatenstich an behält Bruder Vitalis die oberste Bauleitung fest in der Hand. Bei jedem Stein achtet er darauf, daß sein Entwurf nicht leichtfertig übergangen wird. Erzwingen die besonderen Umstände ein Abweichen vom Plan, will er zuvor gefragt sein. Er ist der Meister, und die Kenntnisse, die er unter Abt Baugulf bei der Erweiterung der Suldaer Klosterkirche gesammelt hat, will er hier nun verwerten zum Ruhme des Gotteswunders und zum Nutzen seiner Heimat.

Dick müssen die Mauern sein, denn dieser Bau wird nicht nur eine Stätte der Andacht, sondern wie Sankt Johannes in Magadaburg auch eine schirmende Unterkunft bei feindlichen Überfällen werden. Nicht nur durch Trost und Hoffnung soll Gottes Stärke sich erproben, sondern ebenso sehr durch die Unannehmbarkeit der ihm geweihten Steine. Sie müssen gleich wirksam sich den wendischen Waffen wie den Feuerbränden entgegenstellen können.

Weil der Plan sich zuerst eng an das Achener Münster angeschlossen hat, erweist es sich begreiflicherweise nun oft als notwendig, daß man ihn, manchmal sogar einschneidend, än-

dert und umgestaltet. Dem Kaiser haben die kunstfertigsten Arbeiter aus allen Theilen des weiten Abendlandes zur Verfügung gestanden. Bruder Vitalis indessen erlebt mit seinen einfachen Bauleuten manche bittere Enttäuschung, weil sie durch ihre Unzulänglichkeit jeden feineren Gedanken vergrößern.

Hier gibt es keine stolzen Säulen mit sorgfältig gearbeiteten korinthischen Kapitellen. Vor allem aber, und dies bedeutet den schmerzlichsten Verzicht, muß Bruder Vitalis zur flachen Decke sich am Ende doch entschließen. Daß er es werde tun müssen, ist ihm wohl gleich zu Anfang klar gewesen. Trotzdem hat er die schöne Wölbung aufs Pergament gezeichnet. Unerreichbarer Traum! Von allen deutschen Maurern vermag keiner mehr eine Decke zu wölben. Verloren ist diese nur noch bestaunte Kunst, und voller Wehmut gleicht Bruder Vitalis seinen Entwurf dem Mittelmaße an. Ein Mönch sollte im Verzicht wohl geübt sein. Dieser Verzicht aber schmeckt so gallbitter, daß er ihm für Tage jede Arbeitsfreude raubt. Der stürmende Gedanke hat durch die siegreiche Schwerfälligkeit der Sandsteinquadern und schmäbliche Verringerung des Könnens eine zu harte Niederlage erlitten.

Da Bruder Vitalis immer antreibend unter den Handwerkern und Knechten steht, ohne darauf zu achten, ob ihm der Mörtel die Kutte besudelt oder der Regen die Tonsur von Kalktupfen wieder rein wäscht, schreitet der Bau eine Weile rüstig vorwärts. Nach ein paar Monaten werden jedoch die Steinmezen



dringend in Magadaburg gebraucht. Erst im Brachet des nächsten Jahres kann die unterbrochene Arbeit fortgesetzt werden. Weil ein von Herzen Brennender auch in den Trägen wenigstens einen kleinen Brand entzündet, steht die Kirche endlich um die Mitte des Gिल्hards vollendet auf dem Hügel.

Nüchtern betrachtet, ist es allerdings nur ein Kirchlein, doch es wird für die geringe Seelenzahl der Gegend reichen, sogar vorerst für sie noch zu groß sein. Der rechteckige Mittelbau und die beiden runden Seitentürmchen erinnern an Aachen; sonst aber, muß sich Bruder Vitalis enttäuscht gestehen, stellt es nur ein sehr vergrößertes, fast plumptes Abbild dar. Traum und Wirklichkeit, Plan und Ausführung — immer liegen sie miteinander im unerbittlichen Kampf.

Auch hier erfährt er dies wieder zu seinem Leide. Als er den Plan gefaßt hat, an Stelle der verbrannten eine schönere Kirche zu bauen, ist seine Seele von Stolz geschwellt gewesen. Einen Tag überwältigenden Glückes hat er sich ausgemalt, wenn der Bau ihm vollendet vor Augen stehen würde. Nun aber spürt er nur die kleine Freude eines geringen Glückes. Zu groß dünkt ihm der Unterschied zwischen Wille und Leistung. Minderwertig schilt er sich, weil bei ihm die Tat erdenschwer dem Hochflug der Gedanken nicht folgen kann. Jetzt erfüllt sein Herz wieder Demut, die sich vorher hinter den stolzen Plänen viel mehr hat verkriechen müssen als einem Mönche ziemt.

„Herr“, betet er, nachdem die Arbeiter die Kirche schon verlassen haben, „Herr, sieh den Willen an und beurteile danach das Werk! Segne es dennoch und laß es eine feste Burg der Seele und des Leibes werden!“

Das Land liegt im blassen Herbstlicht, als Bruder Vitalis aus der bogenüberwölbten Pforte tritt und die schwere Eichentür hinter sich schließt. Ihre Verzierung hat er selber in Freuden geschnitzt und er streichelt deshalb die einfachen Ornamente mit liebendem Blick.

Muß es nicht immer Herbst sein, wenn wir durch ein Werk ein Stück unseres Lebens vollendet haben? Bleibt doch zu solcher Zeit auch in uns ein Acker leer und wartet brach, daß neuer Same in ihm keimt.

Wahrlich, denkt Bruder Vitalis, nur Acker bin ich noch, damit ich Blüte und Frucht bringe, wie mein Herr es wünscht. Nimmermehr bin ich der große Wald. Was tut es dem, daß der Herbststurm ihn entlaubt? Des Winters Dürftigkeit greift ihm nicht bis ans Herz. Seine Nadelbäume grünen fort, und so blickt er voll Verachtung nieder auf den Acker im braunen Bettlerkleide, auf die Armut der geplünderten Schollen.

Unwillkürlich streift Bruder Vitalis über die staubgraue, von grober Arbeit zerschlossene Toga seines Benediktinergewandes. Vergewaltigt kommt er sich vor — wie ein durchpflügter Acker.

Sart furcht sich seine Stirn. Auf Kaisers Befehl ist er ein Mönch geworden, ohne daß ihn sein Herz dazu getrieben hat. Ein Wald

ist er gewesen, ehe die Ärzte ihn gerodet haben, und tief in ihm lebt noch immer der Herzschlag, die Stimme des Waldes. Deutlich spürt er das Blut freiheitliebender Väter. Unrastig bedrängt es ihn gar oft und läßt ihn leiden.

Ohne Regung steht Bruder Vitalis lange Zeit vor der Kirchenpforte, als sei er selber Stein geworden und statt einer Bildsäule hierher gestellt. Hart kantet sich das wetterzerfchundene Antlitz. In den unbewegten, scharfen Zügen ist jede Spur von Demut jetzt erloschen. Irgendein schweigsamer sächsischer Bauer kann er sein.

Blutrot versinkt die Sonne hinter den Wäldern. Da erst wirft er wie erwachend den Nacken zurück, der so schwer sich beugt, und geht.

\* \* \*

Die Einweihung der Kirche bringt viel Unruhe ins Sährhaus.

Von Magadaburg sind die Brüder Chrysostomus und Laurentius da, um Bruder Vitalis bei der gottesdienstlichen Handlung zu unterstützen und durch die Pracht ihrer Messgewänder der Feier erhöhten Glanz zu verleihen.

Aus entfernten Orten haben sich Verwandte und Bekannte eingefunden. Sie können nicht an einem und demselben Tage kommen und wieder heimkehren, da sonst das Dunkel der Nacht sie überrascht. Deshalb müssen sie beherbergt werden.

Alle Stuben des geräumigen Hauses wimmeln von Menschen. Der Lärm ihrer Stimmen

erreicht Bruder Vitalis schon in einiger Entfernung vom Hof, denn auch vor der Thür und im Garten regt sich trotz des kühlen Herbstwetters heute lautes Leben wie bei einem Fest mitten im Sommer.

Für ein paar Augenblicke ersten Unmutes stellt sich bei dem Heimkehrenden der Gedanke ein, durch die schmale Hinterpforte auf den Söller zu schlüpfen, wo eine entlegene Kammer den Brüdern eine notdürftige Klausur bietet. Rasch aber wird dieser Gedanke von anderen verdrängt. Die Gestalt des Mönches strafft sich. Nein — es wäre falsch, bei Seite zu schleichen und zu grübeln. Eigentlich ist er doch der Gastgeber. Nur, weil er die Kirche erbaut hat, sind alle diese Leute hier.

Menschenflug, weiß er wohl, daß viele von ihnen nicht frommer Eifer, sondern Neugier treibt. Ihm jedoch erscheinen die neugierigen Herzen immerhin ein besserer Boden als die gleichgültigen, die stumpf und verschlossen keinem weckenden Worte sich öffnen. Mag auch zu den Neugierigen manches in den Wind gesprochen werden, zuweilen wächst selbst aus einem so eitlen Gefühl Bewunderung und sendet auf Umwegen einen Strahl des wahren Lichtes in die unruhige Seele.

Als er unter den Menschen weilt, befällt ihn sogar eine leichte Enttäuschung. Sie drängen sich ihm keineswegs zu, wie er gefürchtet und heimlich gehofft hat. Immer bleibt um ihn ein achtungsvoller, leerer Kreis.

Eine leise Betrübniß zieht in sein Herz. Gewiß — die Achtung schafft diesen Kreis.

Die Liebe hingegen würde wagen, ihn zu überschreiten, und um die Liebe dieser Menschen ringt er doch. Er weiß es wohl, Achtung reicht nicht, wenn man Herzen gewinnen will.

Prüfend fliegt oft sein Blick zu den breit-schultrigen Gestalten. Wie zwei gleich starke, feste Bäume stehen Mann und Weib meist nebeneinander. Sie sind seines Volkes. Genau so vollsaftig und hoch gewachsen ragt er zwischen ihnen auf, nicht niedergedrückt durch die fremden Hände, die in der Ferne Gärtnerarbeit an ihm geleistet haben.

Von Wind und Sonne zerrissen sind diese Bauerngesichter. Wie blaue Seen ruhen die Augen zwischen Säugeln und Falten. Grüblerisch schauen alle drein, doch ohne jeden Zug kraftloser Träumerei, wie ihn der rheinische Bruder Laurentius auf seinem Antlitz trägt. Hartes Holz sind sie, und Bruder Vitalis meint körperlich zu fühlen, daß in ihrer Nähe auch die Kanten seines eigenen Gesichtes noch mehr sich schärfen. Die Klosterluft hat ihn nicht verweichlicht. Er paßt zu ihnen nach wie vor. Wenn er nicht das Kleid des Priesters trüge, würde er einer ihresgleichen, ein wehrhafter Bauer, ein Pfleger und Schirmer zäh umkämpften jungen Bodens sein.

Bei diesem Gedanken fühlt er die Mißstimmung schwinden. Jetzt gefällt ihm auch sein vorher so unfreundlich betrachtetes Werk, die Kirche wieder besser. —

Seute Abend verbindet Bruder Vitalis eine seltsame Gemeinsamkeit mit Hermenegild. Derselbe Kreis scheuer Achtung, die Schranken

setzt, ist auch um sie gezogen. Das Wunder gießt einen Lichtschein um ihr Haupt. Ihre Haare, obwohl schon graue Fäden sie durchziehen, schimmern davon goldener als die der anderen Frauen. Viele unter diesen haben sie einst um ihrer Blindheit und der Schwere ihres Loses willen voller Mitleid geliebt. Jetzt ist aus dem Mitleid Ehrfurcht erwachsen. Sie aber hält fern, besonders, wenn man nicht recht an das Wunder glauben mag und doch mit eigenen Augen die Wirkung des Wunders sieht, das offen vor aller Welt geschehen ist.

So ergibt es sich an diesem Abend unauffällig und ohne Zwang, daß trotz des menschenvollen Hauses Bruder Vitalis und Hermenegild zueinander finden. Er rückt einen Schemel neben ihren Stuhl, den einzigen im Hause, früher allein Thantmar vorbehalten und auch heute der Ehrensitz.

Sie können ungestört mitsammen sprechen. Sie senken zwar ein wenig ihre Stimmen. Es geschieht jedoch kaum, um vor den Menschen ihre Reden zu verhehlen. Vielmehr müssen sie ihre Worte aus einer Tiefe der Seelen schöpfen, wo kein lauter Klang mehr wohnt.

Hermenegild seufzt. Sie spürt mit Unlust, sie bildet hier den Mittelpunkt des ganzen Kreises, und die Gedanken aller umdrängen sie heftiger oder schwächer. Sie hat zu lange in der großen Stille der Dunkelheit gelebt und empfindet deshalb ein beinahe körperliches Mißbehagen, als werde sie ausgestellt zur Schau und solle es morgen in noch höherem Grade werden. Schamhaft ist eine Seele, die, lange

nur an Einsamkeit gewöhnt, meist mit sich allein Zwiesprache gehalten und selten einmal vor einem Vertrauten ihres Herzens das Siegel des Schweigens gelöst hat.

Bruder Vitalis begreift es.

„Dir ist nicht gut, Ruhme Hermenegild?“

„Ich leide.“

„Du müßtest doch in Freuden selig sein.“

„Das Wunder liegt schwer auf mir.“

„Du trägst es vielleicht falsch.“

Sie zuckt hilflos die Achseln. „Ich trage es, wie ich kann.“

Mit leeren Augen schaut Bruder Vitalis in die zuckende Dämmerung der Lichtfässer, die dem heutigen Tag zu Ehren statt der Kien-späne die Stube erhellen.

„Ja, ein jeder trägt Gottes Gnade nur, wie er kann“, bestätigt er leise.

Hermenegild blickt prüfend in sein hartes Gesicht.

„Mir scheint, du packst sie mit fester Hand.“

Er reckt sich ein wenig bei dem leisen Bewundern in ihrer Stimme. Es spornt ihn. Er hat ins Grübeln entgleiten wollen, nun denkt er wieder nur an seinen Dienst.

„Der Kampf der Welt brandet wechselnd hin und her. Wie bei einer Reiterschlacht geht es oft zu. Der Böse will die Gnade unter die Hufe treten. Ja, Ruhme, fest muß man sie halten – gleich einer Fahne. Dann ist man unseres Herren rechter Streiter und des Lohnes gewiß.“

„Ich glaube, ich höre einen Kriegsmann sprechen.“

„Es ist ein immerwährender Krieg.“

„Und doch predigt ihr den Frieden.“

„Friede nur denen, die ehrlich gekämpft haben!“

Die Stimme der Frau sinkt zu einem vorsichtigen Flüstern herab:

„Warum habt ihr aber dann Walhall zerstört?“

Bruder Vitalis zuckt zusammen. In zweifelranken Stunden hat er sich das selber oft gefragt.

Es fällt ihm schwer, zu antworten.

Die Frau benützt das Schweigen und spricht weiter – ebenso still, doch eindringlich und anfliegend:

„Auch dort ist Friede verheißen gewesen. Und in unserem eigenen Himmel, nicht auf fremder Aue.“

Der Docht eines der Lichtfässer hat das Wachs verzehrt und lischt qualmend aus. Hermenegilds Gestalt ertrinkt ganz in Dunkel, als habe die Finsternis Macht über sie gewonnen.

Wie zungengelähmt sitzt Bruder Vitalis. Die gleichen Fragen hat er im Kloster zu Sulda, ach, wie oft den fahlen Wänden seiner Zelle hingeworfen. Nacht ist damals um ihn gestanden. Nur an Nacht kann er sich entsinnen, als sei niemals Tag gewesen. Deshalb ruft jetzt das wachsende Dunkel der Stube ihm jene Zeit besonders schmerzhaft ins Gedächtnis zurück.

Koswitha bringt aber schon ein neues Lichtfaß. Nun sitzt Hermenegild wieder in hellerer



Dämmerung, so daß man ihr Gesicht zu erkennen vermag.

Dämmerung bleibt alles, denkt Bruder Vitalis. Und wenn sie etwas weniger dunkel ist, nennen wir sie schon Licht. Nur tasten können wir. Und doch . . .

„Du hast aber das Wunder der Gnade an dir selbst erlebt“, findet er endlich Worte. Ein tiefes Staunen flingt aus ihnen.

„Nur wer den Glauben hat, fühlt sich durch das Wunder der Gnade nicht verwirrt“, bekennt Hermenegild fast zaghaft.

„Und du hast nach einem solchen Beweis nicht den Glauben?“

Erschrecken zittert in der Stimme des Mönchs.

„Glaube braucht keinen Beweis.“

„Aber der Beweis überzeugt.“

„Ja, den Verstand. Der jedoch hat mancherlei Auswege. Das gläubige Herz hingegen sucht keinen.“

Bruder Vitalis prüft sich ohne Vorbehalt. Hat sein Herz wirklich diesen Glauben?

Wie ein Messer schneidet es in seine Seele. Aufschreien möchte er vor Qual. Nein — er hat diesen Glauben nicht!

Vielleicht wird solchen Glaubens nur eine Frau teilhaftig — ein Mann, der für Gott auch in der Welt streiten muß, sicher nicht — eher noch der Einsiedler in der Wüste.

Bruder Vitalis entreißt sich seiner Selbsterfleischung, denn Hermenegild wartet auf Antwort.

Er weiß, was er sagen kann, wird kein klarer Entschaid sein, sondern ein Zugeständnis an menschliche Schwäche.

„Du forderst wohl von dir selbst unerfüllbar viel.“ Es gelingt ihm wider Verhoffen ein tröstender Ton. Haltung auch in schwieriger Lage — die Fuldaer Schule bewährt sich. „Das Wunder macht dich maßlos in dem, was du dir überstreng jetzt abverlangst.“

„O, nein!“

Sie seufzt wieder, und da stehen sie an der gleichen Stelle wie zu Anfang des Gespräches.

In Einsamkeit versinken sie, beide umstrickt von den Ketten des Wunders.

Der Mönch faltet krampfhaft die Hände. Die der Frau liegen gespreizt auf der Armlehne des Stuhles.

Hart sind die zwei blutsverwandten Gesichter. Wie ein Vorhang decken Lider und Wimpern die Augen, damit sie ungestört nach innen schauen können — nach innen, wo es von Wirrsal und Widersprüchen tobt und die Gnade nur-sehr fern aufglänzt — ein mattes Sternenlicht zwischen niedrig wogenden Nebeln und hoch am Himmel ziehenden Wolken.

\* \* \*

Gedrängt voll von Menschen ist die Kirche. Bis zur offenen Türe knäueln sie sich zusammen. Der Bänke sind wenige; sie bieten nur für die Alten und Gebrechlichen Platz. Die anderen aber stehen gern. Es liegt ihnen von den

Vätern her nicht im Blut, niedergeduckt wie ein furchtsames Wild der Gottheit zu dienen.

Dem gestrigen blassen Tag folgt heute ein unfreundlich trüber. Seine dicken, grauen Wolken hängen dem Bersten nahe tief hernieder.

Vom Hochaltar senden Kerzen ein mattes Licht in die Dämmerung, ohne sie zu besiegen. Die aus Verteidigungsgründen klein gehaltenen Fenster können den ganzen Innenraum nicht erhellen. Einige davon sind mit dünn gegerbten Tierhäuten verhängt, denn Glas ist nur für den Chor zu beschaffen gewesen. Die meisten sind völlig offen, so daß der raue Wind des Gilbhardts unbehindert in die Kirche hereinbläst.

Bei der Arbeit draußen sind diese Menschen auch dem grimmigsten Wetter zu trogen gewohnt. Hier frösteln sie. Die feuchten Wände senden Schauer herab — dazu die Dämmerung und der Wind, der manchmal wie klagend seine Stimme erhebt — nein, man fühlt sich unbehaglich in der Kirche, und mehr als einer bereut, daß seine Neugier ihn zum Kommen verleitet hat. Der oder jener stände gern auf und schliche von dannen, aber wie ein Kerker wirkt der Steinbau. Er läßt seine Gefangenen nicht los.

Entöndig fällt der Sang der Priester in die Dämmerung und übertäubt die Klage des eingesperrten Windes. Worte in fremder Sprache wiegen sich in noch fremderem Takt. Sie gehen vorüber, ohne daß einer sie versteht — völlig wirkungslos. Niemand singt

mit. Niemand erlauscht einen Ruf zur Sammlung oder spürt über Erden schwere ein Ahnen nach oben.

In der gleichen fremden Sprache wird die Kirche geweiht, und dabei soll sie doch ein Gotteshaus dieser unbeteiligt zuhörenden Gemeinde sein, eine Burg der Seele und des Leibes.

Erst als Bruder Vitalis deutsch zu reden beginnt, weicht die dumpfe Gleichgültigkeit. Er sieht heute im Gegensatz zu sonst sehr bleich aus. Eine halb verwachte, von inneren Kämpfen erfüllte Nacht hat ihre Spuren tief in sein Antlitz gegraben. Das Ringen um Klarheit ist hart gewesen und der Sieg nur klein. In weiter Ferne liegt noch das Ziel, ja, es scheint weiter entrückt denn je vorher.

Während der letzten Woche hat sich Bruder Vitalis eine wunderschöne Predigt zurechtgelegt. Was er sprechen will, pflegt er immer laut zu formen und sich einzuprägen. Die Magadaburger Brüder haben bisweilen an seiner Zelle gelauscht und sind von der Kraft seiner Worte sehr erbaut worden. Nun wundern sich Chrysostomus und Laurentius, daß seine Predigt jetzt so grundverschieden davon klingt. Sie können nicht ahnen, wie grausam der gestrige Abend und schlimmer noch die Nacht an ihr gefeilt haben. Da ist manches starke Wort abgesplittert und verworfen worden.

Vielleicht aber besitzt deshalb diese Predigt Gewalt, die lastende Dämmerung zu durchstoßen. Die Häupter heben sich. Die Blicke

haften an der hohen Gestalt und dem bleichen Antlitz, dessen blonder Bart beim Sprechen hin und her wallt.

„Wir haben der Kirche den Namen ‚Zum Wunder der heiligen Erleuchtung‘ gegeben. Arm sind wir im Geist und arg verwirrt. Was wir wünschen, ist oft Torheit, und was wir fürchten, würde uns zum Heile sein. Herde sind wir ohne Hirten, wenn der Herr der Himmelsaue seine strahlenden Augen von uns wendet, Volk ohne Führer, ein verlassener Haufen. Dunkel sind unsere Herzen“ – wie ein Aufschrei klingt es – „so dunkel, daß Gott zu manchen Zeiten ein Wunder sendet, um sie zu erleuchten. Schattenlos stellt er das Wunder vor uns hin, aber weil es gar zu glänzend, zu göttlich ist, schließen wir unsere Augen und bergen uns in die irdische Finsternis, die wir gewohnt sind. Eine Krone ist die Gnade. Wie jede Krone aber drückt sie auch das Haupt. Sie verleiht nicht nur den Heiligenschein der Ehrfurcht. Sie legt uns größere Pflichten als vordem auf, damit wir uns ihrer würdig erweisen. Wir sind nicht schon fromm, wenn wir faul die Hände in den Schoß legen. Gott hat den Frieden erst an das Ende der Zeitlichkeit gesetzt. Dieses Leben ist Kampf. Nicht nur für euch hier, wie ihr vielleicht meint, weil ihr am äußersten Ende des Reiches siedelt. Der Grenzstrom umschlingt alle Fluren, alle Dörfer, alle Städte des Lebens. Gewappnet muß ein jeglicher sein, immer darauf gefaßt, daß der Feind über die Grenze bricht – der Feind Gottes, der gewesen ist von Anbeginn und sein wird bis

zum Ende. Deshalb bleibt nur eines — die Tat. Nicht laue Folgschaft will der Herr der Simmelsaue. Nicht lahmen Lebensmänner und trägen Knechten öffnet er die Herrlichkeit seines Reiches. Kein Wunder könnt ihr herbeten, wenn Gott es nicht freiwillig zum Lohn euch schenkt. Kein Wunder seid ihr zu tragen stark genug, wenn ihr an euren Kräften zweifelt. Darum seid wachsam im Geist, so wird euch aus der Finsternis, wenn sie am tiefsten droht, Erleuchtung kommen!“

Leise taumelnd verläßt Bruder Vitalis die Kanzel.

Ungeachtet der feuchten Kühle perlen ihm Schweißtropfen auf der Stirn.

So schwer hat er sich noch keine Predigt abgerungen.

Sart muß man die Schollen werfen, damit sie endlich bereit sind, Samen zu empfangen.

Sart gepflügt wird auch unser Herz, bis es zum Acker geworden ist, der goldene Salme trägt.

\* \* \*

Bunt geht es heute nicht nur im Fährhof her, sondern im ganzen Dorf.

Sändler sind von nah und fern gekommen, denn es hat sich schon seit längerem herumgesprochen, daß hier eine neue Kirche vor der Weihe steht.

Inmitten eines freien Platzes sind Fahne und Kreuz mit Schwert und Schild als Leibzeichen des Königs aufgerichtet, dazu ein Strohisch als Ersatz für die Stirnbinde des Herr-

schers. Diese Zeichen verkünden jedem, daß heute an diesem Ort der König weilt, wenn er auch viele Tagereisen entfernt am Rheine wohnt, und daß hier sein Friede gilt. Die Händler stehen unter seinem Schutz von der Stunde an, wo sie nach dem Markt abfahren, bis zu ihrer Heimkehr. Niemand darf auf dem Platz das Schwert ziehen oder den Bogen spannen. Wagt einer es dennoch, begeht er gleiches Unrecht und verfällt derselben hohen Strafe, als habe er im Haus des Königs selbst den Frieden gebrochen.

Von den Besuchern dieses Marktes denkt keiner an Zwist und Hader. Die Gemüter sind eher schwerfällig als rasch erregbar. Vor allem aber, man freut sich, noch vor dem langen Winter ein Fest zu feiern, das die Eintönigkeit des Alltags heiter unterbricht.

Die Jugend läßt hier den Becher genau wie anderswo überschäumen. Die Alten jedoch verlieren kaum den Ernst ihrer Mienen.

Zweifellos — die Predigt hat sie aufgerüttelt. Mannhaft dünkt sie ihnen, gar nicht wie das Wort eines Geschorenen, und das besagt viel. Deshalb ist sie auch verstanden worden und klingt weiter nach, so daß man hier und dort mit innerer Anteilnahme darüber spricht.

Im Gegensatz zum Dorf bleibt heute nachmittag die Stille des Sährhofgartens unberührt. Nur schwach rauscht von fern der Jubel froh tanzender Jugend und das Lärmen der Zecherseligkeit herüber. Der am Morgen dicht verhangene Tag hat sich wider Erwarten

doch langsam entwölkt. Ein leises Sonnenblinken schimmert auf reifen Äpfeln wie ein matter, letzter Abglanz des schon vergangenen Sommers.

Der wachsende Lärm der Festfreude scheucht Bruder Vitalis in die Einsamkeit. Zu seinem Erstaunen findet er Anka allein im Garten.

Er will der Verwunderung schon Ausdruck geben und die Frau fragen, warum sie sich von den Feiernden entfernt hält, da streift sein Blick ihren Leib und sieht, daß sie zum zweiten Male gesegnet ist. Ihre schwere Stunde scheint sogar nicht mehr fern zu sein.

Er hat sie gestern und heute kaum gesehen. Es kommt ihm der Verdacht, sie habe sich mit Absicht ihm entzogen. Auch jetzt, scheint es ihm, hätte sie gern den Garten unauffällig verlassen.

Nun kann sie es nicht mehr, weil Bruder Vitalis ihre Hand ergreift. Er fühlt, daß bei der Berührung ein leises Schauern sie durchzittert.

„Warum meidest du mich?“ fragt er unumwunden.

Sie reicht ihm nur bis zur Schulter. Deshalb schaut sie ihn von unten herauf mit einem seltsamen Blick an.

Dieser Blick treibt ihm jäh das Blut zu Herzen.

Ihr Gesicht ist auch jetzt noch schön, kaum entstellt — fremdartig schön und dabei von einem milden mütterlichen Glanz umflossen.

Bruder Vitalis gibt ihre Rechte frei. Anka faltet beide Hände über den Leib, als wolle sie dem Manne ihren Zustand verbergen.



Er will sich eben abwenden, um die steigende Woge seines Blutes zu dämmen, da trifft eine unerwartete Frage sein Ohr.

„Plant der Kaiser Krieg mit den Wenden?“

„Wie kommst du darauf?“

„Ich habe etwas raunen hören.“

„Nein – der Kaiser plant hier gewiß keinen Krieg. Nur um zwischen den feindlichen Brüdern Frieden zu stiften, hat er das Heer nach Dänemark gesandt.“

„So darf ich mein Kind in Ruhe zur Welt bringen.“

„Kennst du noch den Segenspruch von der ersten Geburt?“

„Er hat geholfen. Ich will ihn wieder lernen, daß kein Wort fehlt.“

„Tue das und glaube!“

„Wenn es wieder ein Sohn wird . . .“

Sie stockt. Rot schießt in ihre ein wenig bleichen Wangen.

„Was dann?“

„Befiehlt den anderen, daß er dann Euren Namen trägt!“

Wieder drängt das Blut Bruder Vitalis heiß zu Herzen. Er ist ein Mönch, ja, doch auch ein Mann, strogend von mühsam gezähmten Kräften.

„Warum soll er denn meinen Namen tragen?“

Oft geübte Kunst der Verstellung gestattet ihm, seinen Worten einen Klang zu geben, als spreche er mit einem Kinde.

„Weil der Knabe werden soll wie Ihr!“ bricht es leidenschaftlich aus Anka hervor.

Ihre Augen blitzen ihn an. Ihre Nasenflügel bebten.

„Wenn dein Wunsch in Erfüllung ginge, würden deine Leute sicher wenig damit zufrieden sein.“

„Ich aber will es haben.“

Der kindisch heftige Ton ihrer Worte treibt das Blut des Mannes langsam wieder zurück in die gewohnte Bahn.

„Nennt ihn wie seinen Vater! Gerät der Knabe ihm nach, darfst du Gott danken.“

„Er soll mehr werden“, beharrt sie eigenfinnig.

„Überhebe dich nicht!“ warnt er verwundert.

„Nicht reicher. Wie sagt man doch?“ Sie deutet auf die Stirn. „Stier größer – weiter.“

„Was verlangst du von Christoph mehr? Er ist ein rechter Fährmann.“

„Aber nur von einem Ufer.“

„Du forderst etwas Unmögliches. Er ist ein Sachse.“

„Ja, ein Sachse, doch nichts darüber.“

Bitterkeit quillt stromgleich Bruder Vitalis entgegen.

In diesem Augenblick sieht er nur die Wendingin vor sich. Die Mutter Maria ist wieder in das ferne Morgenland entwichen und hat keinen Schimmer ihres verklärenden Glanzes zurückgelassen.

„Ich bin auch ein Sachse“, entgegnet er unbegründet hart.

„Ihr müßt nicht meinen, daß ich die Sachsen hasse. O nein! Sie sind viel besser als man es drüben wahrhaben will.“

Es berührt Bruder Vitalis peinlich, daß sie ihn so klar durchschaut. Jetzt kommt er sich selber eng vor, schlechter Diener eines Glaubens, der alle Völker umspannen soll.

„Lassen es dich die Leute hier noch immer entgelten, daß du eine Wendin bist?“ fragt er sehr teilnehmend und warm.

„Ja und nein. Sie schelten mich nicht. Sie gehen mir nur manchmal aus dem Wege. Sie reden freundlich mit mir, weil dies der Frau vom Säbrhof gebührt. Unter sich aber sprechen sie anders.“

„Du kannst dich doch jetzt schon recht gut mit ihnen verständigen?“

„Und doch deucht meine Sprechweise ihnen fremd.“

„Mag sein, wenn hier ein Ort wäre, wo man viele Sprachen redet, tätest du dir leichter. Sie aber kennen nur die ihre und halten sie für die schönste in der Welt.“

Wieder flammt das Leuchten in Ankas großen, dunklen Augen.

„Mit niemand kann ich so sprechen wie mit Euch.“

„Ich bin weit herumgekommen.“

„Ja, deshalb versteht Ihr die Menschen.“ Ankas Augen brennen in seinen. „Ihr habt gesagt, vor dem Herrn Christ sind alle Menschen gleich, die ihm in Treue dienen, und er fragt nicht, ob sie Wenden oder Sachsen sind. Nun ich dies aus Eurem Munde weiß, liebe ich den neuen Gott“, — ihre Worte klingen plötzlich überhastet und heiser vor Aufregung — „liebe ich Euch, weil Ihr sein Priester seid.“

In Bruder Vitalis steigt von neuem die Woge des Blutes.

Sat Gott ihm eine Versucherin gesandt, um ihn zu prüfen?

Nein, nein! Er schämt sich, daß er viel engherziger ist als sie meint. Noch eben hat er nur die Wendin in ihr gesehen. Lieben soll er alle Menschen, die Gott in Treue dienen, und hier schon hat er in Voreingenommenheit aus erbter Feindschaft versagt.

Und doch — er darf dieses Geständnis der in Wirrsal geratenen Frau nicht unwidersprochen hinnehmen.

„Anastasia, zügle dich!“ mahnt er dringend. „Du bist das Weib eines anderen.“

„Ich liebe ihn nicht mehr.“

Sast wie ein Sauchen entfährt es ihren zuckenden Lippen.

Bruder Vitalis sieht sie groß an.

„In diesem Augenblick hast du ihn.“

Entsetzen bebzt in seiner Stimme. Nur widerwillig formt er die schweren Worte, aber er muß es tun.

Anka schlägt die Augen nieder, wie bei einer Schuld ertappt. Er schaut durch ihr Herz wie durch Glas. Sie kann nicht leugnen oder mildern.

„Ja, ich hasse ihn“, gesteht sie rauh.

„Aber nur, weil du ihn trotzdem liebst.“

„Nein, nein!“

„Täusche dich nicht!“ Er spricht jetzt sehr milde, und die Woge seines Blutes sänftigt sich dadurch mit. „Du hast dich nur verlaufen.“

„Ja, auf das falsche Ufer!“ Sie bricht plötzlich in Tränen aus. „O, wie einsam bin ich! Ohne Heimat – drüben wie hier!“

Er läßt geduldig die wilden Stöße ihres fassunglosen Schmerzes vorübergehen. Erst, als sie, still geworden, aufschaut und eine Antwort von ihm erwartet, sagt er:

„An einer Grenze auf der anderen Seite Heimat zu bauen, ist hart und für eine Frau allein schier unmöglich. Dein Mann muß dir besser dabei helfen. Dann wirst du ganz von selbst wieder zu ihm finden. Ich werde deswegen mit ihm sprechen.“

„Was werdet Ihr ihm sagen?“

Bangen und Mißtrauen zittern in ihrer Stimme.

„Was die Stunde mir eingibt.“

Er läßt noch einmal seine Augen voll auf ihrem Antlitz ruhen. So zerplüßt von leidenschaftlichem Kummer es jetzt auch ist, findet er es doch wieder schön. Er fühlt, wie ein Blick ihm abermals ins Blut dringen will und hebt die Hand.

„Sei gesegnet, meine Tochter!“

Dann schreitet er langsam durch die Gartentür im Faun hinaus, dem schon dämmernden Walde zu.

Mit heißen Augen, die noch von den vergossenen Tränen brennen, sieht Anka ihm nach.

Er fühlt es und schaut deshalb nicht um.

Sie preßt die Lippen aufeinander. Zu spät! Sie hat geredet. Warum nur hat sie so sprechen müssen?

Sie macht sich Vorwürfe. Unbedachte Torheit ist es gewesen. Ein Priester — was will sie von ihm — sie, die Frau des Sährmanns und Mutter — zweimal Mutter!

Sie hätte so nicht sprechen dürfen. Etwas Unbegreifliches jedoch hat sie von tief innen her gezwungen, die strenge Zucht des Schweigens zu zerreißen.

Warum?

Kein Warum! — schreit ihr Herz, nicht verlegen um den Grund und satt des Schweigens.

Sie liebt ihn — liebt ihn trotz dem Kind in ihrem Leib.

Schlimm ist es, vielleicht Frevel. Und nichts wird dadurch besser, daß sie ihr Herz hat sprechen lassen.

Nun steht sie hier wie eine Abgewiesene, wehrlos überlassen würgender Scham.

Er will mit ihrem Manne reden. Nur für einen Rückzug nimmt sie dies. Es wird auch wenig helfen. Man ändert durch Worte einen Menschen nicht.

Sie hätte niemals sich verraten dürfen. Er ist ein Sachse und wird zu den Seinen halten. Wenn Christoph womöglich in Zorn gerät, trägt sie allein den Schaden.

Was wird man von ihr denken? Natürlich wie bei allem, wenn ihnen etwas an ihr nicht paßt — die Wendin!

Ach, hätte sie doch jenseits des Stromes bleiben können! Die junge Leidenschaft hat einstmals sie verwirrt und dieses Ufer in verklärtem Licht ihr vorgegaukelt. Bunte Träume aber haben keinen Raum mehr dort wie

hier. Zu eng ist das Leben, bestenfalls ein hoch umzäunter Hof, weil von allen Seiten die Wildnis der großen Wälder es bedrängt.

Die Sonne sinkt schon hinter die Baumwipfel. Wieder steigen die Nebel.

Anka kehrt fröstelnd ins Haus zurück, voll bohrendem Grimm wie nach einer selbstverschuldeten Niederlage.

Ein Blick Koswithas rügt verhöhlen, daß sie so lange ausgeblieben ist. Anka würdigt ihn keiner Beachtung, obwohl sie ihn spürt.

Zu fragen wagt die Alte nicht.

Es ist eben doch ein Unterschied zwischen Frau und Magd. Das tut Anka in ihrer gereizten Stimmung wohl. Wird sie auch nicht geliebt, kann sie doch herrschen.

Sie befiehlt und sprengt Koswitha wegen ein paar Kleinigkeiten herum. Es mag boshaft sein, aber sie will sich rächen für ihr Geschick.

Weiter reicht ihre Macht nicht. Im Augenblick genügt es ihr — wenn sie sich nur als Herrin fühlen kann und eine schwächer ist — das richtet ihr gedemütigtes Selbstbewußtsein wieder auf. Ein Lächeln schwebt dabei um ihren Mund — kein gutes Lächeln. Es sagt, sobald sie könnte, würde sie grausam sein.

\* \* \*

Bruder Vitalis folgt dem schmalen Pfad, der über eine Wiese fort durch den Wald führt.

Im Unterholz dämmert es schon stark. Der Wind beginnt heftiger zu wehen und treibt die fahlen Ruten der Birken vor sich her. Die

Eichen halten noch ihr schon dürres Laub, doch es rauscht angstvoll. Heiser klingt es, anders als im Sommer.

Von dem Lärm des Festes hört man hier kaum einen verwehten Laut. Nur ein paar Krähen quarren, ehe sie schweren Fluges über das weite Land ihren entfernten Forstbäumen mitten in der Mägdeheide zusteuern.

Ungestüm schlägt dem Mönche das Herz. Er ringt die Hände. Was ist über ihn gekommen?

Jetzt, wo er sich ohne Zeugen weiß, darf er die Maske abwerfen, braucht er sich nicht mehr zu verstellen, aber auch einen Salt wirft er damit von sich. Schwankend lehnt er an einem der dünnen, windgebogenen Eschenstämme.

Seit langem hat die Versuchung nicht so stark über ihn Gewalt bekommen. Er pflegt den Frauen aus dem Wege zu gehen, wie es die mönchische Regel fordert. Er dämmt seine Phantasie ein, daß sie keinen Schleichpfad zu ihnen findet. Das Blut jedoch will sein Recht. Es läßt sich nicht ohne Widerstand berauben. Er ist ein Mann voll Saft und Kraft in den besten Jahren, und was die Regel des heiligen Benedikt von ihm fordert, daran gibt es nichts zu deuteln, richtet sich wider die Natur.

Hier, wo die Natur ihn körperlich umschließt, scheint dies der einfachste Gedanke von der Welt. Jedes der Gräser, jetzt dem Welken überliefert, hat fruchten wollen. Jede Blume, von der nur noch ein paar gelbe, schlaffe Blätter dem Wintertod entgegenbängen, hat Samen ausgestreut. Jeder Baum, obwohl er nun wie



ein armer Sünder seine fahlen Äste zum Himmel reckt oder die Narrenpflitsche seines dürrn Laubes rührt, hat verschwenderisch Blüte und Frucht der Sonne dargeboten.

Er hat gelebt, denkt Bruder Vitalis.

„Und du?“

Er stöhnt.

„Und du?“

Wenn dich Gott geschaffen hat — du zweifelst nicht daran — hat er dann nicht auch deinen Körper geschaffen? Warum aber mißhandelst du diesen dennoch, als sei dein Geblüt vom Teufel dir eingestößt?

„Es stammt vom Teufel!“ schreit Bruder Vitalis laut, weil er sich hier nicht zu zähmen braucht.

Fast klingt es, als stehe ihm einer körperlich gegenüber und er disputiere mit ihm wie mit seinen Klosterbrüdern über große Fragen, die ihnen jedesmal die Köpfe wirr und die Herzen schwer machen.

Es muß vom Teufel sein, so wild stößt es ihn und zerrt an ihm. Wie Söllnbrand tobt es und sengt, daß ihm die Lippen dörren trotz der feuchten Kühle des späten Herbstnachmittags.

„Überwinden!“ klingt eine andere Stimme in ihm auf.

Der Geist ist mächtiger als das Fleisch. Er hat die Welt besiegt — eine Welt schwelgerischer Uppigkeit und stolzer Pracht. Reiche sind vor ihm in Staub zerbröckelt, und ihre steinernen Mäler, zum Gedenken für Jahrtausende errichtet, verwittern am Boden. Und doch sucht

oft der sehnsüchtige Blick schönheitshungrig etwas von dem Glanz jener Tage zu erhaschen. Arm ist die Welt geworden an Kunst und Fertigkeit. Voll Bitternis denkt Bruder Vitalis seines Kirchenbaues und der Decke, die er nicht hat wölben lassen können. Wenn aber ausnahmsweise unter besonders günstigen Umständen einmal ein Werk sich groß erhebt, wie Kaiser Karls Münster zu Aachen, dann schafft nicht der neue Geist sich darin Gestalt. Abbild des Alten wird es nur, aus weiter Ferne hergeholt, damit es über die eigene Armut täuscht, die es nicht in Reichtum wandeln kann.

„Überwinden!“ klingt drohender die Stimme.

Die Eitelkeit, die hundert kleinen Dinge, zu hoch geschätzt oder gar verhätschelt, weil sie das Leben zieren — sie alle entschlossen hintenan zu setzen, was tut es? Ein Streiter Gottes muß das fertig bringen.

Nicht nur aus solchen Nebensachen besteht jedoch das Dasein, auf das er Verzicht hat leisten müssen. Bruder Vitalis fühlt es brennend in sich lohen. Das Blut gehört nicht zu den kleinen Dingen. Das Blut allein schenkt Freude an der Welt, von der es stammt. Darum hat es ewig sich fortzeugende Schönheit geschaffen, mag sie auch, durch wilde Kriege roh zerstört, heute in Trümmer fallen, anfliegend diese schöpferlose Zeit.

Die fieberheißen Hände krampfhaft verschlungen, daß sich die Nägel schmerzhaft ins Fleisch bohren, schreitet Bruder Vitalis den engen Pfad. Zuweilen schlagen ihm Zweige ins Gesicht, als ob sie ihn mit ihren Dornen

und Kanten geißeln wollten. Er spürt es kaum.

Seine Gedanken fliegen zurück zu Anka. Sie ist eines anderen Weib – eine Frau hoch in der Hoffnung. Vielleicht, daß sie deshalb hemmungsloser sich ihren Trieben überläßt. Für ihn aber bedeutet es doppelten Frevel, daß seine Gedanken sie umkreisen.

Eigentlich jedoch – was ist sie ihm?

So heiß sein Blut brennt, er begehrt sie nicht. Ein Feuerfunke ist sie gewesen, der es entzündet hat. Sie kann nur jäh aufleuchten und zersprühen. Ein Zweites gibt es nicht – darf es niemals geben.

Es weckt in ihm keine Eitelkeit, daß er auf sie wirkt. Mitleid empfindet er für sie, weil eine falsche Sehnsucht sie narrt und sinnlos quält.

Auch Anka wird andrängend nicht den Ring durchbrechen, der ihn von den anderen trennt.

Über diesen Ring der Leere streckt keine Hand sich ihm entgegen. Seine Hand aber reicht nicht so weit, um einen Becher der Erquickung sich hinüberzuziehen. Einsam muß sein Herz in Flammen stehen und sich verzehren, bis er die Asche unreiner Leidenschaft in alle Winde streuen kann.

Unreine Leidenschaft?

Ja, so heißt es in der Regel des heiligen Benedikt.

Verboten und verfehmt ist solche Leidenschaft. Sie zu entschuldigen gilt schon als Sünde.

Sünde?

Wer hat sie in die Welt gebracht?

Das Weib!

Und doch . . .

Bruder Vitalis brennt. Wie hohles Klappern klingen in solchem Zustand all die strengen geistlichen Lehren. Dem Hirn sind sie rücksichtslos eingehämmert worden Tag für Tag, das Herz hingegen mißachtet sie, solange das Blut noch feurig durch die Adern rollt.

Wohl mag es Menschen geben, denen Ent-sagung leicht fällt. Durch ihren Körper rieselt das Blut nur in dünnen, matten Bächlein. Zu ihnen aber gehört Bruder Vitalis nicht.

Im Zorn hat Gott ihn zum Mönch gemacht.

Gott — nein — nicht er!

Gott weiß nichts davon.

Kaiser Karl trägt allein daran Schuld. Er hat den Baum verbogen, der jung und gerade im Wald der Sachsen stand.

Der unstete Blick des Bruders Vitalis gleitet über die rissige graue Rinde einer alten Eiche. Breit und groß reckt sich der zackige Wipfel zum düsteren Himmel.

„So wie du könnte auch ich sein“, stöhnt der Mönch, „doch meinem Wurzelboden hat man mich entrisfen!“

Er preßt die Stirn an die kühle Rinde. Ein Schluchzen erschüttert seinen ganzen Körper. Dann faßt er sich gewaltsam. Schwer liegt auf ihm Gottes Dienst. Das ist eben Herren-dienst, nicht anders als Königsdienst. Hier wie dort fordert die Pflicht des Bevorzugten, Ge-

horsam zu üben, selbst wenn es Opfer verlangt und den eigenen Neigungen widerstrebt.

Er wendet seine Schritte entschlossen zurück.

Abtrünnig werden ist die größte Schmach. Die Ehre bleibt des Mannes höchstes Gut, davon raubt auch das Mönchsgelübde einem Sachsen nichts.

Er wird seine Pflicht erfüllen und leisten, was die Regel heischt. Glücklich werden kann man vielleicht in Freiheit, groß allein durch Zucht. Eine Wahl aber zwischen diesen beiden Zielen gibt es für ihn nicht.

Wie erwachend, wandelt er jetzt durch den Wald und merkt nun erst, daß der Wind unterdessen fast zum Sturm angeschwollen ist. Gleich schwarzen Kossen jagen die Wolken dahin. Es beginnt scharf zu regnen.

Bruder Vitalis spürt die Trockenheit seiner zersprungenen Lippen und fängt mit der Zunge die labenden Tropfen auf. Wenn sich ihm Zweige in den Weg stellen, biegt er sie zur Seite und bricht nicht mehr wie zuvor fluchtartig durch die Wildnis.

So erreicht er den Waldrand, aber an einer anderen Stelle als dort, wo er ihn betreten hat. Von hier aus kann er die Kirche sehen — seine Kirche.

Schwarz steht sie vor dem großen, finsternen Himmel. Klein wie ein Spielzeug scheint sie, und wenn die bösen Mächte wieder ihr Unwesen treiben, mag es nur deren geringster Kraft bedürfen und sie wird weggeblasen sein.

Bruder Vitalis ist es in diesem Augenblick, als müsse er sich schützend vor sie stellen, da

beginnt jedoch ihre Glocke zu läuten. Sie hat einen volleren Ton als die frühere, die beim Brand zerstört worden ist. Die ganze dunkle Weite wird ausgefüllt von ihrem Klang, nun sie die Menschen mahnt, daß man Gott danken soll für jeden geschenkten Tag.

Bruder Vitalis hat die Hände gefaltet.

Gott danken?

Es fällt nicht leicht nach solchen Stunden.

Ist dies aber nicht unser größter Sieg, wenn wir uns selber überwinden?

Ja, er hat sich tief innerlich überwunden, von keinem Zeugen beobachtet und darum unverhohlen, ohne Maske.

Wund ist ihm ums Herz und dumpf im Sinn. Noch kann er Gott nicht danken für diesen Sieg.

Wie ein Schlachtfeld liegt sein Herz – leer, aufgewühlt, öde. Die Glocke aber klingt darüber hin – tröstend – die Glocke seiner Kirche, seiner Kraft, seines Opfers.

Als Anka später Bruder Vitalis mit einem scheuen Blicke streift, erschrickt sie, so groß, so hart, so unnahbar steht er vor ihr. Sehr klein dünkt sie sich neben ihm.

Alle Bitternis, alle Bosheit, aller Zorn löschen aus.

Sie wagt zwar kein Wort, keine Frage an ihn zu richten, aber die Flamme ihrer heimlichen Liebe wächst riesengroß in die Nacht ihrer inneren Einsamkeit hinein. Wieder wünscht ihre brennende Sehnsucht, auch dieses Mal möge ihr ein Knabe geschenkt werden, damit er einst sein kann wie dieser Mönch, den

sie liebt und fürchtet in einem Atemzug – lieben muß, obwohl sie weiß, daß sie damit eine schwere Sünde begeht . . .

\* \* \*

Während die Pferde der drei Mönche und des Klosterknechtes gesattelt werden, benützt Bruder Vitalis die Gelegenheit, mit Christoph zu sprechen. Hermenegild hat ihm gesagt, ihr Sohn sei am Fluß. Dort findet er ihn auch.

Die Sähre liegt müßig, von der Strömung glucksend umspielt. Der Ferge bessert eben ein Netz aus. Ein treibender Baumstamm hat mehrere Löcher in die Maschen gerissen. Christoph stößt deswegen manchen unzufriedenen Brummer aus.

„Schon früh so fleißig?“ beginnt Bruder Vitalis das Gespräch.

„Die Tage werden kurz“, antwortet der Sähermann. „Da heißt es das Licht nutzen.“

„Ja, wir werden unseren Kossen die Sporen geben müssen, damit wir noch vor Einbruch der Dunkelheit die Herberge erreichen.“

„Ihr habt uns einen bunten Tag gebracht.“

Wie Dank klingt es. Ein Lächeln huscht über Christophs sonst ernstes Gesicht. Es ist gestern lustig hergegangen. Das hat ihm wohlgetan. Noch dröhnt ihm der Brummbass im Kopf, und das Kreischen der Siedel zuckt ihm im Blut.

„Du bist spät heimgekehrt?“

„Habe ich Euch gestört?“

„Nicht nicht. Ich bin noch lange wach gelegen. Und die Brüder kann man nur schwer aus dem ersten Schlummer schrecken.“

Gestern nach dem Genuß von viel Bier und Met noch schwerer als sonst. Über die Trinksfestigkeit der Brüder aber spricht man lieber nicht, damit die Achtung keinen Schaden leidet.

„Es gibt bei uns nur so selten eine Unterhaltung“, glaubt der Sährmann trotzdem sich entschuldigen zu müssen.

Bruder Vitalis bedenkt, daß er aus einem anderen Grunde Christoph aufgesucht hat. Zu langem Hin und Her reicht die Zeit nicht. Die Brüder werden sonst ungeduldig, und der kurze Tag leidet keinen Aufschub.

„Christoph“, steuert er gerade aufs Ziel los, „du müßtest zu deiner Frau besser sein.“

Er hält dabei den Blick gesenkt, als könne er dem Vetter nicht ins Gesicht sehen.

Christoph runzelt mißfällig die Stirn.

„Hat sie sich beklagt?“

Was kümmert es den Pfaffen, wenn der Ehemann mit seinem Eheweibe heimlich hadert! Solange sie vor den Leuten kein Argerniß geben, geht es nur sie selber an und hat sich weder Schulze noch Priester einzumischen.

Bruder Vitalis läßt die Frage vorsichtshalber unbeantwortet. Lügen will er nicht. Wenn er sie aber bejaht, das merkt er an dem scharfen Ton von Christophs Stimme, schadet er Anka.

„Sie wird dir bald wieder ein Kind schenken“, sagt er in mildem, geistlichem Ton.



Eine dumme Bemerkung, meint Christoph gereizt. Schließlich weiß er doch das am besten selbst.

Fragend blickt er Bruder Vitalis an, der erst jetzt die Augen hebt.

„Eine Frau in ihrem Zustand bedarf der Liebe noch mehr als eine andere.“

Christoph fühlt einen gut sitzenden Stich. Er hat gestern mit einem etwas leichten Mädchen viel getanzt. Sogar geküßt haben sie sich dank der Dunkelheit und derb geschäkert. Freilich, das soll nicht sein. Wenn aber die eigene Frau oft unfreundlich ist, wird in Gesellschaft einer Freundlicheren das Blut heiß.

Er hat es doch aber sehr vorsichtig getan, und das Mädchen schwagt sicher nicht. Sollte der Pfaffe trotzdem etwas davon erfahren haben?

Er sieht ihn prüfend an. Zwei Augenpaare sinken ineinander. Da spürt Christoph, daß er eigentlich ein Unrecht begeht, wenn er mit dem Wort ‚Pfaffe‘ bei sich selbst den anderen heruntersetzen will. Als der für ihn so unerwartet schnell alle Hindernisse der Heirat fortgeräumt hat, ist er besserer Meinung gewesen. Im übrigen spricht zu ihm etwas Verwandtes aus dem Blick. Sie sind doch Vettern. Mit sehr zerwühltem Gesicht steht Bruder Vitalis vor ihm und dennoch voll gleicher Kraft wie er auch, ein Mann im besten Mark.

Plötzlich begreift Christoph, daß jenen vielleicht derselbe dunkle Drang quält.

„Das Fleisch ist schwach“, sagt er leise wie ein Geständnis.

Er wundert sich, woher ihm gerade diese Worte kommen, wahrscheinlich aus einem Gottesdienst, denn zu der mannhaften Bejahung seines sonstigen Lebens passen sie nicht.

Bruder Vitalis versteht ihn sofort.

„Gott fordert, daß wir uns hart in Zucht nehmen, damit wir gelübt sind, ihm zu dienen“, entgegnet er, und seine Rede gilt ebenso ihm selbst wie Christoph. „Du darfst nicht ein Knecht des Leibes sein, wenn du ein Sährmann Gottes werden willst.“

„Gibt es auf der Himmelsaue auch einen Strom?“

„Sicherlich.“

„Und trennt er dort gleichfalls Sachsen und Wenden?“

„Nein. Weil droben jeder Streit sich schlichtet, wohnen die Völker friedlich beieinander.“

Christophs Gesicht drückt einigen Unglauben aus.

„Und wer eine fremde Frau genommen hat“, forschet er mit gerunzelter Stirn weiter, „wird der dort nicht auch scheel angesehen?“

„Sieht man dich hier deswegen scheel an?“

„Mancher schon.“

„Droben nicht, denn da gönnt einer dem anderen die Seligkeit der Himmelsaue.“

„Und wird man dort nicht zwei Sprachen sprechen?“

„Nur eine. Aber höre, nun sind wir wieder am ersten Punkt. Deine Frau und du – könnt ihr noch immer nicht eine Sprache sprechen?“

„Vielleicht, wenn die Kinder nicht wären.“

„Warum gerade die Kinder?“

„Sie macht sie nur zu ihren Kindern.“

„So verbiete es ihr!“

Christoph zuckt hilflos die Achseln. „Worte helfen nicht. Sie hat den Knaben wie durch Zauber an sich gebunden. Er liebt sie mehr als mich. Sie lebt nur für ihn und das Kind in ihrem Leib.“ Er seufzt. Dann fügt er nach einem kurzen Schweigen aus tief abgerungener Erkenntnis leiser hinzu: „Sie ist eben zärtlicher als unsere sächsischen Mütter, als wir sind.“

„Du magst recht haben. Eine sächsische Mutter vergift deshalb nie den Gatten. Wenn du aber von der Liebe deiner Frau mehr für dich selber nimmst, wird sie nicht alles den Kindern geben.“

„Ein Mann“, entgegnet Christoph mit ablehnendem Gesicht, „ist doch nicht nur für die Liebe da. Wir müssen an unsere Arbeit denken und haben andere Dinge im Kopf, von denen solch ein Weib nichts versteht.“

Ein Rufen der Brüder flingt mahnend herüber.

„Trotzdem mußt du gut zu ihr sein.“ Bruder Vitalis spricht jetzt nicht wie ein Geistlicher, sondern wie ein warmherziger, lebenserfahrener Mann. „Wem statt der kleinen Flamme eine große im Blute brennt, bedarf der Liebe mehr, vor allem, wenn es ein Weib ist.“

„Den Vorsatz habe ich wohl.“

„Sobald sie deinen guten Willen sieht, wird sie es dir doppelt vergelten. Doch jetzt muß ich fort.“ Ihre Hände ruhten ineinander. „Laß

nicht von falscher Liebe dich umgarnen! Wärme dich an der Flamme deines eigenen Herdes! Sie ist stark genug."

Ein Wissender spricht. Gestern hat von der Hitze dieser Flamme ein Hauch ihn versengt.

Er läßt den Fährmann mit gedankenschwerem Haupt zurück. Oft legt dieser das Netz beiseite und blickt sinnend über den grau-verblichenen Spiegel des Stromes.

Das Gespräch mit dem Vetter hat Christoph im tiefsten angerührt und setzt sich noch in ihm ohne Gegenrede fort. Ungebildet, wie man ist, sucht man die Worte eines so hochgelehrten Herren zu begreifen, doch grübelnd verknötet sich dabei leider mancher Faden in dem feinen Gewebe.

Christoph läßt den Blick auf den trägen Wellen der Elbe geruhsam schaukeln. Also auch die Himmelsaue durchfließt ein Strom. Heimlich wird einem zu Mute sein, aber auch seltsam, weil es dort oben keine Grenze geben soll.

Von der Straße her klappern Pferdehufe, dann wird es still. Sonderbar beruhigt es Christophs Herz, als sei jetzt eine Gefahr abgezogen.

Gleich im nächsten Augenblick will er es nicht mehr wahr haben. Und doch — der Bruder Vitalis ist stärker als sie alle, obwohl er ein Mönchskleid trägt. Wo er steht, fällt sein Schatten auf die anderen.

Plötzlich sticht Christoph die Eifersucht.

Anka muß mit dem Vetter gesprochen haben. Warum tritt er sonst so für sie ein?

Die Eifersucht verrät Christoph, daß er Anka noch immer liebt, wenn auch die Leidenschaft nicht mehr in hohen Flammen brennt. Sein Besitz ist diese Frau. Was geht es einen Dritten an, wie er mit ihr auskommt?

Er wird die Augen offen halten.

So viel hat er sich mit Anka innerlich schon lange nicht mehr beschäftigt wie an diesem nebelgrauen, feuchten Herbstmorgen, der ohne Regen leise weint.

Ja, er liebt sie noch. Er hängt an ihr, obgleich er, mißlaunig und enttäuscht, manchmal schon die Stunde verwünscht hat, wo sie seine Frau geworden ist. Er gehört zu denen, die sich nie wieder lösen können, die verstrickt sind ihr ganzes Leben lang, mögen sie dazwischen sogar einmal wie gestern, dem Drängen des Blutes nachgebend, mit einer anderen schäkern und Küsse tauschen. Liebe ist das nicht.

Aber Anka . . .

Er sucht sie nicht auf, er meidet sie sogar, doch Stunden lang umwandern sie seine Gedanken. Wie Anka in der ersten Zeit gewesen ist, malt er sich wieder ihr Bild und will sie deshalb gar nicht sehen, damit er durch irgendeine Schrofheit oder Unfreundlichkeit nicht ernüchtert wird.

Die kleine Flamme in seinem Blute wächst und hat seit dem Anfang nicht mehr so hell gebrannt.

Wenn Bruder Vitalis die Wirkung wüßte, die sein Gespräch auf Christoph ausgeübt hat, würde er zufrieden sein.

\* \* \*

Nun, da Ankas schwere Stunde näher rückt, ist Hermenegild darauf bedacht, die Schwiegertochter so viel wie möglich zu entlasten. Diese empfindet es dankbar. Aus dem Wagen der anstrengenden körperlichen Alltagsarbeit ausgespannt zu sein, tut ihr wohl – wohler aber noch die Musse, die ihr dadurch winkt, weil sie jetzt unbeschränkt ihren Gedanken nachhängen kann.

Eigentlich ist es allerdings immer nur ein und derselbe Gedanke – Bruder Vitalis.

Gut, daß er fern weilt – so braucht sie nicht vor ihm zu flüchten. Ebenso sehr jedoch auch schlimm, weil sie sich in Sehnsucht nach seinem Anblick verzehrt.

In ihrem Zustand brechen leicht alle Hemmungen. Wie wilde Ranken schießen trieb lustig die Gefühle empor und spinnen sie mit buntem Netzwerk ein. Während klarerer Stunden macht sie sich wohl Vorwürfe, aber das Netzwerk wird trotzdem immer dichter. Ihre Augen sinken von Tag zu Tag tiefer nach innen, als seien sie es müde, in die wirkliche Welt zu schauen.

Ihrer Umgebung scheint sie fast entglitten. Nur Hermenegild behält jetzt noch auf sie einigen Einfluß. Wenn sie zu ihr spricht, nimmt Anka sich zusammen und folgt ihr voller Gehorsam. Nicht töchterlich jedoch ist diese Willigkeit. Stärker denn je leuchtet für die Ringende in diesen verborgen glühenden Tagen der reine Glanz des Wunders um Hermenegilds Haupt.

Das Wunder . . .

Oft sitzt Anka, die Hände gefaltet, und betet mit heißer Inbrunst, daß Gott auch sie eines Wunders würdigen möge.

Ihr Wunsch ist doch gar nicht so groß. Einen Sohn will sie gebären. Das bedeutet nichts Außerordentliches, hierzu braucht es keines Wunders — aber er soll werden wie Bruder Vitalis.

Seimlich verlacht sie sich selber. Was kann Gott veranlassen, sie eines, wenn auch nur kleinen Wunders zu würdigen? Hat sie Anspruch auf irgendwelchen Lohn von ihm? Wenn sie ihm lange mit besonderem Eifer gedient hätte — aber sie ist sein geworden ohne Willen, nur, weil ein tatkräftiger Christenpriester alle Kinder in den Fischeriedlungen an der Elbe getauft hat. Dieser Bruder Hieronymus ist dann verschwunden, vielleicht irgendwo tiefer drinnen im Wendenland ermordet worden. Von dem neuen Gott hat sie in ihrer Heimat weniger gewußt als von Siwa, Kugiawit und Triglav. Sie haben sichtbar ihre Tempel, ihre Bildsäulen, ihre heiligen Saine gehabt. Er hingegen ist für Anka nur unsichtbar bald Drohung, bald Verheißung gewesen.

Verheißung — jetzt sagt sie dafür Wunder.

Drohung — ja, der geheime Vorwurf droht, daß sie einen Geschorenen zu lieben wagt — daß sie überhaupt jemand außer dem Gatten liebt, dem sie gehört.

Ach, ihr Herz gehört ihm nicht! Das erklärt und entschuldigt alles. Sich selber spricht sie damit frei.

Ihr Herz, jungfräulich scheu voller erwachender Leidenschaft, hat er wohl zuerst im raschen Sturm genommen, aber an diesem Ufer nicht behalten. Sie ist ihm hier zu fremd gewesen, und er hat ihre Sprache nicht mehr verstanden.

Jetzt indessen, wo Anka, von Sehnsucht aufgewühlt, ihr Herz gern wieder verschenken würde, schmerzt sie dies ätzender denn je. Mißachtet fühlt sie sich. Es ist deshalb die denkbar ungünstigste Zeit für eine Annäherung Christophs, denn ihm kommt sie aus verwundetem Stolz zu allerlegt entgegen. Keine Kraft zwingt sie mehr an sein Herz.

In ihm aber glüht das Gespräch mit Bruder Vitalis nach. Die Eifersucht sticht. Sie stachelt ihn, sich um seine Frau mehr als bisher zu kümmern.

Umsonst! Anka beachtet ihn kaum. Ein hochmütiges Lächeln schürzt ihren Mund. Seine wärmenden Worte erreichen sie nicht. Sie fallen ihm schwer. Desto härter trifft es ihn, daß sie ohne Wirkung bleiben.

Nach ein paar mißglückten Versuchen kriecht er wie eine Schnecke in ihr Haus wieder in sich selbst zurück. Er grollt dem Vetter. Warum schiebt der ihm die Schuld zu? Sie ist nun einmal eine Wendin, das bleibt unabänderlich. Wie recht hat sein Vater gehabt, sich gegen diese Ehe zu stemmen!

Nun brennt die kleine Flamme nicht mehr hell. Wie von mutwilligen Füßen ausgetreten, schwelt sie nur noch.

Sie flackert nicht höher auf, als Anka an einem hellen Morgen im Nebelmond, der wie



ein blasser Tag im frühen Gilbhard leuchtet, eines Mädchens geneset.

Die Niederkunft vollzieht sich leicht. Die Mienen der Wöchnerin drücken jedoch tiefe Enttäuschung aus.

Ein Mädchen – Gott hat das Wunder nicht gewährt.

Welf und schlaff hängt jetzt das Rankenwerk der bunten Träume. Nicht schmerzlos leicht findet sich Anka in die nüchterne Alltagswelt zurück, sie tut es aber rasch gefaßt. Gott hat gegen sie entschieden – das dämpft Aufbegehren des Blutes wieder zu Gehorsam. Auch dieses Mädchen ist ihr Kind. Nach der ersten Stunde findet sie es schön, obwohl es ihrem Manne ähnlich sieht. Von nun ab will sie nur noch Mutter sein.

Ob Sohn oder Tochter, spielt für Christoph keine Rolle. Als ihm jedoch Sermenegild sagt, daß dieses Mal das Kind in die sächsische Art schlage, leuchten seine schattenumränderten Augen.

Ohne auf die Wöchnerin Rücksicht zu nehmen, verläßt er trappenden Schrittes, daß die Dielen zittern, die Stube, nur mit einem kurzen Gruß an alle gemeinsam.

Er geht zum Ufer und fettet ein Boot los, wirft ein paar Angeln hinein, doch nur als Vorwand, denn um Fische ist es ihm nicht zu tun, und richtet den Bug des Rahnes gegen die Strömung. Sie preßt heute stark. Das will er ja – seine Kraft gegen Hindernisse spielen lassen. Singe jetzt einer mit ihm zu rauhen an, der sollte sich hüten!

So kräftig braucht er die Ruder, als wolle er bis Magadaburg fahren. Schon ist er ein Stück über die letzten Siedlungen des Dorfes hinaus.

Menschenleer liegen die Ufer, von feinem Dunst umspinnen. Wie Christoph seine scharfen Augen schweifen läßt, entdeckt er aber im Weidengestrüpp einen Nachen.

Ein wendischer — erkennt er sofort.

Von drüben besitzt jedoch keiner das Recht, hier zu fischen.

Es gehört zu des Sährmanns Pflichten, darüber zu wachen, daß die Grenze eingehalten wird. Wer hier wendische Angeln oder Netze auswirft, räubert.

Mit einer scharfen Wendung steuert Christoph seinen Kahn auf das fremde, leichtere Fahrzeug zu.

Der Wende Wizan hat rechtzeitig die drohende Gefahr bemerkt. Noch hat er nicht alle Reusen eingeholt, sonst wäre er lange auf und davon. Kaltblütig hebt er die letzte aus dem Wasser. Nun aber ein rascher, geschickter Stoß — das Boot treibt schon in der Strömung. Hinüber, nicht flussabwärts soll es! Zwei kräftige Arme handhaben die Ruder, doch sie können nicht verhindern, daß der deutsche Einbaum dem wendischen Nachen den Weg abschneidet.

Sast in der Mitte des Stromes geraten sie nah aneinander, daß sie sich fast streifen. Bei einem Zusammenstoß würde es dem leichten Nachen schlecht ergehen. Der Wende folgt deshalb Christophs rauhem Befehl und zieht die Ruder ein.

Der Strömung nachgebend, treiben beide Linbäume Seite an Seite langsam fluß-abwärts.

„Gib die Fische heraus, die du gestohlen hast!“ donnert es vom sächsischen Kahn dem Wenden ins Ohr.

„Nicht so heftig, Schwager!“ schallt es heller uneingeschüchtert zurück.

Vor Überraschung läßt Christoph den Nachen, den er mit einer Sakenstange festgehalten hat, unwillkürlich los. Wizan begreift geistesgegenwärtig sofort die Gunst des Augenblicks und treibt, Flug die Strömung nuzend, mit raschen Ruder-schlägen das Boot zur anderen Seite des Flusses. Ehe der langsamere Kahn des Sergen ihm folgen kann, schwimmt er schon auf wendischem Gebiet.

„Grüß Anka!“ hallt es halb höhnisch von dem Nachen zurück.

Ein Fluch antwortet ihm.

Verdroffen wendet Christoph seinen Kahn dem sächsischen Ufer näher. Die Lust an der Fahrt ist ihm gründlich verdorben. Nicht wegen der paar Fische ärgert er sich, aber ‚Schwager‘ hat ihn der Schwarzhaarige ge-heißen. Das wurmt ihn wie Schimpf.

Warum trifft es ihn denn so?

Er hat doch von je damit rechnen müssen, daß er einmal irgendwo auf dem Strom oder drüben an Land mit der Verwandtschaft seiner Frau zusammentrifft. Sie wächst allmählich heran. Kein Wunder, daß man ihr begegnet!

Sogar ähnlich hat der Bursche Anka gesehen. Dieselben Augen mit den gleichen

Brauen, dieselbe Nase – nur die Lieblichkeit der Züge ins Falsche und Verschlagene mißgestaltet.

Christoph kommt von diesem Antlitz nicht los.

Falsch und verschlagen . . .

Vielleicht ist es dem Kerl gar nicht ums Fischen allein gegangen und er hat nebenbei das Ufer nach Landungsmöglichkeiten auskundschaften sollen? Sind doch erst vor ein paar Tagen von Kaufleuten Nachrichten eingetroffen, daß denen drüben der Ramm wieder zu schwellen beginnt. Sie können immer noch nicht vergessen, daß sie zur Zeit der großen Wanderung einmal einen Teil der Sachsen sich unterworfen haben. Oder aber, sie brauchen neue Leibeigene, weil ihre Freien faul sind.

Noch düsterer umwölkt sich Christophs Stirn.

Wenn seine Kinder heranwachsen und der Streit bricht wieder los – aufhören wird er nicht, solange am Strom die Grenze läuft – wenn seine Kinder erst Waffen tragen können, wo werden sie in diesem Kampf dann stehen – nicht gezwungen, sondern mit dem Herzen stehen, da ihre Mutter doch eine Wendin ist?

Es würgt ihm die Kehle.

Bruder Vitalis hat leicht reden, im Himmel gebe es keinen Unterschied.

Sier unten auf der Erde aber ist es ein Unterschied, genau wie Hund und Wolf sich grimmig beißen und zerfleischen. Wohl mag Liebe binden, und wenn sich alle Menschen liebten, wie es der Christenglaube fordert, so

wöge der Unterschied nicht schwerer als ein Saar. Mächtiger aber als die Liebe sind Haß, Ländergier und Hunger. Sie reißen keine Grenzen ein, sondern schaffen jeden Tag sie neu.

Christoph stemmt sich gegen die Strömung, daß sie seinen Kahn nicht zu rasch flußabwärts trägt.

Er mag noch nicht heim.

Dort liegt die Frau und hat ein Kind geboren.

In rechter Ehe ein gesundes Kind – also Grund für Mann und Weib, miteinander sich zu freuen.

Er aber ist davon. Der Frosthauch haßnaher Bitterkeit soll das Neugeborene nicht gleich in seinen ersten Lebensstunden treffen.

Und ist denn eigentlich für ihn ein Grund zum Freuen da?

Das Mädchen schlägt in die deutsche Art. Was aber bedeutet dies, wenn Anka seine Mutter ist? Wer weiß bei ihrem Kinde um das Herz – das fremde Herz, das keine rechte Heimat hat?

Heimat . . .

Langsam gleitend, umfaßt sein Blick das deutsche Ufer.

Nicht immer ist hier die Heimat der Sachsen gewesen.

Christoph hält die Mitte des Stromes. Es scheint, das weitet seine Gedanken.

Jetzt schaut er zum drüberen Ufer.

Nicht immer haben dort Wenden gefessen.

Wer will sagen, ob nicht eines Tages auch dort wieder Sachsen siedeln?

Ja, er ist doch ein richtiger Ferge. Hin und her fährt er mit seinen Gedanken über den Fluß.

Nicht zu eng umpfählen darf man die Heimat für einen, der kein Bauer, der auf dem trennenden Strom geboren ist.

Zwei Völker bekriegen sich seit langem, aber müssen sie denn immer Feinde bleiben? Die Sachsen haben ja auch mit den Franken gestritten, und im Norden die Obotriten sind des Reiches Bundesgenossen seit mehreren Jahren.

Wenn einmal auch an dieser Grenze Friede wird, obwohl es bis jetzt wenig danach aussieht, denkt Christoph, werden seine Kinder nimmermehr um die Heimat ihres Herzens zu bangen brauchen. Das mildert ihm den Druck des Gemütes, als sei es nicht nur vielleicht möglich, sondern in absehbarer Zeit gewiß.

Dann jedoch fällt ihm das Zusammentreffen mit Ankas Bruder wieder schattend auf die Seele.

Die Zukunft droht dunkel. Man muß gerüstet sein.

Er späht das deutsche Ufer entlang, aber kein fremdes Fahrzeug läßt sich blicken. In jede Bucht lenkt er hinein, ob er nicht wo einen verborgenen Nachen findet. Trotz aller Aufmerksamkeit entdeckt er aber nichts.

Ohne Fische kehrt er heim, doch nicht ohne Beute. Er hat die Angel nur nach anderem Wilde ausgeworfen.

Als er in die Wochenstube tritt, bringt er es sogar fertig, Anka mit einem guten Lächeln zu begrüßen. Sie nimmt es dankbar hin und lächelt wieder, wie es lange nicht geschehen ist.

Wärmend rinnt es ihm ins Blut. In dieser Stunde fühlen sie sich einander minder fern. Darum erzählt Christoph seiner Frau von dem Zusammentreffen mit ihrem Bruder nichts. —

Am letzten Sonntag im Monat tauft Bruder Vitalis das Mädchen Mechtild.

Es ist die erste Taufe in der Kirche ‚Zum Wunder der heiligen Erleuchtung‘.

\* \* \*

Kurz vor Weihnachten ist ein Gast unterwegs zum Säbrhof, Dietgrim der Säger, ein Bruder Thankmars. Er weiß, daß er hier stets ein gastliches Obdach findet, wenn er, der Fahrten durch die Lande überdrüssig, eine Zuflucht sucht.

Er ähnelt Thankmar nicht; dieser ist der Mutter und er dem Vater nachgeschlagen. Nur in einem gleicht er dem Verstorbenen, in der Unrast des Blutes. Sie gönnt sogar dem hohen Sechziger keine Ruhe am Herd. Sein noch volles Haupthaar und der wallende Bart wetteifern mit der Farbe des Schnees, der jetzt die Straßen bedeckt. Sein Herz hingegen schlägt jugendlich stark und fordert, rasch gelangweilt, den Wechsel der Schauplätze des Lebens.

Den Unbilden des Winters fühlt er sich allerdings nicht mehr wie früher gewachsen. Es zieht und zwackt in den Gelenken und Knochen. Sie haben manchem Sturm und Regen, Frost und Sonnenbrand ausdauernd widerstanden. In seinem Alter muß man aber vermehrte Zugständnisse machen, wenn man sich auch hartnäckig dagegen sträubt.

Nicht heimlich, wie Thantmar es in den Jahren bis zur Übernahme des Sährhofes getan hat, sondern offen, wo es nur immer die Umstände erlauben, streitet Dietgrim voll Leidenschaft für die alte Zeit und die gestürzten Götter. Einer von verschwindend wenigen Kühnen, wagt er es trotz strengen kaiserlichen Verbotes selbst jetzt noch, die deutschen Heldenlieder und Sagen zu singen. Aus ihnen schöpft er wie aus heiligem Born die Kraft zum Widerstand und zum Ertragen der großen Beschwerden, die der ungleiche Kampf des Einzelnen gegen die Gewalt des Staates ihm abfordert. Auch dies sind Steuern; nur fraglich, wem er sie zahlt, ob der alten oder der neuen Zeit.

Das Volk hört ihn überall gern. Sogar bei den Jungen, die an der Heimat hängen, ist er geachtet. Ihrer sind glücklicherweise viele. Er weckt in ihnen die Erinnerung an die heldenhafte Ahnenzeit und läutert ihren Sinn, daß der Alltag ihn nicht zu stumpf und nüchtern werden läßt.

Dagegen verfolgt die Geistlichkeit Dietgrims Treiben mit scheelen Augen. Sie vor allem wünscht, daß die deutschen Lieder stumm bleiben. Auf diese Weise soll das Volk die alten Götter vergessen und aus innerer Not leichter dem neuen Gotte zufallen. Man hat sich bemüht, etwas Neues an die Stelle der Helden gesänge zu setzen. Was aber bisher die Mönche von Jesus Christus und der Herrlichkeit der Simmelsaue in schlechte, schwunglose Verse gebracht haben, geht dem einfachen Manne nicht ein. So findet der Sänger immer dankbare



Hörer, die ihn mit Nahrung und Gewand belohnen, wenn es not tut, auch warnen und verbergen.

Minder leichten Herzens als sonst unternimmt Dietgrim dieses Mal die Reise nach dem Säbrhof. Längst ist Kunde zu ihm gedrungen, daß jetzt nahe dabei eine rasch berühmt gewordene Kirche steht und daß beim Bau dieser Kirche die Witwe seines Bruders eine wichtige Rolle gespielt hat. Auch von dem Wunder haben sie ihm erzählt. Nicht nur einer, sondern viele – lebhaft, gleichgültig, zweifelnd, glaubensstark. Dietgrim hat jede Art des Berichtes, ob von Mann oder Weib, an sich vorbeigehen lassen. Um seinen schmalen Mund ist ein spöttisches Lächeln gezeichnet. Er traut dem neuen Gott kein Wunder bei den Sachsen zu. Ausreden können aber hat er es denen, die Sermenegild gesehen haben, nicht. Da sind alle seine Versuche mißlungen, selbst bei bisher lauen Christen.

Er hat es deshalb voriges Jahr vermieden, im Säbrhof Winterquartier zu nehmen, obwohl er sich gern von der Wahrheit der Kunde überzeugt und seiner Schwägerin Glück gewünscht hätte. Dieses Jahr aber soll keine Kirche ihn mehr daran hindern. Ein alter Sachsenkämpfer verkriecht sich nicht feige, auch wenn er in solchem Fall weiß, daß er wahrscheinlich einer Niederlage entgegengeht. Er hat es seit dem vorigen Jahr schon allerwärts zu spüren bekommen. Die Seldelieder klingen noch, aber die Götter sind zum Märchen geworden. Wie mag es nun erst hier sein, wo ein

Wunder, das Leidenschaftliche und Bedächtige anerkennen, selber geschehen ist!

Er spürt deshalb eine wachsende Unruhe, je mehr er sich dem Sährhose nähert. Von Leuten auf der Straße hat er in Erfahrung gebracht, daß die neue Kirche am Platz der verbrannten steht. Er muß sie zuvor mit eigenen Augen sehen, ehe er bei der Schwägerin Einkehr hält.

Als sei er auf einem schmähligen Diebspfad, späht er, ob ihn niemand aus dem Sinterhalt einer Setze belauert. An diesem kalten Morgen knirscht jedoch kein Schritt im makellosen Schnee. Nur ein Kabe verläßt stumm den Baum, von dem herab er den einsamen Wanderer eine geraume Weile aufmerksam beobachtet hat. Auch Odins Vogel will die weiße Stille um den Sänger nicht stören.

Jetzt steht Dietgrim vor dem Gotteshaus. In den Mäulern der Leute ist es natürlich viel größer geworden. Der Alte nickt. Er hat das nicht anders erwartet. Wieder spielt das spöttische Lächeln mit Salten und Kunzeln. Von dem, was die Menschen schwazend überreiben, reicht stets die Hälfte.

Ohne Voreingenommenheit ist dies wirklich nur ein bescheidener Bau. Ein fahrender Mann hat Gelegenheit, großartigere Kennenzulernen. Dann aber streift er sich mit sehr ernstem Antlitz den Keif aus dem Bart. Nicht auf ein hohes Haus, nicht auf ein paar Säulen oder Bögen und auf Heiligenfiguren kommt es an. Der Glaube ersetzt dies alles. Er verschönt den einfachsten Bau und füllt Dämmerung mit strahlendem Licht.

Wer selber einen Glauben in sich trägt, weiß dies aus eigener Erfahrung und unterschätzt es nicht. Dietgrim aber trägt einen Glauben tief in der Brust — nicht halb ausgerissen und schon zerschnitten, sondern noch wurzeltief.

Nachdem er die Kirche gesehen hat, ist ihm leichter zu Mut. Nun kann er den Feind werten, mit dem er kämpfen muß, und findet ihn kleiner als die Gerüchte haben wissen wollen.

Eiligen Schrittes schlägt Dietgrim den Weg zum Fährhof ein.

Die Freude der Wiederkunft bewegt sein Herz. Wie an einer Schwester hängt er an Hermenegild, wenn sie oft auch Jahre lang fern voneinander leben. Nur eine Blinde ist ihm sonst mitleidswürdig entgegengetreten. Heute wird er eine Sehende umarmen.

Bei diesem Gedanken zwingt ihn doch etwas, stehen zu bleiben und nach dem Gotteshaus sich umzuschauen. Fast düster wirkt es in der weißen Landschaft, obwohl der Schnee das Dach mit Pelzwerk heiter verbrämt. Man kann sich gar nicht denken, daß von hier ein Licht ausgehen soll, wo Steine sich so niedrig, so bedrängend aneinander fügen. Licht zwischen Steinen! Für Dietgrim wohnen Götter nur im Walde, im Glanz der Sonne und Gestirne, doch nicht in Kerfernacht . . .

An der Tür des Fährhauses begrüßt ihn eine fremde junge Frau. Er mustert sie prüfend, wie es seine Art ist. Seine Lider kneifen sich dann zusammen, damit er schärfer sieht, und hundert Runzeln beginnen zu spielen, als machten sie sich lustig über die Betrachtete.

Anka, denn sie ist die junge Frau, spürt infolgedessen sofort eine Abneigung gegen diesen wunderlichen Alten in sich aufsteigen. Sie hat bisher von dem Oheim ihres Mannes nie etwas gehört und hält ihn deshalb für einen Fremden.

Im Winter ist jeder Fahrende hochwillkommen, ebenso sehr wegen der Nachrichten, die er aus der weiten Welt in die stille Enge bringt, wie wegen seiner Lieder. Dieser jedoch blickt anmaßend scharf und unbescheiden. Salbe Bettler sind manche, er aber tritt ohne Umstände ein, als ob er hierher gehöre.

„Wohin willst du?“ fragt Anka, die ihm folgt, verwundert und ein wenig scharf.

„Zu meiner Schwägerin Hermenegild“, entgegnet er ihr herablassend wie einer Magd.

Für nichts Besseres schätzt er sie, denn sie ist eine Wendin. Das sieht er auf den ersten Blick.

Gefleidet ist sie allerdings nicht wie eine Magd. Dies macht ihn stutzig, doch er denkt nicht weiter darüber nach.

Sie bezwingt das innere Widerstreben und sagt freundlich:

„Ich führe dich zu ihr.“

„Ich weiß, wo sie ist.“

Es soll keine Ablehnung ihres Anerbietens sein. Er möchte nur ein wenig prunken mit seiner Vertrautheit in diesem Haus.

„Du bist auf falschem Wege“, lächelt Anka, als er die Treppe zum Söller betreten will.

„Wir ziehen in der Küche eben Lichte.“

Auch der Alte muß lächeln. Wie hat sich alles doch verändert! Hermenegild ist ja nicht mehr an den Stuhl gefesselt. Sie sieht.

Mit rascheren, fast noch jugendlichen Schritten eilt er ihr entgegen. Die Spannung, die überströmende Freude des Wiedersehens gestatten keine Langsamkeit.

Schon unter der Küchentür ruft er laut:

„Hermenegild!“

Das ist gut, sonst hätte sie ihn nicht erkannt. Zu viele Jahre sind darüber hingegangen, seitdem sie ihn zum letztenmal hat sehen können. Wie er damals gewesen ist, bewahrt Erinnerung noch heute sein Bild. In blonden Haaren sind sie beide eines Frühlingstages voneinander geschieden. Nun kommt es ihr vor, als schneie mit ihm der weiße Winter in die Küche.

Voll Ungestim, dem nichts Greisenhaftes anhängt, umarmt er sie. Daran erkennt sie, daß er es wirklich ist.

„Du siehst! Du siehst!“ stammelt er in einem fort und blickt ihr in die Augen.

Stumm schauen Anka und Roswitha dem stürmischen Wiedersehen zu. In den Augen der alten Magd stehen Tränen. Auch Anka kann sich der Rührung nicht erwehren. Ihre Abneigung gegen den Alten schwindet. Wieder füllt der Glanz des Wunders strahlend ihr Herz.

Hermenegild streift eilig die Schürze aus ungebleichtem Leinen von ihrem Kleid.

„Arbeitet inzwischen weiter!“ befiehlt sie den beiden Frauen. „Komm!“ fordert sie den Schwager auf. „Ich will dir zu essen richten, wie du es gern hast.“

„Das braucht es nicht“, antwortet er. „Um diese Stunde hungert mich nicht. Und wäre

dem auch so, ich würde es beim Anblick deiner sehenden Augen vergessen.“

Die Erregung läßt ihn in einen Ton fallen, als sage er eine Märe.

Ist es denn eigentlich etwas viel anderes?

Von ungewohnten, seltsamen Dingen erzählt Dietgrim oft seinen Hörern, von Vorgängen, die fremd und überlebensgroß im Alltag stehen. Dies aber ist schier unfassbare Wirklichkeit.

So voller Jubel schlägt sein altes Herz, daß es fast zerspringen will. Er hat lange Zeit gehabt, das Unbegreifliche sich auszumalen. Nun er es erlebt, reißt es ihn fort.

Oben im Söller reicht seit langem zum ersten Male wieder Hermenegild dem Schwager den Begrüßungstrunk.

„Sei hier zu Hause!“

Ihre gütigen Worte streicheln ihn mild. Dann spürt er, wie ein Schatten von irgendwoher seine helle Freude jäh verdunkelt. Am liebsten schwiege er, doch er muß in der ersten Stunde ehrlich bekennen, zu wem er gehört.

„Du bist nun dem Christengott zu eigen?“ fragt er stockend mit bewegter Stimme.

„Er hat mich zu seiner Magd erkoren.“

Es klingt zweideutig, und die Frau empfindet es selber so.

„Hermenegild ist keine Magd!“ fährt er angriffslustig auf.

Sie lächelt. „Und Dietgrim noch immer kein Christ, obwohl das Wasser der Taufe sein Haupt benetzt hat.“

„Treue halte ich!“ Fast wie ein Vorwurf klingt es. Ein kurzes Schweigen wirkt schon

beklemmend. „Ich weiß“, Bitterkeit erpreßt ihm ein Stöhnen aus tiefstem Herzen, „ich stehe fast allein im ganzen Sachsenlande. Versprengter, Gejagter bin ich, bald vielleicht der letzte einer besiegten Schar!“

Oft gestauter, nun die Dämme durchbrechender Schmerz brandet in seinen Worten auf. Wie aus einem alten Heldenliede kommen sie Hermenegild vor. Sehr viel anders als in den ersten Augenblicken des frohen Wiedersehens erscheint ihr jetzt der Schwager – hart mitgenommen von der Unbill des fahrenden Lebens, arg zerrüttet durch Enttäuschung und zwecklos verlängerten Streit.

„Man muß auch einmal den Mut haben, Frieden zu schließen“, rät sie milde.

„Ich habe mich nie gebogen.“

„Nein, das ist nicht deine Art.“

„So laß mich bleiben, was ich bin!“

„Von uns zwingt dich niemand. Nicht durch Gewalt findet man zu Gott.“

Die Worte versickern wie ein schwacher Quell in dürres Land.

Lange ungebrochenes Schweigen.

Voll Mitleid blickt Hermenegild auf Dietgrims weißes Haupt.

Er sollte am Winterabend seines Lebens endlich ausruhen können. Für ihn jedoch beendet auch der Schnee des Alters nicht den Kampf, so fremd ist seinem Herzen der Friede geworden. Er muß weiterstreiten bis zum letzten Atemzug, selbst wenn es nichts mehr zu erobern oder zu verteidigen gibt. Gnadenloses Schicksal!

\* \* \*

In Dietgrim dem Sänger blht trotz der weißen Jahre unverfehrt die Waffenfreudigkeit seines Stammes. Ein treuer Anhänger Herzog Widukinds bis zu dessen Unterwerfung, hat er wie sein jüngerer Bruder Thankmar an allen Sachsenkriegen gegen Kaiser Karl teilgenommen. Noch immer handhabt er trefflich den Bogen, den Speer, das kurze und das lange Schwert.

Mehr herumsitzen als es die einengenden Unbilden des Winters verlangen, wäre für ihn eine Strafe. Die legt er aber sich selber bestimmt nicht auf.

Sier an der Grenze enthält jeder Hof eine Art Waffenkammer, ähnlich den ritterlichen Burgen, nur nicht so mannigfach ausgestattet. Dietgrim macht sich in der des Sahrhofs gern zu schaffen. Die Pfeile werden von ihm untersucht, ob die Spitzen durch den Rost nicht gelitten haben. Die Sehnen der Bogen lassen viel zu wünschen übrig. Das Holz der Speere wird sorgsam geprüft, die Schneide der Schwerter frisch geschärft. Es gibt hinreichend Gelegenheit, sich zu beschäftigen. Bei einem ploglichen Überfall hätte manches sich als unbrauchbar erwiesen.

Sein Neffe Christoph mißfällt dem eifrigen Waffenmeister. Ein Kerl mit solchen Armen und Schultern sollte sich auf Bogen und Speer besser verstehen. Ein fester Schlag mit dem Ruder ist sicher nicht gering zu schätzen, aber wenn es ernst wird, braucht man Selber von Eisen.

Dietgrims Tätigkeit bleibt auch außerhalb des Sährhofes nicht unbeachtet. Man fragt den



Weitgereisten oft voller Sorge, ob sich vielleicht auch hier an der Elbe ein Kriegswetter zusammenballe.

Der Alte wiegt bei solchen Fragen das weißgemähnte Haupt und sagt weder ja noch nein. Ein Fahrender hört viele Menschen reden und traut deshalb am wenigsten von allen dem schwarzhaften Gerücht. Ob aber Frieden oder Krieg, mahnt er die Leute, ein rechter Mann läßt sich nicht töricht bieder einlullen; er ist immer gerüstet; für ihn kann es losbrechen jederzeit. Ihm bedeutet Kampf wie Feuer und Wasser eine Naturgewalt, gegen die man seine Waffen stets zur Hand haben muß . . .

Das neue Jahr beginnt mit milden Tagen. Da holt Dietgrim Bogen und Pfeile aus der Kammer. An die kahlen Äste der Bäume des Gartens hängt er Holzscheiben und geschnitzte Ringe. Dann treibt er den Neffen und die Knechte, die winterfaul herumlungern, zum Wettspiel.

Wie ein zünftiger Waffenlehrer verteilt er die Bogen nach Größe und Schwere. Er selbst beginnt.

Sein erster Pfeil fehlt zwar die Scheibe, doch ist es nur ein kleines Stück.

„Da seht ihr, wie man herunterkommt, wenn man sich nicht übt. Triff besser, Christoph!“

Der nimmt nur mit Zagen den Bogen.

„Ich habe ihn schon lange nicht mehr in der Hand gehabt“, entschuldigt er sich gleich von vornherein wegen seines Ungeschickes.

„Man merkt es“, stellt der Alte trocken fest und zeigt ihm ein paar Sandgriffe.

So weit daneben geht der Schuß, daß es selbst Christoph ärgert, obwohl er an sein Können keine hohe Forderung gestellt hat.

„Du brauchst dich nicht zu erbosen“, lacht Dietgrim gutmütig. „Kein Meister fällt vom Himmel. Wenn du dich übst, wirst du treffen. Dein Arm ist gut, und du siehst scharf.“

Christophs Ärger verfliegt schnell. Recht hat der Oheim. Wie oft malt man hier den Krieg an die Wand, und ist trotzdem so schlecht gewappnet! Das soll anders werden.

Nun ist die Reihe an den alten Sasso.

„Meine Augen sind nicht mehr recht scharf“, sagt er bescheiden.

Daran, wie er die Bogensehne spannt, sieht Dietgrim gleich, daß er einen erfahrenen Kämpfer vor sich hat. Und wirklich – Sasso trifft zwar ein wenig weiter fort vom Ziel als der Lehrer, doch viel näher als Christoph.

Ludger hingegen bringt es nur ungefähr so wie sein Herr zustande.

„Seht, die beiden Jüngsten!“ tadelt der Waffenmeister ernst. „Das kommt vom langen Frieden. Er macht weich. Seid auf der Hut!“

Sie lassen es sich nicht zweimal sagen. Beim nächsten Wertschießen wollen sie dem Alter nicht wieder unterliegen.

Kurzweilig wird der Winter . . .

Eines anderen Nachmittags holt Dietgrim die Speere heraus.

„Auch hier“, belehrt er die Jungen, als er ihnen zeigt, wie sie anlaufen und schwingen müssen, „tut es nicht die Kraft allein.“

Sür einen hohen Sechziger jagt er den Speer noch eine achtungswerte Strecke weit.

Bei diesem Spiel zeigt sich begreiflicherweise mehr die dem Alter überlegene Kraft der Jugend. Trotzdem mahnt Dietgrim :

„Ihr dürft nicht uns Alte euch zum Muster nehmen! Sür euch ist die Bahn viel weiter gesteckt, wenn ihr fähig seid, sie zu durchmessen.“

So wird jeder milde Tag genutzt, und alle fühlen hinter dem Spiel den blutigen Ernst.

„Du hast uns den Krieg ins Haus gebracht“, beklagt sich Hermenegild bei ihrem Schwager.

„Wehrhaft sein ist noch nicht der Krieg.“

„Gebe Gott, daß wir es nicht brauchen!“

„Euer Gott hat noch keinen Krieg verhindert.“

Hermenegild möchte gern dem Schwager widersprechen. Sie müßte es, da sie doch dem neuen Gott Dank schuldet, und dennoch kann sie es nicht. Dietgrim hat recht — wie früher Thankmar.

Zwiespalt, sobald man nur zu denken beginnt!

Wie gern würde sie dem neuen Gott in aufrichtiger Treue angehören! Die Gnade des Lichtes rührt ihr jeden Morgen neu das Herz.

Sie sagen, ein Wunder sei an ihr geschehen, denn nicht anders können sie es sich erklären.

Wenn aber dieser Gott Wunder tut, warum hat er dann den furchtbaren Tag von Verden zugelassen?

Wenn eine einfache Frau wie sie ihm nicht zu unbedeutend gewesen ist, an ihr seine Kraft zu

beweisen, warum fiel er dann damals dem grausamen Strafgericht nicht in die Arme? Sätte er sich hierbei als Gott der Liebe offenbart, wären alle Herzen im Sachsenlande seiner Macht freudig zugefallen.

Vergebens ringt sie um den Sinn und fühlt sich zweifelnd den alten Göttern wieder nahe. Sie heischten Ehrfurcht, aber der Weg zu ihnen war nicht so weit wie zu dem neuen Gott . . .

In diesen Winterwochen kommt Bruder Vitalis nicht auf den Fährhof. Er ist von seinem Kloster zu bedeutsamen Verhandlungen nach Fulda entsendet worden.

Sermenegild sieht voraus, wenn Oheim und Nefte sich treffen, werden Funken sprühen. Gegensätze wachsen nicht zusammen durch friedliche Gedanken. Sie fordern Kampf. Den wird es geben, wenn Dietgrim und Bruder Vitalis aufeinander stoßen, tragen doch beide einen Glauben in der Brust.

Unterliegt so Sermenegild bald unmerkbar, bald stärker dem Einfluß des Schwagers und wirkt er auf die Männer wie auf Koswitha durch die Kraft seines unalltäglichen Wesens, ist eine doch im Hause, die ihm siegreich widersteht — die junge Frau.

Von den übrigen Familienmitgliedern unterschieden, lebt der Christenglaube in Anka. Vielleicht ist ihr Kinderglaube locker gewesen, hat nicht mit tiefen Wurzeln aus ihrer Seele roh herausgerissen werden müssen. Vielleicht überzeugt sie auch der neue Glaube nur deshalb stärker, weil sie seinen Vorkämpfer hier noch immer heimlich liebt.

Soweit der Winter es zuläßt, hält an Stelle des Verreisten jetzt Bruder Laurentius ein paarmal Gottesdienst. Er spricht zwar warm und gut, seine Augen aber sehen immer aus, als blickten sie aus der Zuflucht ihrer schattenumlagerten Höhlen nur in eine jenseitige Welt. Auch der bleiche Schein der Askese um sein Haupt ist nicht geeignet, das Herz einer jungen Frau zu erwärmen. Trotzdem leidet Anka Glaube dadurch keine Einbuße. Das Bild des Bruders Vitalis strahlt noch aus der Ferne zu ihr herüber, und daß er wert befunden worden ist, in wichtiger Mission zu reisen, erhöht in ihren Träumen seinen Glanz.

Sie nimmt nicht das kleinste Wortgefecht mit Dietgrim an. Manchmal lächelt sie nur, wie man über Dinge lächelt, von denen man nicht sprechen darf, ohne sie in den Staub zu ziehen. Bruder Vitalis würde dieses Lächeln wieder an die Mutter Maria erinnern.

Anka kann sehr schweigsam sein. Dietgrim bringt ihr deshalb nicht viel Teilnahme entgegen. Sie ist eine Fremde. Mag sie glauben, was sie will! Da schwingt sich keine Brücke des Blutes in die Vergangenheit der Ahnen. Weil er ihren geheimen Widerstand spürt, empfindet er sie als hinterhältig. Sie aber betrachtet ihn ein wenig von oben herab als schwarzhaften, verbohrten Alten, dessen Zeit vorüber ist.

Den Kampfspielen sieht sie zuweilen aus einem Winkel zu. Dabei gefällt er ihr sogar besser.

Sie denkt kaum daran, daß es im Ernstfall gegen ihre Blutsverwandten geht. So weit fort ist sie von ihnen.

Und warum Krieg?

Sie ist Mutter, und Mütter verabscheuen stets den Krieg. Man lebt hüben und drüben. Warum also brennen und morden? In einer Mutter schließt sich aller Zwiespalt dieser Welt zum einigenden Ring der Liebe für ihre Kinder. Diese Liebe ist Ankas Wirklichkeit, Bruder Vitalis dagegen nur das schöne Bild eines unirdischen Traumes. —

Der Winter verläuft dieses Mal milde. Er geht rascher vorüber als sonst. Schon im Sarschmonat wiegen sich am Waldrand die Käzchen der Haseln, und der Fluß trägt nur noch wenige zerbrochene Eisschollen dem fernen Meere zu.

Dietgrim der Sänger denkt wieder an Aufbruch. Durch freundliches Zureden Hermene-gilds und die Aussicht, auch den Nachbarn und besonders der Jugend des Dorfes das Waffenhandwerk beizubringen, läst er sich halten. Eine durch sein Vorbild nicht mehr nur von ihm als dringend erkannte Aufgabe nötigt ihn zum Bleiben.

Seit langem freut er sich endlich einmal des Bewusstseins, nicht mehr auf verlorenem Posten als letzter einer unterlegenen Schar zu stehen. Gnädiger lächelt ihm jetzt das Schicksal.

Die Grenze hat ihn in ihren Dienst gestellt. Sie kann ihn brauchen. Er fühlt dies auch und scheint dadurch jünger zu werden. Es ist ein weiter Abstand, ob man nur für ein Ende in Ehren oder für einen Sieg sich zum Kampfe rüstet.

\* \* \*

Am Sonnabend der vierten Woche des Lenzing kehrt Bruder Vitalis wieder im Säbrhofe ein.

Er ist erst vor fünf Tagen von der anstrengenden Reise zurückgekommen. Noch lastet ihm die Mühsal des langen Rittes in den Gliedern, aber die Sehnsucht, seine Gemeinde wiederzusehen, duldet keinen Aufschub.

Beunruhigende Gerüchte schrecken das Land, wenn dabei auch von Gegenden weiter nördlich die Rede ist. Vielleicht handelt es sich um gar nichts Ernsthaftes und sind Kleinigkeiten nur aus Freude am Aufsehen übertrieben worden. An der Grenze geraten nicht selten ein paar Reißsporne in Zwist. Ebenso aber kann es mehr als ein blutiger Zwischenfall, kann es der Beginn neuer Kämpfe sein.

Der erste, den Bruder Vitalis, vom Pferd springend, bei seiner Ankunft vor dem Säbrhause trifft, ist Dietgrim der Sänger. Dieser unterweist eben eine Schar fast erwachsener Burschen im Bogenschießen. Er hat ihnen etwas leichtere Waffen geschnitzt. Wenn diese erste Jugend auch für den schweren Kampf noch nicht in Frage kommt, als Kundschafter und Plänkler oder als Botenläufer werden sie trefflich zu brauchen sein.

Man scheint also hier schon wohl vorbereitet, stellt Bruder Vitalis mit einem deutlichen Gefühl der Erleichterung fest.

Der Alte runzelt die Stirn, als er einen Mann in geistlichem Kleide auf sich zukommen sieht.

Er liebt diesen Stand nicht. Wie soll er auch? Die Streiter Jesu Christi sind seine geschworenen und sehr tätigen Feinde. Nur aus Rücksicht auf seine Schwägerin hat er sich mit dem Bruder Laurentius nicht in Streit und Sader eingelassen. Dieser ist allerdings einer von den Duldsamen und selber deshalb Dietgrim nie zu nahe getreten.

Der neue Ankömmling hier sieht kampflustiger, doch ganz unpfäffisch und sehr sächsisch aus. Ein Strom des Erkennens schießt dem Alten jäh zu Herzen. Das muß sein Nefse sein.

Obwohl Bruder Vitalis den Oheim nur aus dem etwas blassen Berichte seines Mitbruders Laurentius kennt, steht es sofort für ihn außer Zweifel, wen er da als Waffenlehrer der jungen Schar vor sich hat.

„Oheim Dietgrim“, begrüßt er ihn, und in seinen Worten klingt kaum eine Frage.

„Der bin ich.“

Prüfend läßt der Alte die hellen Augen auf dem Nefsen ruhen. Die borstigen weißen Brauen verleihen dem Blick etwas Grimmiges. Dazu spielen die Runzeln und Fältchen seines wetternarbigen Gesichtes.

„So siehst du jetzt aus“, knurrt er und fühlt sich angezogen von dem hart geschnitzten Menschenantlitz, doch gleichermaßen abgestoßen von dem Mönchskleid, dieser unmännlichen Kriegstracht der Feinde seines Glaubens.

Um den inneren Widerspruch zu überwinden, flüchtet er sich in die Zeit, wo der Nefse noch nicht getauft gewesen ist.



„Als ich dich zum letztenmal gesehen habe, bist du nicht größer als so gewesen.“

Er hält die Hand unter die Brust.

„Ja, viel ist seitdem geschehen“, erwidert Bruder Vitalis und folgt unwillkürlich mit dem Blick dem Pfeile eines Burschen, der beinahe das Ziel erreicht.

„Viel“, bestätigt brummig der Alte. „Mehr Schlimmes als Gutes.“

Bruder Vitalis deutet auf den Bogen in des Oheims Hand.

„Es scheint, daß ihr euch hier für das Schlimme rüstet.“

„Ich traue keinem Frieden. Es ist jederzeit besser, waffengeübt zu sein.“

„Soffentlich denken hier auch andere wie du.“

„Der Winter ist ausnehmend mild gewesen. Wir haben ihn genutzt und uns geübt. Recht so, Bursch!“

Einer der jungen Schützen hat mitten ins Ziel getroffen.

„Geben die drüben“, Bruder Vitalis deutet nach dem anderen Ufer, „noch Ruhe?“

Der Alte reißt die Augen auf und blickt den Neffen wieder prüfend an.

„Bringst du uns eine Kunde?“

„Gerüchte schwirren.“

„Gerüchte sind Fledermäuse. Bei Licht verschwinden sie.“

„Also bemerktet ihr auf dem Strom oder an den Ufern bisher nichts Verdächtiges?“

„Nichts Außergewöhnliches.“

„Um so besser. Seid aber dennoch auf der Hut!“

„Ich werde drängen, daß der Schmied noch mehr Pfeilspitzen fertig bringt.“

„Ich werde ihn ebenfalls mahnen.“

„Er braucht dazu des Sporns, denn er hat viel Anderes, Friedliches zu schaffen.“

„So schmiedet die Pfeilspitzen im Haus, wie unsere Väter es getan haben. Weißt du nicht auch damit Bescheid?“

„Freilich weiß ich Bescheid“, lacht der Alte selbstzufrieden. „Gar manche Spitze, die ich geschmiedet habe, steckt in eines toten Franken Brust. Ich habe diesen Winter wieder viele Stunden am Feuer hingebracht, obwohl die Neunmalflugen mich verlästert haben.“

„Weise hast du gehandelt, Oheim. Vorsicht weckt leicht den Spott der Toren, doch das darf uns nicht hindern. Später werden sie es dir danken.“ —

Nachdem sich Bruder Vitalis ein wenig von dem Ritt erholt und an einem raschen Mahl gelabt hat, unternimmt er allerlei, was geistlichen Geschäften nicht im mindesten gleicht. Von Dietgrim begleitet, prüft er die Zäune des Dorfes. Da sie fest und hoch sind, schirmen sie die Höfe gut gegen die Straße. Die spärlichen Tore wären leicht zu sperren, doch der Raum ist weitläufig und die Zahl wehrhafter Mannen auf jedem Hofe nur gering. Außerdem droht als ärgster Feind das Feuer.

„Achtet darauf, daß die Zäune auch bei trockenem Wetter feucht bleiben!“ mahnt Bruder Vitalis die Bauern und Knechte. „Man weiß heute nicht, wie bald ihr sie als Schutz dringend brauchen werdet.“

Seine Worte tragen ernstliche Unruhe ins Dorf.

Wenn es der Bruder Laurentius wäre, würden die Friedliebenden glauben, er habe sich durch Dietgrim den Sänger beschwären lassen. Dessen altes Hirn kommt vom Kriege einfach nicht mehr los. Aber Bruder Vitalis warnt – noch dazu, nachdem er eben erst aus dem Westen des Reiches zurückgekehrt ist, wo er sicher mancherlei erfahren hat. Deshalb entrafen sich auch die Schwerfälligsten ihrer Bequemlichkeit und geraten zuerst noch zaudernd, dann rascher in den Strom des Handelns.

Überall untersucht Bruder Vitalis die Brunnen und Eimer. Dann mustert er mit besorgtem Blick die Dächer. Rohr und Schindeln reichen oft bis auf Manneshöhe tief herab. Das hält warm im Winter; wenn jedoch der Feind den roten Sahn hineinflattern läßt, ist alles rettungslos verloren.

Als Bruder Vitalis von dem Kundgang durch die zehn Höfe des Dorfes zurückkehrt, ist sein Gesicht sehr ernst. Die Wenden greifen nie in kleinen Trupps, sondern wie Wölfe stets in starken Rudeln an. Da sind bei der geringen Zahl waffenfähiger Männer diese Einzelhöfe kaum zu halten. Trotz tapfersten Widerstandes wird einer nach dem anderen der Übermacht erliegen. Ein paar Brandpfeile – und die Verteidiger samt Weib und Kind werden bei lebendigem Leibe geräuchert und geschmort.

Man kann nicht auf unbestimmte Zeit in jedes Dorf Bewaffnete legen. So viele hat man in Magadaburg gar nicht zur Verfügung.

Die Freien sind der ewigen Kriegsfahrten müde und kaufen gern sich los. Die Grenze ist lang. Man darf die schwachen Kräfte nicht zersplittern und wird erst eingreifen, wenn der Kampf wirklich entbrennt. Bisher aber ist hier an der Elbe der Frieden noch nirgends gebrochen.

Aufrichtiger als an diesem letzten Sonntag des Lenzing 816 ist in dem neuen Kirchlein noch nie gebetet worden. Strahlend scheint der Morgen zu den Fenstern herein, so daß davon selbst die Dämmerung des Hauptschiffes heller wird. Lauter und überzeugter tönt das Bekenntnis, hiernach dringender die Bitte an den rettenden Christ, den Frieden zu erhalten, im Fall des Krieges aber Leib und Eigentum zu schützen.

Als das heilige Amt vorüber ist, gibt Bruder Vitalis für die Zeit der Not und Gefahr seine Weisungen. Wenn der Kampf sich in diese Gegend zieht, sollen Frauen, Kinder, Kranke und Greise in der Kirche Zuflucht suchen. Die Steine sind fest. Der Glaube wird sie unzerstörbar machen. Die Männer werden, zu Hauf in einem Hof gesammelt, dem Feind die Stirn bieten, bis von Magadaburg Hilfe kommt. Vereint, sind sie stärker als einzeln. Wahre Streiter Christi, werden sie Wunder der Tapferkeit vollbringen und in der Gewißheit des großen Lohnes auf der Himmelsaue ihren Glauben bewähren.

So gießt Bruder Vitalis Mut in die Seelen der Schwankenden, die riesengroß eine Gefahr aufsteigen fühlen, ohne sie zu erblicken.

Dietgrim wohnt heute zum erstenmal einem Gottesdienste in dem Kirchlein bei. Er tut es nicht der Messe und Predigt wegen, sondern weil sein Nefse heute die Weisungen für den Kriegsfall gibt. Da darf er nicht fehlen.

Er haßt die Wenden, denn er ist ein Sachse. Nun er den neuen Gott in dem bevorstehenden Kampf als Verbündeten fühlt, steht er ihm minder ablehnend gegenüber. Er spürt noch immer keine Neigung, sich ihm zu unterwerfen und von dem alten Glauben zu lassen. Er sieht sich aber auch nicht mehr gedrängt, wider ihn zu streiten. Es gilt jetzt eine gemeinsame Sache, da muß man den alten Sader vertagen.

Der Nefse weiß von Hermenegild, daß der Oheim im Innern noch keineswegs dem Christ gewonnen ist, aber er versucht nicht, ihn zu bekehren. Seiner festen Überzeugung nach wird Gott ihn finden, wenn er ihn dessen für wert hält, und Dietgrim wird Gott an dieser Stelle dienen, ohne daß er es beabsichtigt. Bruder Vitalis hindert ihn auch nicht, wie es die Geislichkeit sonst tut, die alten Mären zu künden. Sie erzählen anfeuernd von mannhaftem Streiten, und man kann nicht voraussagen, bis wann dies hier gleichfalls nötig ist.

So verläuft das erste Zusammentreffen von Oheim und Nefse in kriegerischer Luft viel friedlicher als Hermenegild erwartet hat . . .

Während Bruder Vitalis wieder gen Magadaburg reitet, scheint ihm zwar das Dunkel der Zukunft nicht lichter geworden, aber er läßt seine Gemeinde beruhigter zurück. Scharfe

Augen wachen über Dorf und Ödhöfe. Eine Überraschung ist nach menschlicher Voraussicht vereitelt, und das bedeutet für den Anfang fast einen Sieg.

Vielleicht haben indessen die Gerüchte vorläufig noch unrecht.

Der Blick des Mönches schweift vom Rücken seines Suchses über den Strom. Solange der frühlingbreit dahinvogt, schürt er die Grenze.

Ein kalter Regen peitscht plötzlich den Keitern ins Gesicht.

Bruder Vitalis ist diesem Regen dankbar, obwohl er durch Mantel und Toga bis auf die Haut geht.

Er schwellt die Flüsse — er sichert die Grenze.

Noch braucht man hier Zeit. Noch sind es nicht genug der Pfeile und Speere.

„Du bist doch ein Diener Gottes“, will eine Stimme ihn mahnen.

„Nein — ein Sachse“, spricht es tief aus seinem Blut dagegen. „Wenn es Kampf gibt gegen den alten Feind, wirst du deinen Mann stehen — auch im Namen Gottes.“

Soch aufgerichtet, sprengt er so schnell durch den Wolkenbruch, daß ihm der Knecht kaum folgen kann.

Die Wasserflut kümmert ihn nicht. Mag sie an ihm zerstäuben und niederrinnen!

Die Beschwerden der Reise nach Fulda sind vergessen, alle seine Kräfte frisch gespannt. Wieder ist der Mann in ihm erwacht, den Kaiser Karl hat einschläfern wollen mit geistlichen Litaneien, den er hat weibisch machen wollen durch das Mönchsgewand. Er ahnt

seine Zeit, ehe sie noch da ist — wie der Frühling, wenn schon im Hornung das Eis zerbricht und nächstens die ersten Kufe der Ohreulen durch die hohen Fichtenwälder klingen.

Reitet Bruder Vitalis hier das nächste Mal, wird er vielleicht schon das Schwert tragen. Es ist an der Grenze auch den Geistlichen erlaubt, sobald Gefahr droht.

Das nächste Mal . . .

Sast winkt es ihm aus dem Dunkel der Zukunft wie Erfüllung.

\* \* \*

Bruder Vitalis hat sich getäuscht. Er kann auch die nächsten Monate ruhig ohne Schwert reiten. Die Gerüchte scheinen übertrieben zu haben.

Um so besser . . .

Der Frühling sticht bunte Blumen zwischen das helle Grün und vorjährige mürbe Braun der Wiesen. In den Auwäldern wetteifern Erlen und Weiden miteinander, wer die schönsten Käzchen aushängen kann. Vor den Sichtendickichten der Wälder spinnen die Schlehenbüsche weiße Schleier. Nur die Eichen lassen sich Zeit, und die Eschen senden die Büschel ihrer Blüten schon heraus, ehe sie sich belauben, damit sie ja genug Sonne erhaschen.

Eines Morgens im Heumond fängt man einen Wenden. Nicht am Fluß geschieht es, sondern nahe beim Dorf.

In ruhigeren Zeiten ist es nichts Ungewöhnliches, daß die Wenden aus der Nachbarschaft herüberkommen, um zu tauschen oder zu ver-

kaufen. Die Reise nach Brennabor dauert länger als die Fahrt über den Fluß und kostet mehr Abgaben. Laut kaiserlicher Verordnung müssen sie die Fähre benutzen und dürfen nicht im eigenen Kahn an diesem Ufer landen, auch nicht die Grenzmark des Dorfes überschreiten, wenn sie keine richtigen Kaufleute sind.

Seit dem Herbst hat sich aber kein Wende mehr blicken lassen. Desto mehr weckt dieser, den man unter verdächtigen Umständen aufgreift, Beunruhigung und Argwohn.

Er hat nichts bei sich zum Tausch oder Verkauf.

Als man ihn fragt, was ihn herübergeführt habe, schweigt er zuerst verstockt. Man sucht in seiner Sprache aus ihm etwas herauszubekommen. Er will glauben machen, sein Boot sei auf der Fahrt nach Magadaburg durch einen treibenden Baumstamm leck geworden und mit einer Ladung Leinwand gesunken. Schwimmend habe er das Ufer erreicht und nichts als nur sich gerettet.

Er lügt schlecht. Man glaubt ihm nicht, denn an seinem Rock ist kein Saden naß.

In drei Tagen wird Christoph dem Kloster in Magadaburg den Fischzins bringen. Man beschließt, durch ihn den Wenden dem Gaugrafen zu übergeben. Der mag dann mit ihm verfahren, wie er es für gut und recht hält.

Der Fährhof ist im ganzen Dorf das einzige Haus, das einen festen Keller besitzt. Da hinein will man den Wenden sperren.

Im letzten Augenblick sucht er zu entspringen. Er wird rasch gestellt. Seine bis-



herige stumpfe Ruhe ist gewichen. Er schlägt Lärm, ballt die Fäuste und flucht unflätig.

Anka steht eben in der Küche am Herd. Zum erstenmal seit langem dringen Setzen der Muttersprache an ihr Ohr. Die Stimme dünkt ihr bekannt. Oder läßt nur der Ton der Heimat sie ihr vertraut erscheinen?

Durch den Lärm und die wendischen Flüche erschreckt, wagt sie sich eine Weile kaum zu rühren. Als aber das Toben nicht aufhört, wirft sie verstohlen einen raschen Blick zum Fenster hinaus.

Eine jähe Blutwelle steigt ihr ins Gesicht. Schon steht sie wieder vorm Herd und klappert laut mit dem Löffel, als solle dieser bezeugen, daß sie wirklich nur vorm Herde steht. Vielleicht will sie auch durch das Geräusch die innere Unruhe verscheuchen, die scharf quälend sie überfallen hat.

Der Gefangene ist Dragowit.

Kein Zweifel — sie hat recht gesehen.

Was will der hier?

Sie läßt jetzt den Löffel sinken und starrt in den Dampf der Kochtöpfe. Als ob aus den Schwaden sich Erinnerungen zusammenballen und wieder zerfließen, dünkt es ihr.

Dragowit — sie hat ihn fast vergessen gehabt. Vielleicht er sie auch. Drüben aber ist er unablässig hinter ihr in heißer Werbung her gewesen. Gepackt hat sie dieser schwarze Teufel einmal, daß sie an allen Gliedern zitternd ihm entsprungen ist. Die Zähne hat er ihr gezeigt, wie ein Tier, das zubeißt, wenn es spielt. Ein echter, leidenschaftlicher Wende ist er. So sind

sie alle drüben. Dennoch hat sie Angst vor so ungezähmter Wildheit empfunden, marternde Furcht, ihr Vater könne sie Dragowit zum Weibe geben. Der jedoch ist arm gewesen. Wann hätte er Kleider und Silberdenare für den Brautkauf zusammensparen sollen? Darum hat Thankmar leichten Handel gehabt.

Anka schluchzt.

Was gehen sie noch die Leute drüben an? Sie gehört jetzt an dieses Ufer.

Ihre Stirn legt sich in tiefe Falten. Ihr Mund verzieht sich schmerzvoll.

Ach, gehört sie denn wirklich hierher?

Als sie herübergeholt worden ist, hat sie den Sergen Weißhaupt geliebt – und auch er hat sie geliebt – anders als der wilde Dragowit – aber geliebt. Wie die Deutschen lieben – so, daß man keine Angst vor ihnen haben muß. Das hat ihr wohlgetan – nicht zu zittern brauchen, keine Finger zu spüren, die sich einfrallen, keine Zähne, die sich einsetzen wollen, damit Blut fließt, keine Faust über sich, die zuschlägt, wenn der Mann, der Herr schlechter Laune ist oder sich einbildet, daß die Frau nicht genug schafft. Eine andere Welt hat hier sie empfangen – eine klare Welt ohne Furcht vor etwas Ungewissem, wie es immer drohend hinter Dragowit und allen seinen Handlungen gestanden ist, solange sie sich erinnern kann.

Nein – noch steht.

Sie seufzt.

Es wäre ihr lieber, sie müßte an ihn nicht so heftig denken. Sie muß es aber, weil sie hier ganz allein auf sich selber angewiesen ist und

niemand sie versteht, auch Christoph nicht. Deutlich spürt sie, was sie von ihm trennt. Das Fremde erhebt sich zwischen ihnen beiden immer mächtiger. Mit den Liedern hat es angefangen. Unfreundlichkeiten und Zerwürfnisse sind immer aus dem Lünen nur entstanden. Und jetzt, da die Zeit unruhig wird, kommt ein Neues noch hinzu – Argwohn.

Sat Christoph – haben die anderen damit recht?

Anka braucht in dieser ungestörten Stunde nicht zu heucheln. Deshalb antwortet sie sich selber ‚nein‘ und ‚ja‘.

‚Nein‘ – denn sie hat sich bisher um die Möglichkeit eines Krieges nicht gekümmert. Saus und Kinder sind ihr genug. Was soll sie da an solche Dinge denken! Sie gönnt den Sachsen nichts Schlimmes. Wenn sie es räte, wäre es blinde Torheit. Trifft Brand und Mord das Dorf, fällt sie mit ihren Kindern dem Unheil doch ebenso anheim. Darum fühlt sie von den übrigen Müttern nicht verschieden.

Trotzdem hat sie sich selber nicht nur ‚nein‘, sondern auch ‚ja‘ geantwortet?

Erst seit sie Dragowit nahe weiß.

Sie hat ihn auch vor Jahren kaum geliebt, nur gefürchtet. Dennoch spricht eine dunkle Stimme nun in ihrem Blut für ihn.

Ein Wende ist er, gefangen von den Sachsen.

Meint sie nicht auch oft in Schmerz und Bitterkeit, eine Gefangene unter den Sachsen zu sein?

Sie sagen, er habe Kundschaften wollen.

Vielleicht – er selbst hat nichts gestanden.

Er wird auch nichts gestehen. Ein Wende kann schweigen.

O, sie hat ebenfalls so oft geschwiegen, ob auch das Herz zum Überlaufen voll von Zorn und Kummer gewesen ist! Wie gern hätte sie ihre Verlassenheit laut hinausgeheult, wenn das Begehren nach Hingabe und Zärtlichkeit ihr die Adern fast zu zersprengen drohte! Kein Wort, kein Seufzer jedoch haben das Siegel ihrer Lippen verletzt. Dafür hat sie all diese mißachtete Liebe ihren Kindern geschenkt. Nicht umsonst. Sie besitzt die jungen Herzen beinahe allein. Dem Vater bleibt kein Winkel mehr als sie selber will zu kargem Eigentum . . .

Einen Tag kämpft Anka ohne Unterlaß hartnäckig mit ihren schweren Gedanken.

Eine Nacht wälzt sie sich wach oder in unruhigem Salbschlummer hin und her.

Wenn sie Christoph ihr Herz öffnen könnte – aber er ist weit fort – im festen Schlaf genau so wie beim Wachen am Tage.

Sie kann ja auch gar nicht mit ihm sprechen. Jedes ihrer Worte müßte in ihm Eifersucht und Mißtrauen stärker wecken. Den Schaden davon hätte vor allem der Gefangene.

Ihr Mann darf keinesfalls erfahren, daß sie Dragowit kennt.

Vielleicht, wenn Bruder Vitalis hier wäre! Auch der jedoch rückt in diesen Stunden ihrem Herzen fern. Zu hoch thront er über ihr und den Wirren ihres Blutes. Groß ist er, ein für sie unerreichbarer Streiter seines Gottes. Andere Dinge bewegen ihn als die Pläne und

Kümmernisse einer Frau — noch dazu einer Frau vom anderen Ufer.

Ist sie aber nicht eine Dienerin desselben Gottes?

Es deutet ihr, sie höre Bruder Vitalis ‚Anastasia‘ sagen.

Sat Gott nicht geboten, seinen Feinden zu vergeben?

Daran denkt man hier nicht mehr — nur an Krieg, Argwohn und Haß . . .

Noch einen Tag ringt Anka mit den dunklen Mächten ihres Innern.

Sie stiehlt sich in die Kirche und kniet dort lange, allein und ungesehen, den Blick starr auf den Altar gerichtet. Diesen heiligen Raum, den anderen noch so fremd, empfindet sie als Zuflucht. Hier muß der Finsternis ihres Herzens Erleuchtung werden.

Gott kennt keinen Unterschied, hat Bruder Vitalis erklärt, zwischen Wenden und Sachsen, nur zwischen Christen und Heiden.

Dragowit ist Christ. Sie erinnert sich gut, ihr zu Liebe hat er sich taufen lassen.

In einem leidenschaftlichen Gebet stellt Anka ihr Unterfangen Gott anheim. Jetzt steht ihr Entschluß fest. Ohne Zagen nimmt sie auch die Gefahr auf sich. Wenn, was sie plant, recht ist, wird der Herr Christus es gelingen lassen.

Seltsam ruhig erwartet sie die Nacht.

Als sie annehmen kann, daß ein paar Stunden nach dem Schlafengehen alles im ersten, tiefen Schlummer liegt, schlüpft sie vom Lager fort. Wie ein Marder schleicht sie.

Vorsorglich blickt sie zuerst in die Kammer der Kinder hinein. Wenn ihr Mann erwacht, soll er glauben, sie sei aufgestanden, weil sie vielleicht eines von ihnen habe weinen hören. Er wird sich dann arglos auf die andere Seite wälzen und gleich wieder einschlafen.

Vom wolkenlosen Himmel gießt der fast runde Mond sein Licht in alle Fenster und Ritzen. So gelangt Anka ohne Hindernis in den Keller hinab. Sie kennt jede Stufe und weiß, welche ausgetreten oder ein wenig höher ist.

Leise schiebt sie den schweren Kiegel zurück und schließt sofort wieder ebenso behutsam die Thür.

Nun steht sie in dem niederen, modrig riechenden Raum.

Durch eine schmale Spalte dringt etwas von dem Licht des Mondes, doch so gering, daß es nur einen kleinen Fleck schwach erhellt.

Dragowit ist aus dem Schlaf vom harten Lager jäh emporgesahren. Sogleich völlig ermuntert, beißt er die Zähne aufeinander und duckt sich, als wolle er einem Feinde an die Gurgel schnellen.

Kommt man schon, ihn zu morden?

Im Lichtkreis des Mondes aber steht, deutlich zu erkennen, nur eine Frau.

Sie hebt die Hand zum Mund — ein Zeichen, daß sie leise sprechen müssen.

Plötzlich beginnt sie zu zittern.

Fühlt Anka jetzt erst klar, was sie gewagt hat, oder kehrt die alte Furcht vor Dragowit zurück?

Mühsam faßt sie sich. „Gott! Gott!“ fleht sie stumm. Nicht im letzten Augenblick noch schwach werden! Sie will mutig sein!

Dragowits Glieder entspannen sich. Mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen starrt er die Frau an — wie einen Körpergewordenen Traum.

„Die Tür hindert dich nicht mehr“, flüstert sie leise. „Du bist frei.“

Die wendischen Worte lösen seine Benommenheit. Er springt vom Lager. Jetzt gibt es für ihn keinen Zweifel mehr.

„Du, Anka!“

Sie streckt abwehrend die Hand gegen ihn aus.

„Warte, bis ich wieder oben bin“, sagt sie ruhig. „Dann flieh' zum Fluß! Er ist heute nicht hoch.“

Sie wendet sich schon zum Gehen.

„Verweil' ein wenig, Anka!“ bittet er.

Ein solches Drängen bebt in seinen Worten, daß sie den Fuß nicht vom Boden fortziehen kann und stehen bleibt.

„Die Zeit ist kostbar“, ermahnt sie sich selber wegen ihres Zauderns.

Er packt sie unversehens und zwingt sie in seine Arme, ehe sie auszuweichen vermag.

„Dank, Anka, Dank!“

Sie entwindet sich ihm gelenk.

„Du bist immer noch so wild.“

In ihren Worten klingt aber kaum ein Vorwurf, fast eine widerwillige Anerkennung.

„Ich liebe dich nach wie vor.“

Sein leidenschaftliches Werben tut ihr wohl wie ausgedorrter Erde ein warmer Regen.

„Ich bin nicht mehr das Mädchen von drüben.“

Sie wundert sich selbst, daß sie es so traurig sagen muß.

„Ich hole dich wieder zu uns“, verspricht er zärtlich.

Sie schüttelt den Kopf. Was soll sie drüben? Dahin gehört sie auch nicht mehr.

„Wann werdet ihr kommen?“ hört sie sich zu erschrocken fragen.

Schon reut es sie, daß ihr sorgenschweres Herz sich hat hinreißen lassen. Die Angst in ihrer Stimme warnt Dragowit, unvorsichtig zu sein. Im ersten Überschwang des Wiedersehens ist sie für ihn nur die Wendin gewesen, nun aber auch die Frau und Herrin dieses Hofes. Sie bangt um die anderen, die Sachsen. Deretwegen aber wird Dragowit sich nicht verschwären.

Stumm betrachtet er Anka mit einem langen, wieder heiß werbenden, zugleich auch wehmutsvollen Blick.

Ihre Augen hängen an seinen Lippen und warten gespannt, was er verraten wird.

„Sorge dich nicht!“ hört sie ihn endlich sprechen. „Wenn es Krieg gibt – ich weiß nicht, wann – dir geschieht nichts.“

Es ist weniger als sie erfahren möchte und reicht doch hin, um ihr das Herz unbarmherziger zu beklemmen.

Sie wendet sich nach der Tür, nur von dem einen Gedanken noch erfüllt – es wird Krieg geben – ihre Kinder.



„Mach keinen Lärm, wenn du das Haus verläßt!“ befiehlt sie in sonderbar fernem Ton, als sei sie nur halb noch hier. „Schleich dich hinten durch den Garten! Dort steht der Zaun, über den du mußt, im Schatten.“

„Soll ich drüben deine Leute von dir grüßen?“

„Nein.“

Es klingt kurz und hart, plötzlich wieder gegenwärtig.

Sie hebt die Hand zum Gruß und ist in der Finsternis verschwunden — wie sie gekommen, eine Erscheinung der Nacht, denkt Dragowit.

Ein paar Augenblicke starrt er ihr nach, dann hat in seinem Kopf allein der Fluchtplan Raum . . .

Als Anka ihr Lager erreicht hat, schüttelt sie vor Aufregung von neuem ein Frost.

Ihr Mann schläft fest — da droht also keine Gefahr.

Sie lauscht in die Nacht hinaus.

Einmal knirscht unten im Garten der Kies, aber man muß so angespannt mit allen Sinnen wie Anka horchen, um das schwache Geräusch zu vernehmen. Einen Schlummern den weckt es nicht.

Nun bleibt es ringsum still. Dann lacht einmal grell der Totenvogel, daß es der bebenden Frau kälter den Rücken herunterläuft und sie sich tief unter die Decke verkriecht.

Sie will nichts mehr hören, nur schlafen — schlafen!

Der Schlummer jedoch bleibt ihr fern. Die quälenden Gedanken geben keine Ruhe.

Sie bohrt den Kopf ins Kissen.

Sie hat ihren Mann hintergangen.

Sie hat feindlich gegen die Sachsen gehandelt.

Weiß sie aber dadurch jetzt nicht mehr als die anderen?

Wenn sie Dragowit auch in Magadaburg grausam gefoltert hätten, würden sie von ihm nichts erpreßt haben. Ein Wende schweigt.

Es ist nicht viel, was sie weiß — nur, daß wirklich Gefahr droht. Die Gerüchte lügen dieses Mal nicht, so oft sie sonst übertreiben.

Eine neue Last senkt sich auf sie nieder.

„Dir geschieht nichts“, hat Dragowit versprochen.

Es wird also Blut fließen. Es wird brennen. Die Erzählungen der Alten drüben im Sischerdorf, denen sie als Mädchen schauernd gelauscht hat, sind plötzlich in ihr wieder lebendig.

Ob ihr selber etwas geschieht, sicht sie in dieser Stunde nicht an. Aber die Kinder!

Bisher hat sie noch nie ernstlich mit Krieg gerechnet. Nun indessen, wo sie durch einen von drüben gewarnt ist, muß sie auf die Rettung ihrer Kinder denken.

Fliehen — doch wohin?

Etwa hinter die festen Mauern von Magadaburg?

Der Ort schreckt sie. Auch in höchster Not wird eine Wandin es nicht über sich bringen, dorthin zu flüchten. Und sie allein mit ihren Kindern kann doch nicht jetzt blindlings davonlaufen, wenn die anderen Frauen hier bleiben — freilich ungewarnt. „Da seht die Wandin!“

hört sie es schon höhnisch in ihren Ohren klingen.

Eine ungeheure Verantwortung preßt Anka wie ein Alb und lähmt jeden Fluchtgedanken.

Durch das kleinste Wort gibt sie sich vielleicht schon preis. Also bleibt nur eines – schweigend das Schreckliche kommen lassen, wann es kommen mag.

Es wird nicht schon heute und morgen sein.

Ein schwacher Trost – aber eine nähere Sorge übertäubt alles andere.

Ein paar Stunden noch – und sie werden Dragowits Flucht entdecken. Die Wut, die Aufregung – Anka gönnt es ihnen. Sie ist keine von diesem Ufer geworden. Das merkt sie auch daran.

Wenn man ihr die Befreiung des Gefangenen zuschiebt?

Niemand hat sie gesehen.

Man wird es ihr doch zuschieben – der Wendin. Auf jeden Fall ihr, selbst ohne daß sie es getan hätte. Davon ist sie überzeugt.

Nun hat sie es getan und wird, was man ihr anhängt, in Schweigen tragen. Sie hat gehandelt, wie der Herr Christus es wünscht, sonst wäre ihr Unterfangen erfolglos geblieben.

Bei diesem Gedanken findet sie Ruhe. Mit gefalteten Händen sinkt sie in einen todähnlichen Schlaf.

Nicht einmal der Lärm, als Ludger dem Gefangenen eine Morgensuppe bringen will und den Keller leer findet, kann Anka wecken.

Die Neuigkeit droht Koswitha zu zersprengen. Deshalb rüttelt sie ihre junge, immer noch nicht ganz für voll genommene Herrin unsanft, weil diese so steinern schläft.

Vom Schlummer befangen, flüstert die jäh Erweckte:

„Dragowit . . .“

„Was?“ staunt Koswitha. „Sast du ihn gekannt?“

Anka ermuntert sich gewaltsam. Der Atem stockt ihr. Sast hätte sie sich verraten.

„Gekannt – wen? Nein. Ich habe nur geträumt. Der heilige Dragowit ist lange tot.“

„Ich spreche doch von keinem Heiligen“, murrte Koswitha ärgerlich.

„Aber ich spreche davon“, erwidert Anka mit guter Verstellung, völlig den Übergriff einer Magd zurechtweisende Herrin. Ihr innerlicher Hochmut kommt ihr dabei ausgezeichnet zufluten.

Kein Wimperzucken, keine Bewegung offenbart die mindeste Unruhe.

„Der Gefangene ist fort!“ schreit Koswitha.

Sie kann die große Neuigkeit nicht länger bei sich behalten.

Ihr anfängliches Mißtrauen ist zerstoßen. So scharf arbeitet ihr Verstand nicht mehr. Und woher soll sie wissen, daß es gar keinen heiligen Dragowit gibt? –

Obwohl niemand Anka anklagt, scheint ihr heute die Leere um sie dünner und kälter als sonst. Da flüchtet sie wieder zu ihren Kindern.

Beiläufig hört sie erzählen, daß Dragowit das beste Boot für die Fahrt über den Fluß

sich angeeignet hat. Sie zieht ärgerlich die Stirne kraus. Er hätte schwimmen können; das Wasser geht zur Zeit nicht hoch.

In diesem Augenblick fühlt sie sich durch den Diebstahl mit benachtheiligt und das erste Mal als die Frau des Sährhofs. Zu dem gehört sie, wenn sie auch nicht zu den Menschen an diesem Ufer gehört, weil er die Heimat, das Erbe ihrer Kinder ist, und das läßt sie ungern schmälern.

Voll heimlichen Zornes denkt sie jetzt an Dragowit. Ihre tollkühne Tat hat einen schlechten Dank erfahren.

Je sorgfältiger man die Umstände der Flucht untersucht, um so deutlicher zeigt es sich, daß der Entwichene einen Helfer gehabt haben muß. Die sehr feste Kellertür verrät keine Spur der Anwendung von Gewalt. Nur der Riegel fehlt. Ihn hat der Sästling mitgenommen, vielleicht, um den Schein zu erwecken, er habe ihn beim Aufreißen der Tür zerbrochen. Daß man dies aber bei der stillen Nacht nicht in den Schlaf hinein hätte hören sollen, glaubt niemand.

Die Leute des Dorfes sind mit ihrem Urtheil bald im reinen. Wer soll den Wenden aus dem Verlies befreit haben, wenn nicht die Wending? Das liegt doch so nahe, daß man gar keine spitzfindigen Gedanken weiter zu verschwenden braucht. Nicht nur Anka, auch Christoph blickt man unfreundlich an, weil er eine vom drüberen Ufer geheiratet hat.

Voller Sehnsucht wartet man dieses Mal auf Bruder Vitalis. Ihm vertraut man am

meisten, denn er sorgt nicht nur mit Gebeten, sondern mit Taten für die Seinen.

Vorher aber schon werden die Posten am Ufer und alle sonstigen Schutzmaßnamen verstärkt.

Anka beobachtet es mit Erleichterung. Wenn man sich hier nicht in falsche Ruhe wiegt und gerüstet des Angriffes harrt, darf sie schweigen.

Diese schönen, langen Sommertage scheinen ihr so schwer zu gehen, als wären sie auch Gefangene und trügen Ketten an den Füßen.

\* \* \*

Wieder sitzen Christoph und Bruder Vitalis in dessen Zelle einander gegenüber.

Mit fliegenden Worten berichtet der Sähermann, was sich ereignet hat.

Der Mönch hört sehr ernst zu. Er spürt sofort, daß Christoph ihm nicht nur eine Nachricht bringen will, sondern daß er und die Gemeinde Hilfe von ihm erhoffen.

„Ihr müßt künftig stärkere Kiegel schneiden. Doch warte!“

Er kramt in der hinteren Werkstatt unter den hundert Dingen, die da scheinbar durcheinander und doch wohlgeordnet auf dem großen Tische liegen. Es sieht aus, daß man hier nur hineinzugreifen braucht, um für jeglichen Bedarf etwas Passendes zu finden.

Bruder Vitalis sucht deshalb nicht lange. Jedes dieser Stücke hat er mit geschickten Händen selbst gefertigt. Das ist Suldaer Klosterschule. Man lernt dort nicht nur Lesen und

Schreiben, Beten und Singen. Man lernt dort auch Gott loben durch geschickte und für das tägliche Leben nuzbare Arbeit.

Bruder Vitalis legt einen Kiegel vor Christoph hin.

„Der wird euch gute Dienste tun. Er war ursprünglich für die Kirche bestimmt, aber wir haben ihn nicht gebraucht.“

Christoph bedankt sich.

„Es ist ein fester, harter Kiegel gewesen“, sagt er, während er den neuen einsteckt. „Er hätte ihn auch nicht von innen aufbrechen können. Es hat ihm jemand außen geholfen.“

Bruder Vitalis merkt, worauf der Vetter hinaus will.

„Habt ihr irgendeinen Verdacht?“

Christoph nickt, aber er schweigt.

„Nun, wer soll es sein? Kenne ich ihn?“

„Freilich.“

Bruder Vitalis wird über die Langsamkeit des Fährmanns ungeduldig.

„So sag es doch!“ fordert er ihn etwas herrisch, wie es seine Art ist, zum Weiterreden auf.

„Anka . . .“, gesteht Christoph stockend.

Er möchte das Wort, als es sein Ohr berührt, gern schleunigst wieder ungesprochen machen. Das ist nun nicht mehr möglich. Deshalb seufzt er nur und starrt, schon wieder verstummt, zu Boden.

„Anastasia?“ fragt der Mönch und zieht die Brauen hoch.

Ihm bedeutet Anka und Anastasia nicht das gleiche. Anka ist die Wending, Anastasia die

Christin. Für die wird er eintreten, wenn Verleumdung sie mit Schmutz bewirft, ohne daß eine Schuld sich offenbart.

Christoph nickt verständnislos. Er findet in den beiden Namen keinen Unterschied der Person.

„Sabt ihr Zeugen?“ fragt Bruder Vitalis streng.

„Nein“, erwidert der Sährmann bedrückt.

„Anzeichen?“

„Nein.“

„Sabt Anastasia es dir gestanden?“

„Sie wird nichts gestehen.“ Bitterkeit zittert in Christophs Stimme. „Wenn sie nicht reden will, wird sie schweigen bis zum Jüngsten Tag. Das ist Wendenart.“

„Du sprichst nicht freundlich von deiner Frau.“

Der Serge zuckt die Achseln. Augenfällig bekundet sein Gesicht die Qual, die an seinem Herzen reißt.

„Eigentlich sollte ich wohl anders sprechen“, mahnt er kleinlaut sich selbst.

Tief im Herzen liebt er Anka noch immer. Nur das Fremde errichtet zwischen ihnen unüberrennbare Schranken. Sie hat ihre guten Seiten – zweifellos – vor keiner Arbeit drückt sie sich – aber sie ist keine Deutsche geworden, wie er es erhofft hat. Wenn sie dies wäre, müßte er keinen Verdacht gegen sie hegen und sich deswegen vor dem eigenen Herzen schämen, das noch immer an ihr hängt.

Bruder Vitalis fühlt mit, was in der Seele Christophs dunkel und schmerzvoll durcheinanderwirrt.



„Sprich dich aus!“ ermuntert er milde.  
„Dann wird dir leichter werden.“

Wieder zuckt der Serge nur hilflos die Achseln. Geschickt Worte dreheln liegt nicht in seiner Art. Und wie schwer ist dies alles auszudrücken, da es ihm doch nur in hellen Minuten klar und gleich nachher wieder völlig dunkel wird! Was weiß er überhaupt von dieser Frau! Ein Rätsel bleibt sie ihm, das er nur manchmal zu lösen wähnt.

Bruder Vitalis ist leise enttäuscht, weil seine Aufforderung nicht befolgt wird. Darum mahnt er einen Ton schärfer, jetzt viel mehr Priester als zuvor:

„Du hast sie zum Weibe genommen aus übergroßer Liebe, sogar gegen deines Vaters Willen.“

„Ich weiß.“

„Und wenn es dich reut . . .“

Christoph schüttelt den Kopf. „Nein, nein!“ sagt er fest, in Erinnerung an die Stunden der ersten Leidenschaft, die so nur Anka ihm hat schenken können. „Wenn alles noch unverändert wäre, wie es damals gewesen ist, würde ich es heute wieder tun.“

In seinen Augen glänzt ein verklärender Schimmer. Mit ein paar matten Strahlen erreicht das Licht der fernen Zeit selbst noch die finstere Gegenwart.

„So ist es recht“, lobt Bruder Vitalis. „Denk auch, daß die Kirche euren Ehebund unlösbar eingeseget hat.“

Er merkt schon, daß es dieser schweren Mahnung gar nicht bedarf. Er muß aber

etwas sagen, um den Sturm des eigenen Herzens zu bannen.

Es hat ihn saure Mühe gekostet, das Bild Anastasias der sinnverwirrend starken Farben zu entkleiden. Er ist am Werk, einen Psalter abzuschreiben, die obere Reihe deutsch, die untere lateinisch. Nur langsam aber schreitet die Arbeit vorwärts. Die mehrmonatliche Reise und der Wirbel aufgabenreicher, unruhiger Monate haben ihm für das zeitraubende, wenn auch hochwillkommene Unternehmen selten Muße und Sammlung gegönnt. Das Fertige liegt jedoch stets griffbereit. Auch jetzt nimmt er es wie spielend zur Hand und schlägt es auf. Da ist schon die Seite, die er sucht. Er braucht kaum zu blättern. Die Gottesmutter mit dem Kinde ziert in Gold und bunten Farben den breiten Rand, und für ihn trägt sie Anastasias lieblich fremde Züge, so gleich sie auch sonst denen sein mag, die in anderen Klöstern zu dieser Zeit entstehen.

Christoph kommt es nicht ungelegen, daß der strenge Vetter in Schweigen fällt. Da aber legt Bruder Vitalis den Psalter schon wieder an seinen Platz zurück. Es hieße Zeitvergeudung, noch länger eigenen Träumen nachzuhängen. Er muß hier eines Menschen Helfer sein.

„Ist in jener Nacht eine Wache am Fluß gewesen?“

„Ja, aber zu der Stunde weiter abwärts. Sie hat auf dem Strom ein sächsisches Boot gesehen. Natürlich, meines, das der Wende gestohlen hat. Wer in dem Boot gewesen ist,

war auf die große Entfernung bei dem starken Mondlicht überm Wasser nicht zu erkennen.“

Bruder Vitalis kraust die Stirn.

Sollte der Verdacht doch recht behalten?

Anastasia ist eine Christin.

Vielleicht aber ist der Wende, dem sie zur Flucht verholfen hat, ebenso getauft?

Was dann?

Gähmend öffnet sich ein Zwiespalt vor den inneren Blicken des Mönches.

Wenden und Seiden — das bedeutet ein und dasselbe — Seiden. Die Wilzen des bekehrten, schmalen Uferstreifens, woher wohl der Entsprungene stammt, sind dies aber keine Wenden?

Christen — sucht Bruder Vitalis sie zu rechtfertigen.

Wenden — Feinde — hämmert es auf sein Herz, dem doch Gott geboten hat, alle Menschen zu lieben. Die kühl wägende sächsische Vernunft indessen spricht dagegen.

Wende, selbst wenn er getauft ist, bleibt ein Wende. Dienstbar dem Herzog von Brennabor und seinem Blut, dem Slawenblut, sieht er im Sachsen stets den Feind.

„Gotteskinder sind wir alle“, tönt aus weiter Ferne eine Mahnung in sein Herz.

Wundersam klingt es, aber wer auf Erden wird den großen Frieden erleben? Übersteigt er nicht Menschenkraft?

Grenzen trennen die Völker — Grenzen, breit wie frühlingsgeschwellte Ströme die Herzen. Feindschaft regiert. Klein ist bisher die Saat der Liebe, und sie muß ausgestreut werden auf einen harten, steinigen Acker.

Lange noch denkt Bruder Vitalis nach, als Christoph, kaum erleichtert, ihn schon verlassen hat. Er hätte dem Bedrängten gern das Dunkel der Seele gelichtet. Wie viel leichter aber ist es, von der Herrlichkeit der Himmelsaue zu künden als in die Finsternis naher Gegenwart einen einzigen hellen Strahl des Segens zu senden!

Zusammengesunken hockt Bruder Vitalis vor dem vielfältigen Allerlei seines Arbeitstisches, gar nicht mehr der aufrechte Mann, der jedem Widerstand entschlossen die Stirn bietet. Ohnmächtig erscheint ihm all sein Tun. Was hilft es, zu glauben, man könne in dieser Welt ein Reich Gottes bauen? Sader und Streit sind ihre Brüder. Gewalt heißt ihre Herrscherin. Wo bleibt da noch ein Platz für die Liebe?

Er muß diese Gedanken zerreißen, denn sie schwächen.

Er reckt sich und steht jetzt in seiner vollen Größe mitten in der Zelle. Sein Scheitel erreicht fast die hölzerne Decke.

Der wandernde Blick trifft das Schwert. Ein Knecht hat es jüngst putzen müssen, weil Bruder Vitalis meint, daß er es demnächst brauchen wird.

Der gefangene und entflohene Wende scheint dies zu bestätigen.

Es blinkt.

Nein — es ist kein Werkzeug der Liebe.

Wenn aber die Seiden sengend und mordend ins Land fallen, wie soll man sich ihrer anders erwehren?

Sie verstehen nicht das heilige Wort. Sie verstehen aber die Sprache des Schwertes.

Er nimmt es vom Nagel.

„Segne es, Himmelsherr!“ betet er. „Kann es auch nicht ein Gerät barmherziger Liebe sein, so mache es doch zum Werkzeug deines Jornes! Gib ihm Kraft, damit es scharf schneidet und das Wendenunkraut von deinem Acker vertilgt!“

Dieses harte Gebet stärkt Bruder Vitalis. Nun kehrt nach der Verwirrung ins Herz wieder Klarheit ein.

Wie Gott will – Frieden oder Krieg, Liebe oder Haß – er wird als des Himmelsherrn treuer Streiter sein Gelöbniß erfüllen.

Die Zeit will nicht nur Beten und Singen. Sie fordert – vielleicht bald schon – die Tat . . .

\* \* \*

Es ist am Abend der Heimkehr Christophs von Magadaburg nach dem Essen. Die Kinder sind schon zu Bett. Man sitzt vor dem Hause.

Sermenegild und Anka zieren gemeinsam ein Frauenkleid mit roten Borten. Christoph, durch die schattenlose Wasserfahrt etwas ermüdet, sieht ihnen in lässiger Muße zu. Nur an dem Krug Bier, den ihm seine Frau hingestellt hat, tut er sich dann und wann gültlich.

Auf die Frage des Fährmanns, wann der Oheim wiederkomme, antwortet Sermenegild, Dietgrim werde noch mehrere Tage ausbleiben, um auch in der Umgegend die Männer und Jünglinge mit Bogen und Speer vertraut zu machen.

Dann möchte sie gern wissen, was Bruder Vitalis von der Flucht des Wenden hält.

„Er kann auch keine Erklärung geben — er ist doch zu weit fort“, entgegnet Christoph ausweichend.

Es kommt ihm ungelegen, daß die Mutter trotz Anka's Gegenwart das Gespräch auf den Vorfall bringt. Er überlegt, aber er findet so plötzlich keinen einleuchtenden Grund, um seine Frau mit irgendeiner Bestimmung zu entfernen.

In Anka steigt eine starke Woge des Trozges sinnverwirrend auf. Die anderen glauben ja doch, daß sie es getan hat. Meist deckt sie sich gern und gut, aber schon als Kind ist sie dann plötzlich hervorgebrochen, was ihr den Ruf des Mutes, sogar der Tollkühnheit eingetragen hat.

Ein Prickeln durchrieselt sie. Alle Sibern ihres Körpers sind wie zu einer Kraftanstrengung gespannt. Aus schrägen Augenwinkeln streift ein rascher Blick Mann und Schwiegermutter.

Was die beiden wohl für Gesichter aufstecken werden, wenn sie es von ihr erfahren?

Das reizt Anka vor allem. Sie schauen immer so gleichmütig aus. Nun aber wahrscheinlich nicht mehr lange!

„Ich bin es gewesen“, sagt sie mit erzwungener Ruhe, fast ohne Bewegung in der Stimme, als spreche sie von dem Gewande, an dessen Borten sie näht.

Jetzt läßt sie allerdings die lange Beinnadel sinken und blickt starr ins Leere. Sie stellt sich aber nur abwesend und wartet voll verhohlener Spannung.

„Sab' ich mir es doch gedacht!“ braust Christoph auf. „Verräterin!“

Er will sie anpacken, aber Hermenegild hält seinen erhobenen Arm zurück.

„Lass das!“ mahnt sie ernst.

„Wie bist du dazu gekommen?“ forschet er drohend, mühsam beherrscht.

„Er ist ein Christ“, entgegnet ihm Anka ohne eine Spur von Furcht.

„So, so!“ höhnt ihr Mann. „Woher hast du denn das gewußt?“

„Wir sind zusammen getauft.“

Es stimmt nicht ganz, aber es paßt ihr so besser. Es klingt überzeugender.

„Wer ist es?“

„Das spielt für euch keine Rolle. Bei euch ist ein Wende doch immer nur ein Wende.“

„Und man sieht es an dir – Wendin bleibt auch Wendin!“ schilt Christoph bitter.

„Das hättest du von vornherein wissen müssen“, weist Hermenegild ihn zurecht.

Anka lächelt verschlagen. Mag sich Christoph aufblasen, das schreckt sie nicht.

„Ihr wolltet doch von dem Gefangenen etwas erfahren?“ fragt sie mit leichtem Spott.

„Wenn du es nicht verhindert hättest, würden sie es ihm in Magadaburg schon herausgezwickelt haben.“

„Du täuschst dich. Ein Wende kann schweigen. Darum habe ich ihn laufen lassen.“

„Sonderbare Begründung!“

„Ja, aber erst, nachdem ich durch ihn etwas erfahren habe.“

„Du?“ wundert sich Hermenegild.

Ungläubig prüfend blickt Christoph Anka an.  
Was wird sie viel wissen!

„Die Gerüchte haben recht. Es gibt Krieg.“

Sart flingen ihre Worte in den heiteren  
Sommerabend hinein.

„Das wissen wir selbst.“

„Nein, nein“, flagt Hermenegild, „wir ha-  
ben es noch immer nicht geglaubt.“

„Wann und wo fängt es an?“

„Das hat er mir nicht sagen können.“

Sie mag nicht eingestehen, daß er es nicht  
hat sagen wollen.

„Heraus mit der Sprache! Du hältst es nur  
zurück!“ Sie schüttelt den Kopf. „Ich sperre  
dich in den Keller. Da wird dir schon das Ge-  
dächtnis kommen.“

„Niemand weiß es außer Gott inmitten  
seiner Degen auf der Simmelsaue.“ Nach  
Christophs ungestümen Worten flingt Ankas  
Kede sonderbar ruhig und feierlich, obwohl  
innere Leidenschaft wachsend aus ihr glüht.

„Er wird den Krieg entfachen, damit er die  
Bösen von den Guten trennt. Er lockt die  
Seiden in den Kampf und läßt zu seiner Ehre  
sie zermalmen. Schlachten wird er seine Wider-  
sacher gleich Opfertieren, weil sie ihn ver-  
leugnet haben, als er sie rief.“

Wo sie nur die Worte ohne Suchen und  
Stoßen so rasch hernehmen mag, wundert sich  
ihre Schwiegermutter.

Sie stammen aus einer Predigt des Bruders  
Laurentius. Hermenegild hat sie lange ver-  
gessen, in Anka sind sie haften geblieben und



nun hervorgeschossen wie junge Saat, durchwuchert mit dem Unkraut der eigenen Träume.

Von ihrer Rede fortgerissen, breitet sie die Arme aus.

„Wo ist Frieden?“ flagt sie und öffnet ihre Hände weit, als warte sie schon darauf, ihn zu empfangen. „Wir Weiber gebären Kinder, aber immer wieder für den Krieg. Wo ist Frieden?“

Eine unendliche Schwermut überschattet plötzlich nicht nur ihre Worte, sondern die Augen, ihr Antlitz, die ganze Frau.

Fragt denn sie allein so? denkt Sermenegild und fühlt sich mit überschattet.

Fragen nicht alle Mütter in der Welt: Wo ist Frieden?

Weinen nicht alle Mütter in der Welt um ihre Kinder, die Schwert und Feuer frisst?

Wie viel hat sie selber um ihre toten Söhne getrauert!

Ach, wo ist der Gott, der das größte aller Wunder, das Wunder des Friedens, gütig einsetzt in diese bluttrunkene, wilde Welt?

Trotzdem sie mißbilligt, was Anka tolldreist unternommen hat, fühlt sie sich ihr doch in diesem Augenblick näher denn je.

Alle Frauen bindet ein und dasselbe Band, weil sie Leben gebären.

Anka spürt dieses Band ebenso stark, als sie langsam aus tiefer Entrücktheit erwacht und sich still neben Sermenegild setzt.

Selbst Christoph wird durch die Kraft der aufwühlenden Worte nachhaltig gepackt, obwohl er sich dagegen wehrt. Auch die Schwer-

mut ist ihm von seiner Mutter her wohlvertraut. Zu oft hat er die blinden Augen um das grause Sterben seiner Brüder weinen sehen.

Am Ende eines langen Schweigens sagt er deshalb vollkommen ruhig:

„Was du getan hast, scheint mir jetzt minder arg. Du hast uns dadurch wenigstens der Unsicherheit entrissen. Besser, wir haben erfahren, daß bestimmt Böses kommt, als wir wiegen uns weiter in falsche Träume.“

Jetzt fallen seine Worte hart – Absage an die weicheren Gefühle. Mögen Weiber jammern und weinen, er wird für die Stunde gerüstet sein, wo die Waffen gegeneinander klingen. Die Schwermut ist verflogen, doch wie Mahnruf zur Tat tönt Ankas feierliche Rede in ihm nach:

„Er lockt die Heiden in den Kampf und läßt zu seiner Ehre sie zermalmen.“

Sast schämt er sich vor dieser Frau, die er eben noch in jäher Empörung eine Frevlerin gescholten hat.

Ist ihr Glaube denn so viel tapferer als der seine?

Ein dunkles Gefühl zieht ihn wieder stark zu ihr hin, nachdem es ihn doch zuerst heftig schmerzhaft abgestoßen hat. Leidenschaft ist von ihr auf ihn überggesprungen und möchte Flamme werden.

Anka verhält sich jetzt still wie ein wellenloses Wasser. Die hohen Wogen sind zerflossen. Nebelgleich erfüllt sie eine tiefe, mütterliche Traurigkeit mit allen, denen im Kampfe zu sterben und leiden bestimmt ist.

Fremd erscheint ihr nun selber, was sie aus innerstem Zwang hat sprechen müssen. O nein, sie hat nicht gespielt und doch spürt sie klar, es stammt gar nicht von ihr. Neulich am Tag vor der Tat, in der Kirche, während ihrer Unterredung mit Gott, hat fern ein Licht zu glänzen begonnen und heute ist es strahlend hell vor ihr gestanden. Dadurch fühlt sie sich trotz der lähmenden Traurigkeit hinausgewachsen über Feindschaft und Haß.

Zu keinem der beiden Ufer will sie mehr gehören.

Nur Mutter ist sie noch – nur Mutter.

Als hätten die beiden Frauen einander stumm gestanden, wofür ihre entriegelten Herzen nicht der Worte bedürfen, nimmt Hermenegild plötzlich zum Erstaunen Christophs Anka in die Arme.

„Es gibt keine Grenze zwischen Müttern“, bekennt sie überströmend. „O, was werden wir noch dulden müssen!“

Dann schluchzen die Frauen lang und heftig.

Christoph drückt sich bald davon. Er mag Tränen nicht.

Jetzt heißt es handeln.

Er geht zu den Knechten hinüber und befehlt, daß fortan die Wachen verstärkt werden.

Am nächsten Morgen sagt man es auch im Dorf herum. Die Leute meinen, Christoph habe in Magadaburg Näheres erfahren. Den wahren Grund ahnen sie nicht.

Ein paar Tage später kommt ein Wagen mit Rüstungen und Waffen. Die hat Bruder Vitalis besorgt.

Nun gibt es für Dietgrim noch mehr zu tun, als er wieder daheim ist.

Das Leben selbst löst seine Mären ab. Statt der alten Seldenlieder klingt jetzt überall das Eisen — hell, hart, gegenwärtig.

\* \* \*

Der Sommer verblüht und reift ungestört. Man birgt eine reiche Ernte. Die Ähren rascheln schwer von Körnern, und die Apfelbäume biegen sich unter dem Segen der Früchte.

Die Arbeit beansprucht jetzt jede gesunde Sand. Sogar Dietgrim stellt die Waffen beiseite und hilft mit.

Die Spannung läßt überall nach. Selbst die Gerüchte verstummen, da sich niemand mehr Zeit nimmt, auf sie zu achten. Wer den ganzen Tag arbeitet, wünscht Frieden und glaubt gern an ihn.

Während der schönen Jahreszeit lockt das Kirchlein schon einzelne Wundergläubige von nah und fern herbei. Wenn die Wallfahrer übernachten müssen, bietet ihnen der Sährhof gegen Entgelt Kost und Herberge.

Christoph erlebt jetzt in bescheidenem Anfang, was er, kühn vorausseilend, sich reicher gedacht hat. Noch fehlt viel, daß etwa ein Markt entstehen kann. Immerhin finden sich aber an den Sonntagen, wo Gottesdienst gehalten wird, regelmäßig ein paar Händler ein. Mancher, der nicht allein wegen Messe und Predigt die lange Fahrt unternehmen würde, kommt um ihretwillen und gewöhnt sich auf diesem Umweg an das Kirchlein.

Damit ist auch Bruder Vitalis vorläufig zufrieden. Von einem Beginn läßt sich nicht gleich mehr fordern. Treibt ja in den ersten Jahren eine Eiche ebenfalls nur ein paar Blätter und wird später doch ein breiter, den Schutzsuchenden vor Ungewittern schirmender Baum.

Wie eine große, mächtige Eiche erscheint Bruder Vitalis der Christenglaube, umfassend genug, daß die Völker unter ihrem Wipfel eine Zuflucht finden könnten. Die Verehrung, die seine Väter heiligen Bäumen gezollt haben, treibt so in seiner Seele von der Wurzel her ein frisches Reis.

Während der ersten Woche des Scheidung wird schon der Hafer in die Speicher geschafft. Saftig stehen noch die Kohlköpfe auf den Äckern, und in den Bauerngärten prunken ein paar Blumen bunt im Glanz dieser hellen, nur selten von harmlosen, rasch wieder zerfließenden Wolken getrübten Tage.

Am Waldsaum leuchten bereits die roten Korallen der Ebereschen und des Schneeballs. Die Dolden des Solunders färben sich violett. Bald wird er zum Pflücken reif sein, eine begehrte Speise für den nicht sehr reichhaltigen dörrlichen Küchenzettel und eine geschätzte Arznei für die Hausapotheke.

Der Ernte ist die Trockenheit der letzten Wochen zuträglich gewesen, dem Strom hingegen bekommt sie schlecht. Er wird mager und enthüllt dürre Kiesbänke, wie ein Bettler, dem das zu knappe Gewand in Fetzen reißt und seine armselige Blöße offenbart.

Die Fähre steckt fest. Sie würde auch mitten im Fluß auf Grund stoßen. Man braucht sie aber nicht. Ein Ross vermag jetzt leicht über den Strom zu schwimmen. Selbst die beladenen Saumtiere eines heimkehrenden slawischen Kaufmanns haben ihn schon durchquert.

Der Verkehr zwischen hüben und drüben ist in den letzten Wochen auf ein Mindestmaß zusammengeschrumpft. Kleiner kann er kaum noch werden. Selbst die Fischerkähne gehen sich weit aus dem Wege.

Zwei feindliche Welten sind das deutsche und wendische Ufer wieder. Der Strom aber mit seinen breiten Kiesbänken und schmalen, bald seichterem, bald tieferen Wasserläufen ist jetzt nur ein schlecht gezogener Trennungstrich.

\* \* \*

Vor dem Tempel des Gottes Triglav in Brennabor wimmelt es wie ein Ameisenhaufen. Die sonst so stille Savelinsel hallt von aufgeregten Menschenstimmen.

Bald wird die Entscheidung fallen über Frieden oder Krieg.

Der Tempel ist ein sehr einfacher, ziemlich niedriger Holzbau. Das dunkelrot getünchte Dach bedeckt schmucklose Wände. Nur vier Pfosten sind mit Waffen und Fahnen überladen. Ein Vorhang verbindet sie, der für gewöhnlich das Allerheiligste abschließt.

Seute ist er zurückgeschlagen. Sogar die Türen des Tempels stehen offen, so daß man ihren geschnitzten Zierat nicht sehen kann.

Der Gott zeigt sich an diesem Nachmittage den Gläubigen wie bei einem hohen Feste.

Aus Holz ist sein Bild und nur in Menschengröße, aber drei silberne Köpfe hat es, zum Zeichen, daß Triglav über Himmel, Erde und Unterwelt herrscht. Weil er von den Sünden der Menschen keine Kenntniss nimmt, verhüllt eine goldene Binde die Augen. Das Metall leuchtet schwach in der Dämmerung. Die wenigen Fenster sind so angebracht, daß sie ihr Licht auf dem Gotte vereinen, den größten Teil des Tempelraumes aber im Dunkel lassen.

Bisher wird das Bild allerdings kaum beachtet. Es steht ganz allein in dem leeren Heiligtum. Nur vor den Türen halten speerbewaffnete Priester Wache. Kein Beter ist zu erblicken. Niemand bringt Gaben.

Aller Augen sind voll Spannung auf einen Nebenbau des Tempels gerichtet.

Jetzt fliegt von innen ein breites Tor zurück. Hörner blasen.

Ein mächtiger Kappe — keines von den kleineren wendischen Pferden — erscheint in der Stalltür. Als das Tageslicht ihn trifft, bläst er weißen Schaum aus Nüstern und Maul. Ein helles Wiehern gellt über den stumm gewordenen Platz. Auch die Hörner schweigen.

„Triglavs heiliges Ross!“ rauscht es ehrfurchtsvoll durch die harrende Menge.

Der Kappe ist geschirrt wie zum Ritt, doch niemals darf ein Mensch ihn besteigen. Sattel und Halfter glänzen von Silber und Gold.

Ein weißgekleideter Priester führt ihn am Zaum.

Zweihundert speerbewaffnete Priester, die, wenn es nötig ist, mit dem Gott als seine Leibwache in die Schlacht ziehen, bilden ein Viereck.

In ihrer Mitte ein Oberpriester, gleichfalls weißgewandet, wird eben damit fertig, neun Speere, jeden eine Elle vom anderen, auf den Boden zu legen. Peinlich genau hat er die Entfernung gemessen.

Nun nimmt er selber den Kappen am Halfter und leitet ihn in das Viereck.

Die Befragung des Orakels kann beginnen.

Dreimal führt der Oberpriester das Ross hin und zurück durch den Raum, den die Speere freilassen.

In atemloser Spannung starrt die Menge.

Das erste Mal – kein Schaft ist von den Sufen des heiligen Rosses berührt worden.

Das zweite Mal – kein Schaft.

Das dritte Mal – kein Schaft.

„Krieg!“ kündigt dumpf der Priester, das Haupt nach Westen gewandt, „Krieg!“ mit dem Gesicht nach Süden.

Da wissen alle, daß es gegen die Sachsen geht.

„Krieg!“ brüllt jetzt auch die Menge, die jäh aus ihrer Starrheit erwacht.

Reiterkrieg – weil Triglavs Kappe entschieden hat.

Von allgemeiner Raserei befallen, fangen sie an zu tanzen, zu stoßen, zu drängen.

„Gegen die Sachsen!“ heulen sie mit geballten Fäusten. „Gegen die Sachsen!“

Der ewig glimmende alte Haß brennt gleich hell auf – eine wilde Flamme voller Mordlust und Zerstörungsgier.



Nun ist der Gott nicht mehr allein. So viele der Raum faßt, liegen ihm zu Füßen und flehen ihn inbrünstig an um Sieg. Das Kommen und Gehen will gar kein Ende nehmen.

Das Rot des Tempeldaches leuchtet in den Strahlen der scheidenden Sonne wie Blut. Irgendwo wirbeln rasch und erregend Trommeln, und eine Pauke dröhnt:

„Krieg . . . Krieg . . .“

\* \* \*

An einem blaßgoldenen Morgen ist eben die Stille des Herbstes dabei, von dem sommermüden Lande Besitz zu ergreifen. Da zügelt ein barhäuptiger blonder Reiter vor dem Sährhof seinen abgehegten Gaul.

„Überfall!“ schreit er, sich hoch aufrichtend, so daß der Zaun seinen Kopf nicht mehr verdeckt. „Die Wenden – von Norden! Überfall! Die Wenden!“

Schaurig zerfetzt es den Frieden der Morgenfrühe.

Glücklicherweise sind Christoph, Dietgrim, die Frauen und Knechte alle im Hause. Als sie erschrocken zusammenlaufen, sehen sie den Reiter schon auf der Straße nach Magadaburg beim nächsten Hof halten und hören von neuem seinen Warnruf herüberklingen. Bald noch ein paarmal, nur ferner – die ganze Welt scheint plötzlich davon erfüllt.

Wo es eben noch unbelebt gewesen ist, sammeln sich jetzt Menschen. Mit entsetzten Gesichtern starren sie dem forteilenden Unglücksboten nach.

Sind sie noch nicht völlig erwacht?

Bedroht sie ein Traum?

Nein — jetzt ist es Wirklichkeit geworden —  
scharfe Wirklichkeit.

Woher kommt der Reiter?

Die meisten wissen es nicht. Nur Christoph  
kennt ihn. Ein Sährmann hat Blick für Ge-  
sichter.

Aus einem der Dörfer am Fluß, etwa eine  
halbe Tagereise weit stromabwärts stammt der  
Bursch — ein Sohn vom Bauern des Lang-  
hofes.

„Norden . . .“ hat er geschrien. Christoph  
täuscht sich also nicht.

Wenn die Wenden dort über die Elbe ge-  
gangen sind, ist es höchste Zeit, Vorkehrungen  
zu treffen, denn sie haben schnelle Pferde.

Nun beginnt ein Rennen und Springen.  
Die Knaben laufen auf die Äcker, um Knechte  
und Mägde, die vereinzelt so früh dort schon  
arbeiten, ins Dorf zu holen. Andere werden  
in die Waldhöfe entsandt, damit deren Be-  
wohner noch rechtzeitig flüchten können.

Jeder fühlt sich minder schutzlos einem dro-  
henden Schicksal ausgeliefert, weil die Waffen  
zahlreich und in Ordnung sind. Man blickt  
ernst, doch nicht verzweifelt in die nächste Zu-  
kunft. Sinter dem emsigen Tun dieser Stunden  
steht unsichtbar als Führer Bruder Vitalis.  
Sein Stellvertreter ist Christoph. Der Schulze  
des Dorfes, ein Greis, fügt sich willig der ent-  
schlossenen Jugend des Sährmannes. Be-  
sonnen und rasch erfüllen Männer und Frauen  
ihre Pflicht.

Bei der Linde auf dem Tanzplatz ruft Christoph die Bauern zusammen. Man hält ohne Hin und Her kurzen Rat. Es gibt nur eine Meinung. Das Dorf als Ganzes ist nicht zu halten. Die Verteidiger der einzelnen Höfe würden ausgeräuchert werden gleich dem Dachs im Bau.

Wie Bruder Vitalis empfohlen hat, begießt man die Schindeldächer reichlich mit Wasser, damit sie weniger leicht brennen. Wohl werden die Wenden plündernd den Hausrat verschleppen oder zerstören und die Kornspeicher berauben. Immerhin bleiben doch Wände und Dächer erhalten, so daß eine Unterkunft vorhanden ist, wenn man wieder zurückkehren kann.

Mit Lebensmitteln schwer beladen, werden Frauen und Kinder in die Kirche geschickt. Lager für die Nacht sind ohne Schwierigkeit herzurichten. Das Gotteshaus bietet hinreichenden Raum. Manches Stück vom Hausrat, das man der Vernichtung entreißen möchte, manche in fieberhafter Eile gepackte Truhe findet auch hier Unterkunft.

Die Greise sollen gemeinsam mit den Frauen die Kirche verteidigen. Die jüngeren Männer aber werden versuchen, im Sährhof den Angriff der Feinde auf sich zu lenken. Sie rechnen damit, daß es nur einige Tage dauert, bis von Magadaburg Hilfe kommt. Sie brennen darauf, ihre Geschicklichkeit und Kraft zu erproben. Ihr Lehrmeister Dietgrim, der trotz seines Alters bei ihnen bleibt, soll sehen, daß sie nicht umsonst seinen Unterricht genossen haben.

Das kampfgeübte alte Sachsenblut fängt langsam an warm zu werden.

Vorläufig aber feiern noch Speer und Pfeil. Die Schaufel ist das Werkzeug des Vormittags. Man errichtet rings um den Sährhof einen Wall. Der Garten geht dabei zu Grunde. Dieses Opfer muß man bringen. Kraftvolle Hände führen den Spaten. Die kostbaren Stunden, die der Feind den Verteidigern läßt, bedeuten einen großen Gewinn.

Die Wenden haben gleich bei Betreten des sächsischen Landes unerwartet starken Widerstand gefunden. Außerdem geht es nicht so schnell, die Speicher des Kornes zu berauben. Man will ernten ohne Saat, deshalb zündet man die Häuser erst an, wenn sie leer sind. Man übereilt sich nicht, denn man will im Plündern gründlich sein.

Dies ist kein Eroberungsfeldzug, um Land zu gewinnen. Später haben im Sommer berichtet, wie üppig die Felder am deutschen Ufer stehen. Hier ist es nach fremdem Gut. Man pflügt nur flach mit dem Saken im Wendenreich und erzielt deshalb geringe Erträge. Man reutet auch nicht sorgsam genug das wuchernde Unkraut. Die Zahl der Kinder, der hungrigen Mäuler ist groß, und die Steuern, die der Herzog von Haus und Acker, Straßen und Flüssen, Brücken und Dämmen, Seen und Salzpflanzen, Wild und Wäldern erhebt, wachsen jedes Jahr. Darum muß man mit räuberischen Händen greifen, was man durch Fleiß nicht erwerben kann, muß auch der unruhigen, kampfplüsternden Jugend Gelegenheit

geben, ihre Begierden auszutoben — zu morden, zu brennen, zu verheeren.

Die Boten, die von Christoph in die Lindden geschickt worden sind, kehren mit den Frauen und Kindern der verlassenen Höfe wieder. Sie ziehen und schieben allerlei Gefährte, auf denen sie einen Teil der beweglichen Habe zu retten trachten. Etwas später treffen die Bauern und Knechte ein. Sie brauchen länger, weil sie das Vieh vor sich her treiben. Einzelne feindliche Reiter hätten sie aber leicht abschlagen können, denn sie sind alle bewaffnet. Ihre Bogen und Spieße geben ihnen das Aussehen von Kriegern. Ebenso rauh klingen auch ihre Stimmen, wenn sie das Vieh zu schleunigerer Gangart anfeuern.

Noch hat sich kein Wende sehen lassen. Die Flüchtlinge wollen deshalb versuchen, Magadaburg zu erreichen.

Die ersten, die eintreffen, nehmen auch das Vieh des Dorfes mit. Nur im Sährhof bleiben zwei Kühe zurück.

Man glaubt nicht, daß die Wenden bis in die Nähe Magadaburgs zu streifen wagen. Sollte man doch auf welche stoßen, will man die Tiere in den Dickichten der Mägdeheide bergen. Man kennt noch von früher her manchen Schlupfwinkel. Da zwängen sich nicht einmal die schmalen wendischen Gäule hindurch. Immer nur einzeln kann ein Angreifer sich Bahn brechen und leicht abgeschossen werden. Solch Versteck läßt sich deshalb von wenigen gegen Übermacht längere Zeit halten. Die Männer sind in Dietgrims Schule gute Bogen-

schützen geworden, und sogar etliche Frauen wissen für den Notfall Bescheid. Man ist nicht wehrlos und entmutigt, wenn auch Heim und Herd in die Gewalt der Nordbrenner fallen.

Vorwärts – vorwärts!

Der Wald hat die ersten verschluckt und schon wird es auf der Straße wieder lebendig. Dieses Mal sind es Flüchtlinge aus dem nächsten Dorf eine Strecke stromab. Da sie von weiter herbeiziehen, sehen sie schon müder und verstaubter aus.

Auch sie setzen ohne Verweilen ihren Weg fort. Nur ein paar Männer bleiben, willkommenener Zuwachs für die Besatzung des Sährhofes. Erfahrene alte Kämpen, bringen sie es nicht über sich, vor den Wenden zu fliehen, sondern wollen ihre Kraft von neuem mit ihnen messen. Sie begreifen sofort, worum es geht, und arbeiten ebenfalls am Wall.

Erst lange nach Mittag hasten die letzten Flüchtlinge vorbei. Ihnen sind wendische Reiter anfangs schon dicht auf den Fersen gewesen, aber mit einigen Pfeilschüssen vertrieben worden.

Nun wird es Zeit, die Späher vorzuschicken. Halbe Knaben sind es, aber helläugig wie Salben und gewandt wie Lichkäzchen.

Soch in den Baumgabeln der noch voll belaubten Lichen halten sie von jetzt ab ununterbrochen Wacht, alle Sinne gespannt. Furcht kennen sie nicht. Wenn ein feindlicher Haufen naht, werden sie sich rechtzeitig zurückziehen und es im Sährhof melden. Mit ein paar Reitern hingegen kann sofort der Strauß beginnen.

Sie haben bei Dietgrim schießen gelernt. Ihre Pfeile treffen. Auch als Baumschützen sind sie geübt. Die Wenden sollen sich hüten.

Vorläufig ist noch immer kein Feind zu erblicken, aber Feuer flammen auf und wälzen schwarze Qualmwolken über die Niederung. Sie künden mit furchtbarer Eindringlichkeit den Weg der Nordbrenner.

Jede Stunde rücken die Feuer näher. Die Burschen auf den Bäumen kennen jeden Bauernhof, jedes Dorf, denen der rote Hahn in die Schindel- und Binsendächer flattert.

Bisher haben sie vom Krieg immer nur reden hören. Heute sehen sie mit eigenen Augen, was er schon in der Entfernung bedeutet.

Bisher hat man ihnen erzählt, daß die Wenden die Feinde der Sachsen sind. Heute fühlen sie zum ersten Male, was dies heißt – Feind – und es löscht aus ihren Herzen alles Kindliche, Weiche und Spielerische aus. Feinde sind keine Menschen, sind Untiere, die rauben und töten. Feinde muß man wie Wölfe erlegen, wenn sie einen nicht zerreißen sollen.

Immer heller entfacht sich an den lodernden Bränden der Haß.

Immer härter blicken die jungen Augen, und aus Knabenlippen formt sich ein strenger, rache-durstiger Männermund.

Spät nachmittags, als der dichtere Forst schon dämmerig und abweisend zu werden beginnt, traben drei wendische Reiter bis an den Waldsaum. Die vier Burschen in den Eichen wagen kaum noch zu atmen und lauern schußfertig.

Einer hat den verabredeten Warnruf der Amsel ausgestoßen. Ja, sie sind auf dem Posten.

Die Reiter halten eine Weile. Der Wald droht ihnen, scheint es, Gefahr. Sie überlegen, ob sie ihn durchreiten sollen. Hat der Warnruf sie erschreckt? Da aber beginnt eine richtige Amsel zu schelten, wie es abends vor dem Schlafengehen ihre Gewohnheit ist.

Langsam reiten die drei in den Wald ein. Sie spähen scharf nach allen Seiten, doch nicht nach oben.

Schon steigen zwei Kofse, weil erschrockene Hände sie am Zügel reißen. Pfeildurchbohrt, stürzen ihre Reiter aus den Sätteln.

Der dritte erkennt hoch über sich etwas im Wipfel. Wie alle Wenden ist er ohne Bogen und Pfeil, außer mit Streitart und Messer nur mit dem Speer bewaffnet. Er schleudert ihn sicher, aber nicht sicher genug. Der Bursche im Laube duckt sich. Der Todbringer saust dicht an ihm vorbei. Der Wende aber taumelt schon, mehrfach pfeilgetroffen, rücküber vom Ross.

Vier rasche Schatten gleiten aus den Wipfeln nieder. Zwei der Wenden sind tot. Der dritte, leichter verwundet, langt nach der Streitart. Da aber macht das kurze Schwert des stärksten der Burschen seinem Leben ein Ende.

Starr blicken die vier auf das fließende Blut.

Im Frieden sind sie geboren und aufgewachsen, haben noch nie Menschenblut fließen sehen. Denn die hier liegen, obwohl sie wendische Nordbrenner sind, sehen trotzdem wie Menschen aus, nicht wie erlegte Wölfe.



Stumm stehen die vier.

Ein Frösteln hat sie gepackt. Einer seufzt, da seufzen die anderen auch. Nun nimmt er die Streitart, die dem Wenden entsunken ist, und wiegt sie sinnend in der Hand.

Immer noch wortkarg, sammeln sie die Waffen der Toten als Beute.

Eines der Pferde wiehert. Es wittert den Tod seines Herren.

Den Burschen graut es vor den Leichen. Sie schleifen sie ins Dickicht. Dann reiten drei die Pferde heim. Man wird sie dort brauchen können, wenn es auch nur die minder kräftigen Wendengäule sind.

Der Älteste und Beherzteste bleibt als Wache zurück und klimmt wieder in den Baum hinauf.

Die Pferde benehmen sich zuerst störrig. Sie wollen ihre toten Herren nicht verlassen und suchen schnuppernd nach ihnen voll Treue. Der Schenkeldruck der jungen Reiter aber treibt sie vorwärts. Bald laufen sie gehorsam, so daß die drei Burschen in kurzer Zeit wieder da sind.

Das Dunkel wächst. Der schmale Mond spendet nur ein schwaches Licht.

Lange rührt sich nichts mehr. Nahe an Mitternacht erscheint ein einzelner Reiter. Schwarz steht er vor dem matten, silbernen Blau, klein gegenüber der großen Weite. Er starrt in den Wald hinein, als ob er die drei hier Verlorenen erwarte. Dann kehrt er mit jäher Wendung um und trabt eilig zu den Seinen zurück.

Für einen Pfeilschuß ist er unerreichbar geblieben.

Der Nachtwind streicht jetzt schon herbftlich kühl durch den Wald. Das Laub rauscht stärker. Vielleicht will es verbergen, daß hier Menschen sind. Ein Ast ächzt Klage über die Toten, die unter ihm unbestattet liegen.

Fern lodert hier und dort neu eine Feuersäule auf. Das sanfte Blau der Sternennacht wird trübe, weil dicke Qualmfahnen es durchziehen.

In den Gemütern der vier Burschen wächst wieder der Haß.

Nein — die Nordbrenner sind doch keine Menschen, sind Untiere, und man muß sie töten wie reißendes Raubzeug.

Manchmal streift ein Blick die Büsche, wo die Leichen verborgen liegen. Die tun keinen Schaden mehr. Gerechte Strafe hat sie erteilt.

Ein hartes Gefühl der Siegfrenude scheucht die Müdigkeit, obwohl diese sich stärker meldet, je später es wird.

Da Nähe und Ferne stundenlang unbelebt bleiben, scheinen die Wenden nicht gewillt, vor Tag weiterzuziehen. Vielleicht schreckt sie das Verschwinden der drei Reiter.

Jetzt genügt es deshalb, wenn nur einer der Burschen im Baumwipfel Ausschau hält. Die anderen steigen herab, raffen ein wenig welches Laub zusammen, legen ihre Waffen griffbereit und fallen rasch in Schlaf. Blutige Bilder aber schrecken ihre Träume.

Als der Wächter nach etlicher Zeit oben müde wird, weckt er einen der Gefährten. So geht es reihum.

Kaum verblaßt die Nacht, da sitzen alle vier schon wieder auf den Astgabeln. Fast noch beim Morgendämmern erkennen sie in der Ferne eine starke Bewegung. Das ist kein einzelner Reitertrupp. Darum klettern sie geschwind von ihrem luftigen Sitz herunter und laufen heim, so rasch die Füße sie tragen, drei zum Fährhof und einer zur Kirche, wie es verabredet ist.

Sinter ihnen hallt schon die Straße vom Stampfen der wendischen Kofse. Ein langer reisiger Zug wälzt sich, allerdings noch nicht sehr schnell, gegen Wald und Dorf.

Im Fährhof hat man mit Ungeduld die Meldung erwartet.

Der Wall ist vollendet. Die letzte noch offene, schmale Stelle wird schleunig zugeworfen, nachdem die Burschen herein sind.

Auch das Tor der Kirche schließt sich nun fest und abwehrend. Eine Lage dicker Balken soll den Einbruch verhindern, wenn es unter der Wucht des Ansturms zerbricht. Mehrere Fenster, die vom Boden ziemlich leicht zu erreichen sind, werden mit starken Trüben verammelt. Das Dämmerdunkel nimmt dadurch zu, aber auch das Gefühl der Sicherheit.

Man rührt gern die Hände zum allgemeinen Wohl. Solange man sich beschäftigen kann, empfindet man das Warten als minder zermürbend.

Voll atemraubender Spannung lasten auf jedem Herzen diese frühen Morgenstunden. Noch besteht eine schwache Möglichkeit, daß der wendische Haufe an der Stelle, wo dicht vor dem Walde der Weg sich gabelt, nach

Westen abbiegen wird. Die Vernunft schilt allerdings sofort diese Hoffnung töricht. Die andere Straße führt lange durch unwirtlichen Wald, hier aber winkt ein Dorf mit gefüllten Speichern.

Endlos dehnt sich die Zeit, als müsse sie selber und mit ihr das bang wartende Herz zerreißen.

\* \* \*

Drüben am Waldsaum wird es lebendig. Büsche rauschen. Äste brechen. Geschrei – Waffenklirren – Stampfen und Schnaufen von Pferden.

Die schwache Hoffnung der Eingeschlossenen lischt aus wie eine Kerze im Sturm.

Jetzt weiß man aber wenigstens, woran man ist. Festigkeit prägt alle Gesichter, auch die der Frauen. Unheil naht, doch wird man ihm nach Kräften zu begegnen suchen. Besser, man steht ihm gegenüber, als das aufreibende, müßige Warten.

Wie ein Heuschreckenschwarm fallen die Wenden ins Dorf. Zuerst stoßen sie gegen den Sährhof vor, weil er auf ihrem Wege am nächsten liegt. Als sie den Wall erblicken, stutzen sie und halten achtungsvollen Abstand. Nichts regt sich hinter den doppelten Wänden. Die Besatzung spart ihre kostbaren Pfeile. Zahlreiche Posten umzingeln das Haus und beobachten; einen Sturmangriff unternehmen sie nicht.

Die anderen Gehöfte stellen leichtere Beute in Aussicht. Zwar ist jedes Tor, jede Tür ver-

rammelt. Trotz heftiger Anstrengung und roher Gewalt kostet das Eindringen Zeit.

Als die Beile endlich Bahn gebrochen haben, stürzen die Stärksten vor allem hinauf in die Kornkammern unter den steilen Giebeln. Wie erwartet, sind sie gut gefüllt.

Keuchend, schleifen und schleppen die Gierigen die prallen Säcke herunter.

Wo aber sind Wagen!

Die Wenden haben keine Wagen mitgenommen — die müssen doch die Feinde stellen.

Hier aber scheint es auf keinem Hof Wagen oder Karren zu geben.

Nein — denn vorsorglich hat man sie alle in den tiefen Wald gefahren und dort versteckt. Oder sie rollen, mit der besten Habe beladen, unbehindert nach Magadaburg.

„Die Fähre!“ schlägt einer vor.

Schon schleppen sie die Säcke zur Elbe. Was aber nützt der Kahn! Er liegt fest im Uferschlamm, und die Ruder fehlen. Auch mit ihnen brächte man bei dem niederen Wasserstand die volle Fähre nicht an das wendische Ufer.

Trotzdem wirft man die Säcke hinein. Man weiß keinen anderen Platz und will die schweren Lasten nicht länger herumziehen.

Etlliche besonders Ungeduldige packen ihrem Pferd einen Sack auf und treiben die Tiere ins Wasser. Nur mühsam geht es, denn die wendischen Gäule sind nicht sehr stark. Sie wittern auch die Gefahr und sträuben sich. Das hilft ihnen aber nichts. Schläge treiben sie weiter. In der Mitte jedoch, wo die Strömung selbst

nach trockenen Wochen Nacht hat, verlieren sie den Salt und werden fortgerissen. Nun sind Ross und Beute dem Untergang geweiht. Fluchend retten sich die Männer aus den Wellen.

Grimm erfaßt die Wenden.

Sie durchstöbern die Ställe. Kein Pferd, keine Kuh, kein Schaf fällt ihnen in die Hände. Selbst die Zühner sind fort. Auch kein Mensch ist zu finden, daß man ihn martern und ein Geständnis der Verstecke erpressen kann.

Seller flammt die Wut der Enttäuschung.

Erbeutet man schon nichts, will man doch zerstören.

Brennen muß es.

Sie schlagen Tische in Trümmer und holen Schemel herbei. Alles mögliche Hausgerät fliegt auf den der Vernichtung geweihten Haufen.

Langsam züngelt die Flamme. Endlich packt sie der heute träge Wind, und sie steigt.

Das ist nur der Anfang. Die glimmenden Beine der Tische und Schemel werden in die Dachschindeln gestoßen. Ein helles Feuer wollen die Wenden lodern sehen, um sich durch solchen Spaß für die geringe Beute zu entschädigen.

Ist dies jedoch Zauber?

Die Dächer rauchen kaum. Sie glühen nur ein wenig und verlöschen gleich wieder. .

Kein Zauber, nur flug geübte Vorsicht. Am Abend vorher haben die Bauern noch einmal die Dächer mit Wasser begossen, als sei eine Sturzflut niedergebrochen. Der starke Tau

der Herbstnacht hat das Seinige dazu getan und die Nässe festgehalten. Das aber können die Wenden nicht wissen.

Zauber! — Zauber! — Die Stimmung leidet noch mehr, seitdem man sich einer verborgenen Macht gegenüber wähnt.

Der Supan der Wenden ratschlagt mit seinen Hauptleuten. Auf allen Gesichtern malt sich Mißvergnügen. Die Arbeit lohnt hier schlecht. Soll man weiterziehen?

Da ist aber noch der umzingelte Fährhof. Keine Menschenstimme klingt aus ihm herüber, doch eine Kuh brüllt. Das entscheidet. Man muß den Hof mit Gewalt nehmen. Sicher wird man in ihm alle Schätze finden, die man in den übrigen Häusern vergebens gesucht hat. Darum befiehlt der Supan nun den Angriff.

Die Wenden erheben ein fürchterliches Geschrei, daß es die Frauen bis in die Kirche hinüber hören und vor Schrecken erbleichen. Die Herzen der Männer spüren kein Bangen. Jeder Bogen spannt sich fast von selbst.

Der Wall gibt gute Deckung.

Kaum gelangen die Stürmenden in Schußweite, empfängt sie ein Pfeilregen. Das haben sie nicht erwartet.

Die Verteidiger zielen gut. Mehrere Wenden bleiben liegen. Etliche humpeln oder kriechen verwundet und kampfunfähig zurück.

Die anderen stocken. Das gibt den Belagerten Zeit, wieder zu schießen. Dieses Mal mit noch besserem Erfolg. Kaum ein Pfeil fliegt ins Blaue. Dietgrim lobt seine Schüler.

Wer von den Wenden noch seine Beine brauchen kann, bringt sich jetzt eiligst außer Schußweite. Der erste, allerdings mit nicht sehr starken Kräften allzu sorglos unternommene Angriff ist ohne Schwierigkeit abgeschlagen.

Vielleicht wäre es klüger, ein Dorf zu suchen, wo leichtere Beute winkt. Der Hof aber lockt. Sicher sind hier mehr Schätze verborgen als anderswo. Warum hätte man sonst einen Wall gezogen? So viel Mühe gibt man sich nicht um ein einfaches Bauernhaus.

Die Verwundeten stöhnen und jammern.

Die Toten fordern Rache.

Die Ehre steht auf dem Spiel, denn selbst diese Mordbrenner halten auf Ehre in ihrer Art. Und wie soll der Supan in Brennabor sich vor den Priestern des Triglav verantworten, wenn er sieglos heimkehrt? Der wilde Herzog wird schäumen. Er hat diesen Krieg nicht gewollt, hat ihn nicht als Staatsunternehmen erklärt, sondern als eine persönliche Sache des Supans. Bringt der reiche Beute heim und zahlt davon dem Herzog die Steuern, ist dieser zufrieden. Mißlingt aber der Raubzug, muß der Supan es büßen. An den Priestern des Triglav, die seit langem zum Kampf, zum Rachekrieg gegen die Christen hegen, vergriff sich der Herzog nicht. Sie schützt der dreiköpfige Gott.

Als der Wendenführer seine gesamte Macht zusammentreibt, folgen nicht alle ihm willig. Man brennt, schindet und mordet gern, kämpft aber nur, wenn es unbedingt nötig ist.



Seiſſporne müſſen den geſunkenen Mut aufpeitschen. Bier und Met gibt es in dem verfluchten Hof, läßt der Supan unter die Verdrossenen aussprengen. Saben ſie ihn nur erſt erobert, dürfen ſie ſaufen bis zum Morgen. Es wird reichen für jeden mindedeſtens bis zum Kaufch.

Alſo noch einmal vorwärts!

Das blutige Spiel beginnt von neuem.

Wieder erheben die Wenden ihr wüſtes Geſchrei, jetzt noch lauter als zuvor, weil ſie damit ſich ſelber anfeuern wollen. Überdies ſtößt der Supan ins Horn, daß es ſchrecklich hallt und die Kinder in der Kirche vor Furcht zu weinen beginnen.

„Er muß ſich ſelber Mut einblaſen!“ ſpottet Dietgrim biſſig.

Nun ſtürmen ſie heran. Ihre Zahl iſt ſo groß, daß für jeden, der im Pfeilhagel niederſtürzt, ſofort ein anderer daſteht.

Die Speere fliegen ihnen entgegen und treffen ihr Ziel. Immerhin bleiben genug Wenden übrig, die doch an den Wall gelangen.

„Schwerter und Streitärte zur Hand!“ heißt es jetzt hinter der Bruſtwehr.

Kein Wende bezwingt die Umfriedung, oft aber geht es Mann gegen Mann und nicht ſelten muß einer der Verteidiger es mit zwei oder gar drei Feinden aufnehmen. Da ſetzt es Siebe und Stiche. Auch mancher Sachſe taumelt, und etliche ſtehen nicht mehr auf.

Als der Kampf am heißteſten tobt, wird Dietgrim von einer wendiſchen Streitaxt ſchwer in die Schulter getroffen. Eine Weile ſicht er

noch. Plötzlich aber schwimmt es ihm vor den Augen. Nur mühsam tastet er sich ins Saus. Dort sinkt er zu Boden.

Der zweite Angriff der Wenden bricht wie der erste zusammen.

Ihrem Supan rinnt durch einen Speerwurf das Blut über die Stirn.

Der Wall von Erde und Eisen hat gehalten. In vorsichtiger Entfernung, bis wohin kein Pfeilschuß reicht, sammeln sich die Wenden, müde, enttäuscht, wund.

Schon beginnt der Herbstnachmittag in Grau zu ertrinken. Heute können sie keinen Sturm mehr unternehmen. Es dunkelt früh.

Sie ziehen sich an den Fluß zurück. Dort sitzen sie in Reihen und rasten, mit Wachen umstellt, als seien sie selber belagert. Die Verwundeten legt man in die Häuser, damit ihr Stöhnen die düstere Stimmung nicht noch verzeifelter macht.

Spät erst bringt man ein paar Lagerfeuer zum Glimmen. Sie brennen trübselig und schlecht, denn es beginnt fein, doch ausdauernd zu regnen. Das steigert sofort den Mißmut.

Dort drüben winkt aus Nebel und Tropfengeriesel das andere Ufer. Manchem dünkt es, daß er trotz Kriegsrühm und Beute viel lieber wieder daheim wäre. Gar zu unglimpflich ist er hier empfangen worden. Hart schmerzen Wunden und Schrammen.

Mit der wachsenden Dunkelheit senkt sich das Schweigen der Erschöpfung über die Wenden. Nur die Wachen halten die Lider offen. Es kostet Mühe genug, aber die Angst

hilft den Schlaf verscheuchen. Bei jedem Geräusch fürchten sie einen jähen Ausfall der umzingelten Sachsen.

Lauter glückt der Fluß, weil er von stärkeren Regengüssen im oberen Stromgebiet seine Wasser schwellen fühlt. Schon verschwindet hier und da eine Kiesbank unter den Wogen.

Die wendischen Wachen sehen in der nebel-dunstigen Finsternis dieser Herbstnacht unheimliche Geister tanzen und packen ihre Speere fester, obwohl sie wissen, daß man mit eisernen Waffen solchen Feinden nicht beikommt. Sie murmeln ununterbrochen Zaubersprüche und können doch die Furcht nicht bannen.

Wer weiß, ob ihre Zaubersprüche auch in diesem Lande gelten, das einem anderen Gotte gehört?

Plötzlich hebt das Lied einer späten Grille an.

Einem der Posten dünkt es, als ob sie mit ihren schrillen Tönen die Eindringlinge verhöhn wollen. Schwermut packt ihn, und er weiß im selben Augenblick, daß die fremde Erde ihn behalten, daß er den kommenden Tag nicht überleben wird. Als die Grille verstummt, erscheint ihm die schweigende Finsternis fürchterlich — so, wie er es am anderen Ufer nie empfunden hat.

Jedes Land besitzt Geister, und auch sie kämpfen auf ihre Art gegen den Feind.

Drohend ist diese Nacht, die schon nach Verwesung riecht.

\* \* \*

In der Kirche führt Hermenegild über die Frauen und Kinder das Regiment. Alle folgen ihr willig. Die Schwere der Stunde läßt jeden kleinlichen Zwist verstummen. Heute bilden sie eine notumschlossene, einige Gemeinschaft.

Die Mutter des Säbrhofs, wie man seit Thankmars Tode sagt, wird dabei zur Mutter des ganzen Dorfes. Sie flößt den Jagenden Vertrauen ein. Ihr sicheres Gebahren ermutigt die Schwachen und macht die Bangen flaglos standhaft. Der Schein des Wunders leuchtet um so heller, je düsterer die Finsternis der Gegenwart schattet. Gott, der Hermenegild ausgezeichnet hat, wird sie bei diesem Kampf gegen die Heiden nicht im Stich lassen. Er ist hier jetzt kein leerer Name mehr. Man erlebt ihn, wenn man in die wieder sehend gewordenen Augen dieser Frau schaut.

Seit dem Morgen ist jeder auf einen Angriff gefaßt. Man nutzt noch eifrig die Zeit, um ihn besser abzuschlagen. Die Greise unterweisen die jüngeren Frauen rasch in der Handhabung der Waffen. Es mag der Weihe des Ortes nicht entsprechen, aber Hermenegild duldet es. Der Simmelsfürst wird es billigen, daß seine Getreuen sich wappnen, ist doch ihr Feind auch der seine.

Man hat die große Portaltür mit Balken und Truhen bis oben fest verrammelt. Die kleine Pforte auf der Rückseite des Chores bleibt durch diese Maßnahmen jedoch unberührt. Sie soll die Möglichkeit offen halten, Boten vom Säbrhof zu empfangen oder dorthin zu senden. Zwei dicke Balken schützen auch sie. Wer aber

die Sperre bewältigt und hier eindringt, gelangt vorerst in einen schmalen Gang, der nur einem Mann Raum bietet und darum leicht zu verstopfen ist, sobald zwei oder drei Angreifer gefallen den Boden bedecken.

Es erregt Staunen, als der Tag wächst und die Wenden sich gar nicht um das Gotteshaus kümmern. Sonst sind sie doch nach Gold und Schätzen vor allem lüstern. Wahrscheinlich vermuten sie diese hier nicht, und das Kirchlein scheint ihnen zu gering. Vielleicht stellt auch die Festigkeit der Mauern einen zu harten Widerstand in Aussicht.

Das Staunen der Frauen weicht immer mehr einer frommen Zuversicht in den durch die Bedrängnis hierfür mehr als sonst geneigten Herzen. Das Kirchlein ist den Augen der Seiden unsichtbar geworden. Ein neues Wunder begibt sich, und den bangen Seelen fließt es zu wie stärkende Labung in der Pein todnahen Geschickes.

Dennoch senkt der Abend mit wachsender Finsternis eine immer schwerere Last auf die armen Herzen herab. Die Sorge um das Los der Männer und Söhne wird quälender. Es scheint, daß der Sährhof den Stürmen widerstanden hat, sonst verhielten sich wohl die Wenden nicht so still. Aus dem Lärm des Kampfes aber, der bis zum Kirchlein herübergedrungen ist, schließen die Frauen, daß man hart gestritten und es Opfer gekostet hat. ‚Vielleicht mein Mann oder dein Mann?‘ fragen stumme Blicke. ‚Vielleicht mein Sohn oder dein Sohn?‘ Manch einer liegt sicher

wund. Eine Frau kennt Mittel, die Blut stillen und heilen. Was aber hilft es, wenn sie hier eingeschlossen sitzen muß?

Als die Finsternis das Kirchlein ganz einzunehmen droht, zündet Hermenegild am Altar eine Kerze an.

Eine einzige Kerze, das ist spärlich für den menschenvollen Raum, aber man besitzt nur zwei. Sie sind kostbar, weil man sie beim Lichtziehen daheim nicht so lang und fest zustande bringt. Man will sich auch durch den Widerschein dem Feinde draußen nicht verraten.

Wenn nur die Nacht noch ohne Sturm hingehet! Bis morgen sendet der Herr Christ sicher Hilfe.

Alle denken an Bruder Vitalis. Er wird nichts unversucht lassen, seine Kirche, seine Gemeinde zu retten. Das glauben sie bestimmt.

Neben der Kerze muß Hermenegild sitzen. Der matte Glanz fällt auf ihr bleiches, doch unverzagtes Antlitz. So wünschen es die Frauen. Sie wollen dieses Antlitz sehen, wenn sie ihren Blick von der trostlosen Finsternis abwenden oder aus einem kurzen, träumerischen Salbschlummer schreckhaft in die unbarmherzige Wirklichkeit emporfahren.

Hermenegild schläft nicht. Diese Frauen und Kinder sind ihr anvertraut worden, und sie wird von ihrer Aufgabe so erfüllt, daß sie sich keine große Mühe geben muß, wach zu bleiben. Vielleicht weckt auch das Wunder in ihr eine Kraft, die den Schlummer trotz der wachsenden Stille des Raumes von ihr fernhält.

Schließlich unterbrechen nur noch die schweren Atemzüge einer unbequem Schlafenden oder die Seufzer einer Wachen das bange Schweigen. Bisweilen flüstert ein Kind. Einmal lacht ein Mädchen im Traum, aber es klingt wie Weinen.

Bilder der Erinnerung steigen körperhaft vom schwarzen Grunde der Kirche vor Hermenegild auf – helle Brandlohe und bei ihrem Glackerschein Männer im verzweifeltsten Kampf, ausbrechendes Vieh, Weiber auf nächtlicher Flucht, hilflos wimmernde Kinder. Sich selber sieht sie, und neu durchrüttelt sie der ungeheure Schreck über den Tod der Söhne, spürt sie das tiefe Dunkel, das sie für Jahre der sichtbaren Welt beraubt.

Und wieder tobt Krieg.

Dieselben Mordbrenner und Zerstörer lauern draußen in der Nacht. Wer ihnen in die Hände fällt, auf den warten Erniedrigung, Schande, Marter und Pein. Dennoch schlägt Hermenegilds Herz auch jetzt, wo es in der Stille der Nacht durch nichts wohlthätig abgelenkt wird, voll unangreifbarer Zuversicht.

Dieses Gefühl gibt ihr so viel Stärke, daß sie selber darüber staunen muß. Der Verstand plagt sich, es zu begreifen, aber umsonst. ‚Dir kann nichts geschehen‘, mahnt es tröstend. ‚Der das Wunder getan hat, schirmt dich und deine schwache Schar. Er läßt sein Antlitz leuchten über dir, daß keine Finsternis euch Schaden darf.‘

Hermenegild wird aus ihrer Entrückttheit durch eine Bewegung bei dem Gang zur kleinen

Pforte aufgescheucht. Flüsterworte — Frauenhände ziehen die dicken Balken mit Anstrengung fort. Dann führt Anka, die an jener Tür Wache gehalten hat, Komoald, einen halbwüchsigem Burschen, zu Hermenegild.

Durch das Fortziehen der Balken entsteht in der Kirche Unruhe. Die meisten Schläferinnen sind erwacht und wollen wissen, was es gibt. Die Dunkelheit aber hindert sie, ihre Plätze zu verlassen. Murmeln wird sorgend und fragend laut.

„Seid ruhig!“ mahnt Hermenegild. „Es droht keine Gefahr.“

Seltsam klingt diese zuversichtliche Menschenstimme durch die von bösen Träumen und geisterhaften Hoffnungen erfüllte Kirche. Fast überirdisch in ihrer ruhigen Klarheit wirkt sie auf die erschreckten Herzen der Frauen.

Sogleich wird es wieder still.

„Wo kommst du her?“ fragt Hermenegild leise den Burschen.

„Ich habe mich durch die wendischen Wachen geschlichen“, antwortet er ebenso leise.

„Wie sieht es im Säbrhof aus?“

Trotz aller Unerfrohenheit stockt Hermenegild jetzt doch der Atem.

„Wir haben zwei Angriffe abgeschlagen“, berichtet Komoald voll Stolz.

„Wie geht es den Männern?“

„Einige sind wund.“

„Aber alle leben?“

Der Bursche schüttelt den Kopf. „Sumfried, der Herr vom Eichenhof, und Odo, der Schmiedknecht, sind tot.“



Unwillkürlich hat die Wichtigkeit der Nachricht ihm die Stimme erhoben. Ein Raunen läuft durch die gespannt lauschende Kirche.

Irgendwo im Dunkel beginnt eine Frau zu schluchzen – Sumfrieds Ehegemahl.

„Und wer sind die Verwundeten?“

Er nennt wohl an zehn Namen. Sie gehen ihm geläufig vom Mund, weil er dabei keiner Frau ins Auge zu schauen braucht und ins Dunkel hineinsprechen kann, wo jeder Name Seufzen und Klagen weckt.

Zuletzt nennt er Dietgrim. Nur stockend bringt er es zuwege, weil er hierbei Hermenegilds Blicken nicht ausweichen kann.

„Ihn hat es von den Verwundeten am schwersten getroffen“, fügt er leiser hinzu.

„Wo?“ fragt sie in voller Fassung.

„Eine Streitart hat ihm die Schulter zerschnitten.“

„Er lebt noch?“ fragt Hermenegild mißtrauisch.

„Er wehrt sich wie vorher gegen den Feind auch mannhaft gegen den Tod. Deshalb aber bin ich zu euch geschickt worden. Ich soll euch ausrichten, wir brauchen im Särbhof eine Frau zum Pflegen der Wunden. Männer wissen wohl gut mit Waffen, doch schlecht mit Verbänden und Heilkräutern Bescheid.“

Ein paar Frauen, die ihren verletzten Männern helfen wollen, drängen heran.

Abwehrend hebt Romoald die Hand. Ernst wie ein Mann warnt er, denn er ist in diesen schweren Stunden früh einer geworden:

„Überlegt es euch wohl! Nicht jede taugt für solchen Weg. Es lauert Gefahr. Ein Speer flog mir dicht am Haupte vorbei.“

Da schiebt sich ein Schatten zwischen ihn und die Frauen – Anka.

„Ich gehe“, erklärt sie ruhig.

„Sinter dem Hause am Wall erwarten sie dich“, stimmt Komoald ohne Bedenken zu. Von ihr ist schon im Sährhof gesprochen worden.

„Sinter dem Hause am Wall“, wiederholt Anka, als müsse sie es sich einprägen.

„Der Zaun bietet keine Schwierigkeit mehr. Die Stürmenden haben ihn niedergerissen. Bis dahin sind unsere Pfeile geflogen. Viele Tote liegen dort.“

„Viele Tote . . .“, murmelt Anka schauernd.

Hermenegild fühlt mit, wie der Schwieger-tochter zumute sein mag. Sie will den Arm um sie legen, doch Anka entzieht sich ihr.

„Es eilt!“ drängt Komoald. „In einer Stunde etwa beginnt die Dämmerung. Dann ist es zu spät. Komm!“

„Du bleibst!“

„Ich lasse dich nicht allein.“

„Ich kenne den Weg und weiß, wie man sich deckt.“

Sast flingen Ankas Worte, als berge sich hinter ihnen ein Doppelsinn.

„Trotzdem!“

„Zwei sieht man eher als einen.“

Das läßt sich nicht bestreiten. Komoald findet keine Widerrede mehr.

„Ich will nur noch einmal meine Kinder sehen“, sagt Anka zu Hermenegild mit dunklerer Stimme.

Sie liegen in ruhig tiefem Schlummer. Koswitha bewacht sie.

Anka streckt die Hand nach den Kleinen aus, berührt sie aber nicht. Warum sie wecken? Sie ahnen glücklicherweise nichts von der Schwere dieses Abschieds.

Der Mund der Frau preßt sich schmal zusammen. Er zittert.

Entschlossen reißt sie sich los. Sie darf ihr Herz nicht unnötig martern, muß in der nächsten Stunde alle ihre Sinne klar beleinander haben.

„Möge der Herr Christ dir helfen!“ Hermenegild drückt Anka einen Kuß wie einen Segen auf die Stirn. „Grüß die anderen! Du weißt, wo die Heilkräuter liegen. Nimm vor allem die zu Sonnwend gepflückten! Hoffentlich triffst du Dietgrim noch am Leben. Nun aber geh!“

Ach, es sind ja doch nur überflüssige Worte ohne Gewicht! Das Ende der Nacht droht. Jetzt heißt es handeln, nicht raten.

Hermenegild möchte aus einem mütterlichen Gefühl heraus die Schwiegertochter halten. Sie kann, sie darf es nicht. Anka ist ihr noch nie so lieb gewesen wie in dieser Stunde, wo sie freiwillig einen schweren Dienst übernimmt — eine Aufgabe, deren Erfüllung vor allen anderen Frauen der Jungherrin des Sährhofes obliegt. Heimlich würde es Hermenegild bitter kränken, wenn eine Fremde das Wagnis auf sich nähme.

Fremde — wie oft hat sie Anka als solche empfunden!

Erst in diesem Augenblick nimmt sie die Schwiegertochter von Herzen auf unter die Thren und entläßt sie deshalb mit Sorge.

Die anderen denken nicht alle so. Zu tief sitzt der Argwohn in ihren Seelen. Deshalb können sie das Opfer, das Anka ihnen bietet, nicht mit stummem Dank hinnehmen.

Als eben die Balken von der Pforte zurückgeschoben werden und Anka vor dem Gang wartet, bis die Thür sich öffnet, sagt eine Frau halblaut zu einer anderen:

„Die Wendin soll nur gehen. Wenn sie die fangen, machen sie es ihr bestimmt nicht wie uns. Sie ist ja doch eine von ihnen.“

Anka versteht nur das Wort ‚Wendin‘, aber es genügt. Sie kann sich denken, was die Frau zu schmälen hat.

‚Wendin‘ — wie ein Fluch hängt es sich ihr ins Ohr.

Nun steht sie draußen. Stockfinster umlagert noch die Nacht das Kirchlein. Der Regen hat aufgehört.

Anka duckt sich in den Schatten des Baues. Sie will erst eine Weile warten, für den Fall, daß ein Späher die Bewegung an der Pforte beobachtet hat.

Sie preßt die Hände gegen die Stirn und atmet tief die frische Luft. Das befreit.

Mit wüstem Kopf hat sie jede der nächtigen Stunden durchwacht. Der Tag ist furchtbar für sie gewesen. Beim Herüberhallen des

Kampflärms hat sie Schreckliches erduldet. Nicht Leid und Angst gleich den anderen Frauen — viel Schlimmeres, als hätten die Streitenden ihr Herz wie einen Kampfspreis hin und her gezerzt. Sie aber hat es wehrlos leiden müssen, weil sie beiden Völkern und keinem zugehört.

Das vor allem treibt sie jetzt in die Nacht hinaus. Sie kann nicht mehr Stunde um Stunde tatenlos sitzen. Sie muß etwas vollbringen, wodurch sie einer Seite, einem Ufer des Stromes endgültig zugehören wird.

Sie denkt nicht daran, daß sie als Frau des Sergen eine Pflicht zu erfüllen geht. Sie denkt nur, daß es gefährlich ist, was sie unternimmt, und daß sie sich dadurch ein Recht auf dieses Ufer verschafft. Früher hat sie gewähnt, die Liebe gebe ihr solch ein Recht, aber die Liebe hat gelogen. Man muß es auf härtere Art erringen, durch ein mutiges Opfer.

Es ist gefährlich — sammelt sie ihre abschweifenden Gedanken. Jetzt muß sie wieder die tollkühne, beherzte, geschmeidige Anka wie in ihrer Jugend sein — die Wandin, die sich gleich einem Wiesel durch hohes Gras und niederes Dickicht winden kann.

Mögen die Weiber schwagen!

Sie wirft den Nacken zurück. Der Fluch zerrinnt in ihrem Ohr . . .

Von einem schmalen Ausguck sieht Komald sie davonschleichen. Fast hätte ihm das Zögern schon zu lange gedauert. Er handelt lieber mit jugendlicher Raschheit. Sonst wäre er dem Wendenspeer kaum entgangen.

Er meldet Hermenegild, daß Anka nun unterwegs ist. Dann geht er wieder an seinen Posten. Der Bogen liegt griffbereit. Wenn die Feinde morgen hier stürmen wollen, erwartet sie ein entschlossener Verteidiger mehr. Lieber allerdings wäre er im Säbrrhof bei den Männern.

Wieder sitzt Hermenegild für sich allein im Licht der Kerze. Die zweite, letzte ist schon tief herniedergebrannt. Ihr spärliches Glänzen erreicht nimmer das Haupt der Frau.

Die Bilder der Erinnerung sind zerstoßen. Der Vergangenheit bietet sich jetzt kein Raum. Zu mächtig drängt und stößt die wilde Gegenwart in jedes Herz. Sie duldet keine Nebenbuhlerin.

Anka ist für Hermenegild nun völlig in die draußen lauende ungeheure Finsternis entsunken. Wenn ihre Schwiegertochter die nicht bezwingt, bleibt Dietgrim ohne Hilfe.

Es scheint um ihn schlecht zu stehen. Freilich, ihn schützt der Herr der Himmelsaue nicht, weil er keiner von seinen Streitern ist.

In der morgennahen Stunde der Erschöpfung durchzittert Hermenegild Furcht vor dem Christengott, denn sie erlebt seine Macht nun zum zweiten Male. Wen er nicht schützt, der fällt. Thantmar ist gefallen – und jetzt Dietgrim – und doch beide in seinem Dienst, obwohl wider ihre innere Überzeugung.

Hermenegilds Augen starren zum Altar, zu dem holzgeschnitzten Kreuzifix. Das Haupt mit der Dornenkrone ist von Finsternis wie von einem Tuch umfangen, nur auf die Wunden-

male der Füße fällt noch der Schein der Kerze.

Sermenegild faltet die Hände und betet, um die Furcht vor diesem strengen Gott zu verschrecken. Es gelingt ihr. Schrecklich ist er in seinem Zorn, doch nicht für die Seinen, und ihm zugehörig fühlt sie sich jetzt.

Den Gott der Liebe nennen sie ihn, aber es ist die Liebe eines großen, starken Herrschers; er trifft seine Feinde auch mit der Schärfe des Schwertes. Ein anderer mag er wohl in den Klöstern sein als an der Grenze. Morgen wird er die Wenden verderben.

Nun fühlt sie sich wieder ganz beruhigt in der Tiefe ihres kraftvollen sächsischen Herzens.

Noch immer erliegt sie nicht der Müdigkeit. Wenn sie wacht, meint sie, hält ihr Glaube die Feinde von der Kirche fern. Schläft sie ein, endet aber das neue Wunder.

Das erste Wunder, dessen Gott sie gewürdigt hat, ist lange schwer zu tragen gewesen. Diese jetzt zögernd in Morgengrauen zerfließende Nacht der Bewährung aber hat ihr gezeigt, daß solch ein Schein um das Haupt auch in schlimmster Not Kleinmütige und Verzagte trösten kann. Zum ersten Male empfindet sie ihn deshalb nicht ihrer selbst, sondern der Schwachheit der anderen wegen als Glück.

\* \* \*

Ohne Zwischenfall erreicht Anka den Saum des Waldes. An ihm entlang schlängelt sich ein schmaler Pfad in der Richtung des Säbrhofes.

Die Nacht hat noch nichts von ihrer Schwärze verloren. Das ist gut. Wohl bietet der Wald Deckung, aber er bereitet auch Schwierigkeit. Jedesmal, wenn er den Pfad in sich aufnimmt, muß Anka einen Bogen außen herum machen. Sie fürchtet, das Krachen der dürren Äste am Boden könne sie sonst verraten. Auch das Rascheln des trockenen Laubes unter ihren Tritten, so vorsichtig und sacht sie die Füße setzt, ist in der großen Stille weithin zu hören.

Nun schiebt sich eine Wiese zwischen den Wald. Ehe Anka den Schatten der Bäume verläßt, wittert sie gleich einem Tier und späht ringsum. Nicht nur sie selber, auch den Feind deckt die Finsternis.

Die Wiese ist gemäht und spendet deshalb keinen Schutz, wenn man sich auch duckt.

Anka läuft geschwind, doch geschwinder fliegt ein Speer, der hinter ihr her geworfen wird.

Ihre Hand fährt zum Nacken. Jetzt erst spürt sie den Schmerz und schreit auf. Es rieselt warm. Sie taumelt und stürzt.

Springende Schritte eilen auf sie zu.

„Sab' ich dich!“ jauchzt es in wendischer Sprache. „Diesmal bist du mir nicht entwischt!“

Anka erkennt den siegtrunkenen Schützen an der Stimme. Sie fühlt, wie ihr das Leben mit dem Blute enttropft, aber noch ist sie ihrer Sinne mächtig.

„Nein, Dragowit, diesmal bin ich dir nicht entwischt“, gesteht sie ebenfalls auf Wendisch mit schicksalsergebener Bitterkeit.



Nun weiß sie, warum sie ihn immer hat fürchten müssen. Dann verwirren sich ihre Gedanken.

Dragowit kniet neben der hingefunkenen Frau.

In diesem Augenblick verschieben sich die dichten Wolken ein wenig. Zum ersten Male während der langen Nacht wird Platz für die halbe Scheibe des Mondes. Er scheint auf die Wiese und leuchtet, obwohl Nebelschwaden ihn hindern wollen, zwei Menschen ins Gesicht.

Dragowit hebt behutsam den zurückgefallenen Kopf der Frau. Er zittert dabei an allen Gliedern.

Narrt ihn ein Spuk?

— Anka? —

Die immer noch heimlich Geliebte, nie Ver-  
schmerzte . . .

— Wirklich Anka? —

Er stammelt ihren Namen.

Sie gibt keine Antwort.

Er steht. Er bittelt.

Ein Stöhnen . . . ein krampfhaftes Zucken . . .

„Anka!“

Nun nur noch ein Lallen, ein Röcheln.

Er preßt sie an sich, als könne er damit das fliehende Leben halten. Ihr Blut rinnt über ihn. Ein paarmal noch zuckt sie röchelnd, dann streckt sie sich und liegt ohne Bewegung.

Jetzt weiß er, daß sie tot ist. Da läßt er sie sanft ins Gras gleiten.

Er küßt ihren starren Mund.

„Vergib mir!“ fleht er. Sicher kann sie ihn hören, weil ihre Seele noch nahe ist. „Das

habe ich nicht gewollt! Das nicht! Nein — nein!"

Er verstummt jäh. Was nützen Beteuerungen? Sie können keine Tote wieder zum Leben erwecken.

Er starrt auf das bleiche Antlitz, in dem sich das ganze Licht dieser so lange lichtlosen Nacht zu fangen scheint. Alles rings umher hat er vergessen.

Jahrelang herbeigesehnte Stunde, da er Anka in seinen Armen halten kann, da sie ihn nicht abweist mit deutlichen Zeichen der Furcht!

Grausame Stunde, die ihn zum Mörder gemacht hat!

„Gott, furchtbarer Gott!"

Untreu ist er ihm geworden, zurückgekehrt zu den Göttern der Heimat. Nur hohler Klang in eines fremden Priesters Mund ist der Herr Christ ihm gewesen, nun aber zittert er vor dessen drohender Hand. Wehe, ein Gewaltigerer lebt als Triglav, Kugiäwit und Swantowit vereint!

Er hat dem Speer die Richtung gegeben.

„Sein ist die Rache!" hat einmal der Priester gedroht.

„Sein — die Rache!" stöhnt Dragowit vor sich hin.

Das Wort damals hat sein Herz nicht erreicht, aber die Rache erreicht es in dieser Nacht des Gerichtes, so daß er sich gleich einem mißhandelten Hunde unter Fußtrittten krümmt.

Rettung suchend, greift er nach den Händen der toten Frau. Sie sind feucht vom regenassen Gras und kalt.

Er schauert. Nein — da winkt keine Rettung. Schmerzhaft stoßen sich in seinem Hirn die Gedanken. Wild blickt er um sich und fletscht die Zähne.

Der Mond ist wieder fort, aber die schwindende Nacht beginnt fahl zu werden.

Dragowit hockt am Boden wie ein Raubtier, das, von allen Seiten umstellt, sich zur letzten Wehr setzen muß.

· Zur letzten, ohnmächtigen Wehr gegen den Rächer . . .

Allmählich mildert sich der wilde Aufruhr seines Herzens. Jetzt blickt sein Antlitz so starr wie das Totenantlitz neben ihm auf der blutgetränkten Erde.

Nein, er will nicht mehr leben. Wenn in einigen Stunden der Kampf von neuem entbrennt, wird er sich an den gefährlichsten Stellen den Streichen des Rächers darbieten. Nicht um den Sieg, um den Tod wird er fechten.

„Warte ein wenig, Anka!“ flüstert er zärtlich. „Dann wandern unsere Seelen gemeinsam über den Strom, zu einem Lande, das der Arm des Rächers nicht erreicht.“

Nachdem er das Wort gesprochen hat, duckt er sich, als müsse jetzt ein neuer Strahl der Vergeltung auf ihn niederfahren.

Regungslos wacht er bis zum Hellwerden bei der Toten, damit sich kein Nachttier an ihr vergreift. Dann schleicht er zum wendischen Lager hinüber.

Von seinen Freunden braucht niemand zu wissen, was hier geschehen ist. Diese Tat for-

dert kein Rühmen. Nicht eigene Kraft hat sie vollbracht.

Zu einem graugesichtigen Schatten ist der selbstsichere, blühende Dragowit geworden, überallhin verfolgt von einem starren Leichenantlig, das drängt:

„Komm . . . komm . . .!“ —

\* \* \*

Am hinteren Wall des Säbrhofs harren sie anfangs gespannt und dann mit Sorge auf die Rückkehr Komoalds.

Christoph rechnet bestimmt damit, daß Anka kommt. Wenn sie gerufen wird, muß die Frau auch in einer solchen Stunde da sein. Man soll nicht sagen, die Leute vom Säbrhof vernachlässigten ihre Pflicht. Schon deshalb wünscht er sehr, seine Mutter möge keine andere als Anka schicken. Diese selber wird doch auch wissen, daß sie etwas gutzumachen hat.

Der Garten ist vom Feinde frei. Man schiebt bis zum Walde Späher vor — der Frau, die man erwartet, entgegen.

Wo bleibt nur auch Komoald?

Sat er die Kirche gar nicht erreicht und seinen Auftrag nicht ausrichten können?

Oder ist die Kirche vielleicht schon in den Händen des Feindes — ohne Lärm schlau durch List überrumpelt?

Oder haben die Wendenposten Komoald und die Frau, die er geleitet, unterwegs gefangen?

Ach, es gibt, solange man hin und her erwägt, nur diese drei Möglichkeiten! Jede von ihnen birgt Unheil. Das allein ist gewiß, und

Zoffen wird zu einem törichten Spiel genararter Sinne beim Kascheln welken Laubes im Herbstwind.

Je mehr das Dunkel der Nacht an Kraft verliert, um so stärker beherrscht mit zunehmender Dämmerung Sorge die Herzen der Männer. Vor den schleichenden Tritten dieser grauen, ungerufenen Frau fliehen schließlich alle anderen Gedanken.

Inzwischen wälzt sich Dietgrim, von Schmerzen gequält, ruhelos auf seinem Lager umher. Ungeduldig reißt er ein paarmal den schlecht sitzenden Verband ab, so daß wieder Blut fließt. Es lindert das scharfe Schneiden, aber es nimmt die Kräfte mehr mit als solch ein Alter vertragen kann.

Wenn eine Frau da wäre!

Ein Hagestolz, ist er sein Leben lang durch die Gauen gezogen. In jungen Jahren hat er geschäkert und geliebt, aber gebunden hat er sich nicht. Später, als er Zeuge davon geworden ist, wie eng Haus und Ehe den Mann umpfählen, hat er die Einsichtigkeit als Vorzug betrachtet. Nun jedoch überfällt seine Seele trotzdem die Sehnsucht nach einer Frau. Das Bild seiner Mutter tritt ihm vor Augen. Es verschwebt und formt sich neu zu Hermenegilds Bild.

„Milde Hände!“ flüstert er im Siebertraum.  
„Milde Hände!“

An Anka denkt er nicht. Sie ist für ihn zu jung, steht weit außerhalb seines Kreises . . .

Als es hell genug ist, prüft man noch einmal die Waffen. Manche Schneide ist schartig ge-

worden und muß frisch geschärft werden. Gut, daß es nach dem großen gestrigen Verbrauch noch immer nicht an Pfeilen und Speeren mangelt! Die Streitärzte sind treffliche Arbeiter und halten etwas aus. Wahrscheinlich wird man sie zum Schluß am dringendsten brauchen.

Heute kann Hilfe von Magadaburg kommen. Sollte sie sich verzögern, wird man dennoch durchhalten. Die abgewiesenen Stürme erhöhen den Mut.

Voller Entschlossenheit erwartet man im Sährhof den neuen Tag. Selbst die Verwundeten tragen ihr Los leichter, weil jetzt die Bürde der Dunkelheit von ihnen genommen ist.

Östlich, über dem Strom, wächst aus dem Gedränge der schwarzen Wolken heraus, zerlegt wie eine Sahne, blutig das Morgenrot . . .

\* \* \*

Wendische Reiter sind am frühesten Morgen auf der Straße gen Magadaburg ausgeschwärmt. Sie kehren bald mit sichtbaren Zeichen des Entsetzens in fliegender Hast zurück. Einem läuft Blut von einem Sieb über die Stirn. Neben ihm springt ein reiterloses Pferd.

Markmannen — melden sie schreckensbleich dem Supan — die Erprobtesten, die Streitbarsten also aus allen Gauen, die zur Abwehr feindlicher Überfälle in den Grenzkastellen bereitgehalten werden — und an ihrer Spitze ein bewaffneter Mönch als Feldhauptmann des Christengottes. In ein paar Augenblicken schon können sie hier sein. Nur so lange wird

es dauern, wie ihre Pferde mehr brauchen als die rascheren Wendengäule. Schwergewaffnete sind es – da hilft nur eilige Flucht!

Dem Supan schmerzt der Kopf von der Speerwunde, die er gestern empfangen hat. Die ganze Nacht ist er schlaflos gelegen. Jetzt aber geht ihm in seinem dumpfen Schädel doch eine grausam helle Klarheit auf. Das Gerücht, die Markmannen seien nach Dänemark für König Serjold gegen die Godfriedsöhne in den Krieg geschickt worden, hat die Wenden be-  
logen.

Er reißt das Horn an den Mund.

„Auf die Pferde!“ schreit es von allen Seiten.

Wenn das Horn so dröhnend, aus vollen Lungen geblasen, in die vier Windrichtungen klingt, gibt es kein Zögern, droht Gefahr. Mischt sich aber in diesen Sammelruf noch das Wort ‚Markmannen‘, dann ist eine Niederlage nicht fern und man muß sich schleunigst aufs Pferd werfen, damit man einem Gemengelentgeht.

Selbst die Verwundeten, falls sie nicht zu schwer getroffen sind, schleppen sich aus den Häusern hervor. Mit eigener Kraft kommen die meisten nicht in den Sattel. Man hebt sie hilfreich hinauf. Einige allerdings stürzen gleich wieder herunter. Die läßt man liegen, ohne sich weiter um sie zu kümmern. Ein jeder kann nur noch an sich selber denken. Jammernd und fluchend kriechen sie in die Häuser zurück, bei der Heimkehr der Bauern eines elenden Todes gewiß. Darum sterben der Tapferste und der Feigste lieber jetzt gleich durch das eigene Schwert.

Wieder schreit das Horn.

Unmöglich die Flucht! — Sammeln zum Kampf!

Fester packen die Hände die Waffen. Nun es sich entschieden hat, daß kein rechtzeitiges Ausbiegen mehr möglich ist, erstarren die Gesichter zu harten Masken und die Herzen schlagen, wie gewaffnet in undurchdringliches Panzererz.

Entgegen dem Feind! Es eilt! Die Schenkel den Säulen in die Flanken gedrückt! Sonst wird man erbärmlich überritten.

Schon donnert der Boden unter Rosseshufen. Eine eiserne Woge, voran die gefällten Speere, brandet heran.

„Jetzt laßt uns allein es schaffen!“ ruft der Führer der Markmannen, der Markgraf Egbert, dem Bruder Vitalis zu, der neben ihm reitet. „Was jetzt kommt, ist keine Arbeit für einen geistlichen Mann!“

„Es ist Arbeit für Gott“, entgegnet der Mönch mit blitzenden Augen.

Er überragt den kurzen, stämmigen Markgrafen um einen Kopf. Der Schwertarm fühlt in sich drängende Kraft und das Herz den Mut der Väter, den das Klosterleben nicht hat zerreichen können.

Auf einem Stoppelfelde prallen sie gegen die Wenden. Auch diese strecken die Speere vor und werfen sich mit kühnem Schwung den schwerer Gewaffneten entgegen. Ihre einzige Aussicht, nicht überrannt und zertreten zu werden, steht und fällt mit der Slinkheit ihrer leichteren Kasse.



Der Boden des Stoppelfeldes ist durch den Regen zäh und klumpig geworden. Er hängt sich den kleineren Wendengäulen hemmend an die Hufe. Das Land scheint selbst mit einzugreifen in den Kampf. Den größeren deutschen Pferden dagegen tut es nichts. Sie erlahmen minder rasch.

Die Wendenspeere können die Koller der Markmannen nicht durchbohren. Nachdem sie an ihnen zum größten Teil zerbrochen sind, kämpft man fast überall nur mit Streitart und Schwert. Kraft schlägt derb zu, gewandte List weicht blitzschnell aus. Sizige, im Kriegshandwerk wohlerfahrene Gegner kreuzen die Klingen und krachen die Schilde aneinander.

Der Supan hat seine besten Leute um sich vereint. Sie wissen, sie kämpfen nicht um den Sieg, aber je mehr Blut fließt, um so unbändiger wächst der Taumel und stärkt ihren Widerstand. Schon mehrt sich die Zahl der Wenden, denen das fränkische Eisen so übel zugesetzt hat, daß sie das Schlachtfeld verlassen müssen. Auch manch feines Reiters lediges Ross bringt sich mit wilden Sprüngen gegen den Wald in Sicherheit.

Neben dem Supan sprengt Dragowit. Ihn allein hat der Kausch nicht gepackt. Das Erlebnis der Nacht wird auch von der lärmenden Woge des Kampfes nicht überschwemmt. Wie ein harter, scharfer Felsen ragt es aus den freisendenden Fluten. An ihm zerbrandet der Taumel.

Alle Sinne klar, sitzt Dragowit im Sattel. Das bleiche Gesicht der toten Frau, der so lange

geliebten, nie besessenen, winkt nahe seinen Augen auch im Wirbel der Kasse und Reiter, ohne Scheu vor dem drohenden Blitzen der Waffen. Trotzdem greift Dragowit mit Ungestüm an und verteidigt sich mit Bedacht, solange er den einen noch nicht erreicht hat, den schwertschwingenden Boten des zornigen Rächergottes, den Mönch.

Plötzlich reißt der Strudel ihn an seine Seite.

Er hebt die Streitart. Er starrt in den lodernden Brand der blauen Augen und schaudert. So zerlohnt der Rächergott den, der abtrünnig geworden ist!

Ins Ungeheure wächst das blizende Schwert des Mönchs. Schwach nur hebt Dragowit zur Deckung den Schild. Mit voller Schärfe fährt ihm der Langsax bei einer halben Wendung zur Flucht in den Nacken.

Ehe die Sinne ihn verlassen, spürt er noch, es ist dieselbe Stelle, an der sein Speer Anka getroffen hat.

Sterbend sinkt er vom Ross. Über ihn fort jagen die letzten Wogen der jetzt schon nicht mehr flutenden, sondern rasch in Einzelgefechten verebbenden Reiterschlacht.

Die Wenden fliehen.

Ihr Supan liegt mit zertrümmertem Schädel tot unter seinem gestürzten Pferd.

Es gibt kein Halten mehr. Die noch Widerstand leisten, drohen eingekreist zu werden. Auch sie müssen weichen.

Salb sind sie schon umzingelt. Nur der Weg zum Fluß scheint offen.

Sie eilen ihm zu. Das Wasser ist durch den Regen gestiegen. Vielleicht können sie die Fähre in Gang bringen.

An der Elbe aber schlägt ihnen ein scharfer Hagel von Pfeilen und Speeren entgegen. Die Bauern haben unter Christophs Führung, sobald sie über den Erfolg der Reiterschlacht im Klaren gewesen sind, mit leichter Mühe die schwachen Posten des Feindes überwältigt. Nun treiben sie die Fliehenden zurück, bevor diese die Fähre erreichen.

Wer von den verzweifeltsten Wenden sich retten will, sprengt an irgendeiner Stelle, die er gerade erreicht, blindlings in den Fluß. Der aber fordert auch seine Opfer für des Wassermanns Reich. Manches Pferd ist von dem wilden Streit zu hart hergenommen. Die Strömung reißt es fort und mit ihm den Reiter. Niemand zählt, wie viele auf diese Weise elend ertrinken.

Nur eine kleine zerbeulte und wunde Schar wird in Brennabor dafür zeugen, daß Triglavs Orakel getrogen hat. Keine Beute bringen sie heim, nicht einmal die Waffen und Kasse der Toten.

\* \* \*

Bei der Fähre, die gestern durch die Wenden bis zum Sinken mit Kornsäcken überlastet worden ist, reichen sich Bruder Vitalis und Christoph die Hand.

„Das Wiederkommen haben wir ihnen verleidet“, sagt der Mönch grimmig und hat dabei immer noch das Gesicht des Kriegers.

„Höchste Zeit ist es gewesen“, antwortet der Sährmann.

„Da hört, Herr Markgraf! Es war, Ihr seht es, nicht Bosheit, daß ich so getrieben habe.“

„Schade um Euch, Bruder“, bedauert Egbert. „Das Kriegskleid würde Euch besser anstehen als das mönchische Gewand.“

„Nun aber zu den Frauen“, schlägt Christoph vor.

„Saben die Wenden auch die Kirche berannt?“ fragt der Markgraf.

„Man hat mir gemeldet, sie sind ihr aus dem Wege gegangen“, erwidert Bruder Vitalis.

„Sonderbar! Sonst lockt sie doch vor allem das heilige Gerät.“

„Der Herr Christ hat die Kirche wohl in seine besondere Hut genommen.“

Jetzt trägt das Gesicht des Mönches wieder einen geistlichen Ausdruck. Das blutbefleckte Schwert an seiner Seite will zu diesem Antlitz gar nicht mehr passen.

Auch in der Kirche hat man schon erkannt, daß die Wenden das Schlachtfeld geräumt haben. Freude verdoppelt die Kraft. Das Tor ist in hastiger Arbeit von den Truhen und Balken überraschend schnell befreit worden. Jubelnd öffnen es die Frauen den Kettern. Die Burschen aber beginnen die Glocke zu läuten.

Sieg – Sieg!

Während neben ihm die Männer vor Glück schluchzende Frauen und Kinder umarmen, schweifen Christophs Blicke besorgt suchend umher.

„Wo ist Anka?“ fragt er seine Mutter.

„Pfl egt sie nicht im Säbrhof die Verwunden-  
ten?“

„Wir haben sie vergebens erwartet.“

Sermenegild erbleicht. „Dann ist Unheil ge-  
schehen.“

„Wir müssen sie suchen.“

Kasch erkundigt sich Sermenegild noch nach  
Dietgrims Befinden.

„Schlecht, schlecht!“ gibt Christoph nur kurze  
Auskunft.

Seine Gedanken sind jetzt nicht bei dem  
Oheim.

„Ist Anka mit Komoald gegangen?“

„Allein.“

„Allein?“

Es klingt wie ein Schreckensruf.

„Sie hat es so wollen.“

Einen Augenblick droht Mißtrauen Chri-  
stoph zu übermannen. Die Wendin . . .

Sermenegild sieht es, und es tut ihr weh.  
Ein sicheres Gefühl sagt ihr, daß dieses Miß-  
trauen ungerechtfertigt ist.

„Einer birgt sich leichter als zwei, hat Anka  
gemeint, und wir haben ihr nicht wider-  
sprochen.“

Der Sohn spürt, hierdurch nimmt seine  
Mutter die Verantwortung mit auf sich.

Das Mißtrauen zerfliebt.

Komoald und einige seiner Gefährten kom-  
men. Er weiß schon, daß Anka den Säbrhof  
nicht erreicht hat.

„Wir werden sie jetzt gleich suchen.“

Schuld bedrückt ihn. Er hätte sie doch nicht allein gehen lassen sollen.

Etliche Männer schließen sich an. Es ist besser, wenn man zu mehreren eine Kette bildet. Es können sich im Walde noch versprengte Wenden heruntreiben. Man muß auf der Hut sein. Verzweiflung macht oft waghalsig.

Im nassen Lehmboden einer Wiese entdecken sie die Spur von Ankas Sohlen. Hier also ist sie bestimmt gegangen. Sie schließen die Kette nun enger.

Am Waldrand eilen ihre Augen von Baum zu Baum. Der grau verschleierte Tag mindert die Sicht. Noch hängen Dunstfetzen an den gelbenden Zweigen der Büsche, und Schwaden umziehen das Grün der Fichten.

Schwer lastet Christoph das Herz. Er liebt die Frau doch — trotz allem, was geschehen ist.

Bohrend schmerzt ihn ein Vorwurf. Er hätte besser zu ihr sein müssen. Noch eben das Mißtrauen, wo . . . vielleicht schon . . .

Er wehrt sich dagegen, weiter zu denken.

„Anka! Anka!“ ruft suchend sein Herz.

Jetzt gelangen sie zu der Wiese zwischen dem Wald. Sinten, wo sie vor niederen Sträuchern endet, brauen Schwaden, zu Nebeln geballt. Hier sammeln sich wohl die Seelen der Toten. Gespenstisch erscheint es so den aufgewühlten Sinnen der Männer.

Komoald, der am weitesten außen geht, schreit auf.

Das Gellen des Entsetzens in seiner Stimme jagt alle anderen zu ihm hin. Dabei verliert

Christophs Herz seine allerlegte, armselige Hoffnung.

Von einer flachen Mulde wie von einem Lager umschlossen, liegt die tote Frau. Wachsbleich leuchtet ihr starres Gesicht matt in den trüben Morgen hinein. Ihre Glieder sind schon kalt und steif.

Die Blutlache kündigt, was geschehen ist.

Einer der Männer hebt den Speer auf.

Ein Wendenspeer . . .

An seiner Spitze klebt Blut.

Anfas Blut . . .

Erschüttert stehen die Männer und Burschen.

Noch vor kurzem nur von dem einen Wunsch erfüllt, Wunden zu schlagen und Leben zu vernichten, werden jetzt ihre Augen feucht bei dem Anblick dieser toten Frau und ihres Mannes, der mit zusammengepreßten Lippen neben ihr kniet. Fast wie ein Kind sieht sie aus, so schmal liegt sie im ungasflich nassen Gras — auch jetzt noch fremd, anders als die sächsischen Frauen.

Obwohl sie aber allen fremd geblieben ist, selbst dem eigenen Mann, hat sie nun trotzdem Heimatrecht an diesem Boden erlangt, weil sie ihn düngt mit ihrem Blut

Christoph hebt sie auf und nimmt sie in seine Arme.

Ein Schluchzen stößt ihn, so sehr er sich müht, es niederzuzwingen.

Ein Erinnern würgt ihm das Herz bis zum Stocken. Jahre ist es her — jung sind sie gewesen, glühend vor Leidenschaft — da hat er sie auch so getragen — damals am anderen Ufer — im Frühling.

Der lebenswarme, schmiegsame Körper ist leicht gewesen. Schwer lastet hingegen die steife Tote. Er muß vorsichtig Schritt für Schritt setzen, damit er nicht stolpert.

Sart ist solche Heimkehr vom Sieg.

Gesenkten Hauptes wie nach einer verlorenen Schlacht folgen ihm die Gefährten.

\* \* \*

Noch am gleichen Mittag werden vierzehn gefallene Markmannen ehrenvoll zu Süßen der Kirche bestattet.

Als Bruder Vitalis die Leichen einsegnet, hat er wieder das harte Gesicht eines Feldhauptmannes, und von so einem könnte auch die Predigt sein, die er den Kriegern und Bauern hält. Die Toten haben in Treue dem Kaiser gedient und dem größeren Lebensherren Jesus Christ. Zum Lohn werden sie nun einen Platz auf der Himmelsaue erlangen, wo immerdar die Brunnen der Freude und Fülle fließen. Wie Jubel klingt es in das Glockenlied des Kirchleins.

Für die erschlagenen Heiden, nahezu hundert, läutet die Glocke nicht. Mit Hilfe der Markmannen schaufelt man im Walde ein paar tiefe Gruben aus und wirft die Leichen hinein. Große Quadertrümmer, die noch vom Bau übriggeblieben sind, wälzt man darauf, um zu verhindern, daß die Toten wiederkehren und Rache nehmen.

Von nun an wird dieser Teil des Waldes ein furchtsam gemiedener Ort sein. Gern läßt man den Geistern der Nordbrenner Raum, damit



sie nach Mitternacht dort umgehen und über ihre Sünden klagen, wie es Verfluchten gebührt. Niemand betet für sie, ihnen die Bürde der Friedlosigkeit zu erleichtern. Reißende Wölfe sind sie gewesen, und man kann sich, aufgewühlt vom Zornmut, nicht vorstellen, daß drüben am anderen Ufer vielleicht auch Mütter und Frauen ihrer im bitteren Schmerz der Verlassenheit trauernd gedenken. Fühllos, unmenschlich steht zwischen hüben und drüben wieder der Saß, trennender als der Strom.

Anka hat man in der großen Stube des Sährhofes aufgebahrt. Sie soll erst morgen bestattet werden, damit, der Sitte gemäß, die Leute des Dorfes von ihr Abschied nehmen können. Ebenso geschieht es auch mit Humfried, dem Herrn des Lichenhofes, und mit dem Schmiedknecht Odo.

Am späten Nachmittag finden sich Männer und Frauen zahlreich im Sährhof ein. Sie drücken Christoph und Hermenegild teilnehmend die Hand. Dann werfen sie einen scheuen Blick auf das abweisend fremde Totenantlitz, während sie einen alten Spruch oder ein neues Gebet murmeln.

Von diesem äußeren Beileid bleibt jedoch ihr Herz im tiefsten unberührt. Zu wild ist es noch zerworfen durch die Pflugschar eiserner Tage. Zu drückend lasten die eigenen Sorgen, da fehlt die Muße, die innere Hingabe an die Teilnahme. Man hat sich die Zeit für den Trauerbesuch nur abgestohlen. Das wüste Durcheinander und die Zerstörung daheim nehmen alle Gedanken in Anspruch. Ohne seine Kile zu bemänteln,

hastet man wieder nach Hause, denn die rasche Dunkelheit des trüben Herbsttages wird heute der Arbeit ein frühes Ende setzen. Nur gut, daß man wenigstens ein unbeschädigtes Dach überm Kopf weiß und allmählich aus der Kirche vielerlei gerettete Habe zum Vorschein kommt, die man schmerzlich entbehren würde.

Die Markmannen haben kurz nach Beerdigung der getöreten Wenden das Dorf verlassen. Der Feldzug ist noch nicht zu Ende. Nur die Verwundeten bleiben zurück. Ohne Aufschub jagen die anderen ihre inzwischen ausgeruhten Pferde durch Aue und Wald, um nach flüchtigen Wenden zu fahnden. Vielleicht haben sich auch in den Einöden hier und da welche eingemistet. Man muß das Land schleunigst von dieser Fectenbrut säubern, ehe sie, vollgefogen, Zeit zum Entkommen findet . . .

Bruder Vitalis besucht unermüdlieh Hof um Hof. Er möchte jetzt gleich feststellen, was mangelt, und aus Magadaburg raschestens Ersatz für das Zerstörte herbeischaffen. Die irdische Welt fordert ihr Recht. Obwohl es nur Sorgen um Hausrat und Werkzeug sind, nimmt ein treuer Lebensmann Jesu Christi doch auch diese hilfreich auf sich.

Als er, beladen mit den mannigfachsten Wünschen seiner Gemeinde, ins Fährhaus heimkehrt, senkt sich schon das Dunkel über den ereignisreichen Tag, über Kampf und Wunden, Wiederfinden und trennendes Sterben.

Sein erster Gang gilt der Toten.

In ihrer Gegenwart verweht der alltäglichere Kummer der anderen wie Spreu.

Betend steht er vor dem blumengeschmückten Lager und schaut in das wachsbleiche Antlitz. Es ist schmal und um die Backenknochen sehr kantig geworden, beraubt aller früheren Weichheit, von fast männlicher Härte. Die Spannung der letzten, vernichtenden Stunde steht unauflöslich in diesen Zügen. Auch das flackernde Schimmern der Kerzen mildert die Strenge nicht, sondern läßt nur die Schatten größer und schärfer erscheinen.

Als er die Bitten um Erlösung und um Aufnahme in die selige Schar der Himmelsaue vollendet hat, verweilt er fürder regungslos mit gefalteten Händen. Hermenegild und Roswitha, die, von ihm unbeachtet, die Totenwache halten, wädhnen in ihrem Halbdunkel, er bete weiter, obwohl seine Lippen sich nicht mehr bewegen.

Sie irren. Seine Gedanken sind völlig zur Erde niedergestiegen.

Sehnsucht packt ihn plötzlich, die tote Frau möge noch einmal die Augen aufschlagen. Sie sind schön und tief gewesen. Keine Frau hier besitzt solche Augen. Ihr Glanz würde sofort die Härte dieses blutigen Sterbens tilgen.

Er weiß, sie hat sich in ihren Gedanken mehr mit ihm befaßt als einem Eheweib ziemt, und er hat wärmer für sie empfunden als die Ordensregel einem Priester gestattet.

Es ist nichts geschehen.

Nein — denn er hat sich ihr gegenüber mit keinem Worte offenbart. Nur auf dem Pergament der Psalterabschrift haben ihm seine Wünsche die Hand geführt, und nun hat eine

Maria mit dem Jesuskinde in ihrer Gebärde etwas von dieser Frau bekommen, so daß er sie darin wiederfinden wird zur bleibenden Erinnerung. Vielleicht sogar – es mag Sünde sein – wird er in den Stunden der Versunkenheit die Muttergottes sich manchmal vorstellen wie Anka.

Es ist nichts geschehen.

Er hat seine Wünsche im Zaum gehalten, aber er hat seine Grenzen gespürt. An tausend Weibern ist er begierdelos vorbeigegangen. Diese fremde Frau aber hat eine dunkle Tiefe in ihm aufgerührt.

Er trägt keine Schuld daran, und sie trägt keine Schuld.

Sehr klar scheint dies alles. Und doch, nun er im Angesicht des Todes alle dunklen Fährden zweier Menschenherzen gegeneinander abwägt, meint er gleich selber vergehen zu müssen an dem Übergewicht furchtbarer Einsamkeit und unbegreiflichen Zwiespaltes.

Mit einem zitternden Seufzer des gepreßten Herzens reißt er sich endlich los. Die Erde will auch ihr Recht, und sie ist fordernd da vor der Ewigkeit. Wer in Saft und Kraft steht, kann sich ihr nicht ganz entziehen.

Viel verschlungen sind unsere Wege, ehe sie ins Licht münden. Trotz aller Finsternis ist Bruder Vitalis davon durchdrungen, daß es einst auf der Himmelsaue bestimmt geschehen wird. Dieser sichere Glaube rettet ihn aus der aufgewühlten Stunde voller Schmerz und Widerspruch in die innere Stille einer geläuterten Trauer hinüber. Er gibt ihm ein

Empfinden der Stärke und führt ihn von der Grenze zwischen Leben und Tod zurück in die Welt.

„Wo ist Christoph?“ fragt er die Frauen, die er jetzt erst zu bemerken scheint. Vorher ist für ihn nur die Tote hier gewesen.

Er hat das Gefühl, an diesem Tage gehören er und der Vetter zusammen, durch einen und denselben Faden der Wurt miteinander verknüpft.

„Oben“, erwidert Hermenegild.

Er nickt dankend und geht ohne ein weiteres Wort.

Im Söller findet er Christoph, dicht umspinnen von grübelndem Leid.

„Warum — warum?“ fragt der Sährmann den Priester. Der muß doch eine Erklärung geben können.

„Gott weiß es allein.“

Es klingt Christoph wie ein Ausweichen.

„Ich habe sie zu wenig lieb gehabt!“ stöhnt er schmerzlich.

Die Klage trifft Bruder Vitalis mitten ins Herz. Zu wenig lieb gehabt! Wer mag sich zu behaupten trauen, er habe einen Menschen lieb genug? Zu viel denken wir stets nur an uns selbst, suchen uns und immer wieder uns im anderen. Eigensüchtig bleiben wir, auch wenn wir es nicht sein und unsere Natur verleugnen wollen.

„Sie hat nun überwunden“, sagt er tröstend.

Es klingt ihm leer, aber wer kann in Worte fassen, was nur das tiefste Herz versteht!

Sie gehören in dieser Stunde zusammen und doch darf er dem Vetter nicht sagen, wie ihm zu Mute ist. Sonst kränkt er den Trauernden und trübt das Andenken der toten Frau. Ein mißverstandenes Wort würde Unheil für immer stiften. Darum ist es besser, sich nicht zu offenbaren, einsam zu bleiben.

Er streift mit einer leichten Bewegung über sein geistliches Kleid, als wolle er sich dadurch das eigene Wesen körperhaft fühlbar machen. Straßenschmutz und Wendenblut haben die Toga besudelt, der wilde Kitt und der Kampf-wirbel sie an mehreren Stellen zerschligt. Dennoch bleibt sie ein geistliches Gewand — sie scheidet und unterscheidet.

Er muß aufhören, an sich selber zu denken. Christoph ist nicht nur sein Vetter, ist ein Glied der Gemeinde und kann deshalb nach so schwerer Heimsuchung vom Priester Beistand erwarten.

„Über ein Kleines wirst du dein Weib wiedersehen“, sagt er voll lebendiger Hoffnung.

Die Kraft dieser Worte verwandelt Christophs schattengraues Gesicht und mildert die Starrheit der hoffnungslosen Trauer.

„Wiedersehen!“

Seine Augen glänzen.

Er hat es schon einmal gehört — als sein Vater bestattet worden ist. Da aber hat es ihn nur oberflächlich getroffen. Jetzt hingegen dringt es tief in seine Seele — wie ein Samenkorn, das gleich zu keimen beginnt.

Hoffnung keimt es — Grün über verwüsteter Scholle.

„Quäle dich nicht mit nutzlosen Selbstwürfen!“ fährt Bruder Vitalis fort. „Weder du bist schuld, daß dieses Ufer deiner Frau keine Heimat geschenkt hat, noch sie ist schuld gewesen, daß sie aus deinen Kindern keine Sachsen hat machen können. Ihr habt beide in euch den Strom nicht überwunden – vielleicht weil dies heute noch keiner vermag. Sie aber hat sich den Fleck Erde, wo sie ruhen wird, teuer erkaufte. Friede sei mit ihr!“

„Friede sei mit ihr!“ wiederholt Christoph, und seine Stimme bebt.

So sind nun die Gedanken der Männer von neuem vereint bei der Frau. Ja, die zwei gehören doch zusammen in dieser Stunde, weil die Wurt sie bindet. Daran ändert auch Verschwigen nichts.

Nach einer Weile legt Christoph die geballte Faust auf den Tisch. Aus seinem Gesicht ist jetzt alle Weichheit entwichen.

„Wir hier an der Grenze“, sagt er fast drohend, „wir geben nicht nach. Wir bauen – es wird zerstört – wir bauen wieder. Die drüben werden uns nicht vertreiben.“

„Nein – denn es kommt die Stunde, da werden wir ihre Herren sein.“

Was der Mann im Mönchsgewand so scharf und entschieden verkündet, klingt gar nicht priesterlich. Sarter Sachsentrog flirrt in seinen Worten.

Da Christoph fast ehrfürchtig mit wartend erhobenem Haupte schweigt, fügt Bruder Vitalis hinzu:

„Nicht immer trennt der Strom.“

„Noch tut er es“, wendet der Serge mit frisch erwachendem Schmerze ein.

Anka und er haben ihn nicht überwinden können — da hat der Vetter recht gehabt. Nur Leidenschaft bezwingt die Grenze, nicht die milde Liebe des Herdes. Dafür ist es noch viel zu früh.

Ein Wort seiner Mutter klingt in ihm, so deutlich, als habe sie es erst heute gesprochen, und ist doch Jahre her. Seine Zeit, der Christoph voraus sein wollte, weil er liebte — nun hat sie ihn dennoch ereilt und sein Herz zertreten.

Gut, daß die Entgegnung des Veters leidenschaftlich laut erfolgt, sonst würde sie wohl an dem Sergen ungehört vorbeiziehen.

„Eines Tages hält uns auch der Strom nicht mehr auf.“

In den Worten des Bruders Vitalis hallt merkbar die heutige Schlacht nach. Vieles, was in ihm das mönchische Leben zurückgedrängt hat und was es doch nicht hat ausrotten können, ist durch den wogenden Reiterkampf in Bewegung geraten. Als ob ein anderer Mensch aus ihm spreche, dünkt es ihm selber — einer, der nicht lieblos aus der schwer verteidigten Heimaterde herausgerissen worden ist — einer, der wurzelt.

Die niedere Stube wird ihm plötzlich zu eng. Er sehnt sich nach dem hohen Himmel, nach Luft.

„Ich will die Kirche schließen.“

Es kommt ihm sehr gelegen.



Er geht fast eilig — nicht nur, weil es schon dunkelt, sondern vor allem, weil die Unruhe in ihm Bewegung braucht.

Draußen atmet er mit tiefen Zügen die feuchte Kühle des Herbstes. Noch türmen sich Wolken von Westen her, aber der Abendstern flimmert, unangefochten, klar und rein.

Schwarz drängt der Wald gegen die Kirche an. Schwerfällig hockt sie auf dem niederen Hügel. Trotzdem ist Bruder Vitalis heute mit seinem Werk zufrieden. Der Herr der Himmelsaue hat es gesegnet. Mag es auch nur bescheiden sein, so ist es doch das geworden, was es hat werden sollen, — eine Zuflucht der Seele und des Leibes in höchster Not, eine feste Burg gegen die Feinde Gottes und des Sachsenvolkes.

Noch herrscht im Innenraum Unordnung. Mancherlei Hausrat liegt herum. Morgen erst wird man Zeit finden, ihn heimzuholen. Truhen stehen da, und Bruder Vitalis muß vorsichtig sein, daß er in der Dreiviertel-dunkelheit über die am Boden liegenden Sperrbalken glücklich fortkommt. Es verdriest ihn aber nicht. Er ist damit zufrieden, weil die Kirche nach diesen Tagen schwerer Beanspruchung wie jemand aussieht, der seine Pflicht getan hat.

Bruder Vitalis denkt an sein schmutziges, blutbespritztes, zerrissenes Kleid.

„Ja, wir haben beide unsere Pflicht getan“, flüstert er in die dunkle Kirche hinein.

Er tastet zum Altar und spricht ein Dankgebet. Dann schließt er die Tür.

Es ist ihm, als schließe er damit diesen Tag ab – und nicht nur diesen Tag, sondern ein Stück seines Lebens, das sich bewährt hat.

Als er über die Wiesen heimzu geht, hört er ein Pferd wiehern. Bald danach taucht es aus der Dunkelheit des Waldes auf und trabt ihm nach.

Er bleibt stehen. Da verhält es ebenfalls in einiger Entfernung, sichernd.

Schwarz hebt es sich vom helleren Himmel ab.

Es ist ein reiterloses Wendenpferd.

Bruder Vitalis lockt es. Zur Antwort wiehert es noch einmal und trabt langsam näher.

An Menschen gewöhnt, scheint es des einsamen Herumstreifens überdrüssig. Vielleicht auch flieht es vor dem Tod, der seinen verwundeten Herren irgendwo im Walde ereilt hat.

Ohne Mühe fängt Bruder Vitalis es ein.

So kommt er mit einem Pferde nach Hause.

Vielleicht will Gott ihm damit bedeuten, daß er sich nicht hinter Pergamenten und geistlichen Studien wird vergraben dürfen, daß sein Weg wieder in die Welt hineinführt, in die laute, unruhvolle Zeit.

Die Klosterbrüder zu Fulda würden missbilligend die Köpfe schütteln, aber hier, so nahe der Grenze am Strom, wird Gedanke und Tat anders gewogen – wägt auch Gott anders.

Er und Bruder Vitalis verstehen sich . . .

\* \* \*

Trog der schweren Schulterwunde hält sich Dietgrim am Leben, aber er siecht unheilbar dahin. Tagelang rührt er sich kaum vom Lager, dann scheint plötzlich die alte Kraft wiederzukehren. Er steht auf und sitzt bei den anderen. Nach einer Stunde oder zwei wird er allerdings schon zum Umfallen müde und muß sich eilig von neuem niederlegen.

So treibt er es, selten in sein Schicksal ergeben, meist voller quälender Ungeduld, den ganzen Winter bis tief ins Frühjahr hinein. Wenn er erst im Freien sitzen kann, zieht ihn dies vielleicht etwas von seinen Schmerzen ab und verkürzt ihm die Langeweile. Er schleppt sich deshalb ein paarmal in den Garten. Dort gibt es allerlei zu sehen, weil man eben daran arbeitet, die letzten Spuren der Verwüstung zu beseitigen. Mehr noch als in der engen Stube merkt aber Dietgrim hier draußen, wie mürbe er unterdessen geworden ist. Der, gegen den kein Kraut gebaut wird, auch nicht im Klostergarten zu Magadaburg, sitzt schon in ihm und frisst ihn aus, daß nur noch die dürre, narbige Schale bleibt.

Der früher leicht Bewegliche, nicht gern an einem Ort Haftende leidet bitter unter der zunehmenden Schwerfälligkeit. Es hat ihn immer geschreckt, auf dem Stroh zu sterben. Nun ist er im Alter noch einmal zum Streit entboten worden, und es hätte eine besondere Gunst der Wurt sein können. Zu Mißgunst aber haben die Fäden sich verknotet. Wäre er an der Wunde gleich gestorben, dann hätte sich ihm der Weg zu den Helden in Walhall er-

schlossen. Nun aber wird seine geschiedene Seele zwischen Erde und Himmel im Bodenlosen schweben oder niederfahren zu den Schatten der bleichen Sel, bei denen sie kaum einen der alten Kampfgefährten treffen und darum sehr einsam bleiben wird. Die Aussicht auf ein solches unrühmliches Ende schmerzt Dietgrim schärfer als die zerhauene Schulter . . .

Ein warmer Maitag will nachholen, was der kühle Ostermond wetterwendisch versäumt hat.

Die dumpfe Luft der stickigen Stube preßt Dietgrim folternd den Atem in der Brust. Man trägt ihn zur Laube. Von hier sieht man ein Stück Wiese, den Wald und die hohe Kuppel des Himmels.

Sermenegild leistet dem Schwager Gesellschaft. Das Laubwerk des Geißblattes ist dicht und üppig, darum brauchen sie den Regen des nahenden Gewitters nicht zu scheuen.

Lieber sogar hier draußen naß werden als drinnen elend ersticken, meint Dietgrim, denn es geht ihm heute sehr schlecht.

Schwarz ballen sich die Wolken. Fern zucken ein paar Blitze über den Himmel. Dumpf grollen Donner.

Die Hauptschlacht tobt in der Ferne. Sie dringt nicht bis hierher. Nur ein sanfter Regen rauscht, und auch der geht bald vorüber. Schon bricht die Sonne durch, und die tausend Tropfen am Laub schimmern wie Perlen.

Dietgrim hebt die Hand, aber seltsam schwer und steif.

„Da!“

Es klingt heiser vor Erwartung.

Er deutet gen Himmel und kann selber den Blick nur noch nach oben richten.

Siebenfarbig umspannt, nirgends unterbrochen, ein Regenbogen Nähe und Ferne.

„Walhalls Tor steht breit offen“, stammelt lächelnd der Alte mit kaum vernehmbarer, doch von jeder sorgenvollen Bitterkeit befreiten Stimme.

Er hat Odins Ruf vernommen. Die Zeit ist fast erfüllt. In der Schildbedeckten, hohen Königshalle sammeln sich schon die Einherier für den Entscheidungskampf um Himmel und Erde. Bald darf er bei ihnen sein. Weder feige Schwäche noch ein gebrochener Treuschwur verlegen ihm den steilen Pfad.

„Ich komme“, flüstert er leidenschaftlich.

„Ich . . . komme . . .“

Die Starrheit des nahenden Todes kann seinem Antlitz den Ausdruck hellen Glückes nicht rauben, den es seit den Jahren hoffnungstrunkener Jugend in dieser letzten Stunde zum ersten Male wiederbekommen hat. Des Erdenlebens langer, schwerer Streit ist ohne Unterliegen geendet.

„Ich sehe schon den Adler und das Wolfsfell“, ringt es sich nach einer Weile, viel klarer als zuvor, aus zuckendem Munde.

So spricht einer, dem eine wolkige Ferne sacht ihre Rätsel entschleiern.

Hermenegild begreift und nickt nur stumm.  
Sie wartet, daß Dietgrim noch einmal die Lippen öffnet, aber er schweigt, von dichterem Schatten umfassen.

Sie möchte die Hände falten und beten.

Aber zu wem?

Zu den alten Göttern kann sie nicht mehr beten, da sie sich unerreichbar weit von ihnen entfernt hat. Der Herr der Himmelsaue jedoch mißachtet Walhall.

Dietgrim sinkt gefällt zurück, die brechenden Augen nach oben offen. Einige rasselnde Atemzüge — eine hilflose Bewegung der Hände — ein Strecken — dann Stille.

Der Regenbogen schimmert im höchsten Glanz. Die Seele Dietgrims hat Zeit, die schwingende Brücke zwischen Erde und Himmel zu betreten.

Sehr langsam verblaßt das große Leuchten.

Nun erst drückt Hermenegild dem Toten die Augen zu. Dann holt sie ihren Sohn und Kasso, damit sie den Alten ins Haus tragen.

So hat er den verschütteten Weg nach Walhall doch gefunden — letzter Heimkehrer aus einer zertrümmerten Welt. Umsonst wartet Sel auf ihn im Lande der Schatten.

Als der Regenbogen zerfließen ist, liegen Wälder und Auen wieder in grauem Nebeldunst. Keine Ferne scheint es mehr zu geben.

\* \* \*

Etliche Wochen sind seit Dietgrims Tod vergangen.

Ein schöner Sommertag reift Korn und Beeren. Herb duftet im Ufergebüsch der Liguster, der letzte blühende Strauch des Jahres.

Wieder lustwandelt Hermenegild mit ihrem Sohn auf dem schmalen Pfad am Fluß. Dann setzen sie sich, wie beide es gern tun, in die Fähre hinein und blicken den langsam daherkommenden Wellen entgegen.

Stumm sehen sie dem nassen Spiel eine Weile zu.

„Ach, tot ist die Fähre!“ flagt Christoph. „Da irrt sich der kluge Bruder Vitalis, wenn er meint, daß dieser Strom einmal keine Grenze mehr sein wird.“

Seit Ankas Tod scheidet er auch in Christophs Herzen unüberschreitbar zwei Ufer.

„Sat Wulfram“ — Hermenegild kann noch immer nicht ‚Bruder Vitalis‘ sagen — „das behauptet?“

Sie fühlt sich den Gedanken des Neffen gar nicht fern.

„Am Abend des Sieges über die Wenden ist es gewesen, als Anka . . .“

Seine Worte versickern wie Wasser im Sand.

Er schluckt. Seine Augen sind grau verhangen.

„Wulfram hat für die Kraft der Sachsen einen sicheren Sinn“, folgt Hermenegild immer näher den Gedanken des Neffen.

Christoph deutet über den Fluß.

„Ihre Herren würden wir eines Tages sein, hat er prophezeit.“

Ungläubig klingt es. Dann müßte man ja den trennenden Strom bezwingen, vor allem auch im Herzen.

Hermenegild kann ihre Blicke nicht vom anderen Ufer abwenden. Sie werden gebannt, um zu erkennen, was noch nicht ist. Vor ihr schweben viele Gestalten – Dunst und Nebel – herbstgleich wallend trotz des hellen Sommertages.

Sie muß sich an der Fähre festklammern, weil ein Taumel ihr jedes Gefühl der Sicherheit raubt. Mit leerem Hirn vermag sie nicht zu denken, nur zu schauen. Deshalb spricht sie stoßend und entrückt, wie aus tiefem Schlaf:

„Einst fällt Brennabor, die Burg der wendischen Herzöge, durch die Macht des ersten deutschen Königs aus Sachsendeschlecht.“

Von ihren eigenen Worten erwachend, streift sie mit der Rechten über die Stirn.

„Was habe ich gesagt?“

Mit bebender Stimme wiederholt Christoph:

„Brennabor fällt durch die Macht des ersten deutschen Königs aus Sachsendeschlecht.“

Stumm sitzen Mutter und Sohn mit gesenkten Häuptern.

Das Wasser fließt – murmelt – fließt.

Endlich bricht Hermenegild das Schweigen. Noch immer hat ihre Stimme einen fernen Klang.

„Großes ist uns verkündet worden, also wird es geschehen.“ Sie schauert leise. „Fern jedoch muß jene Zeit noch sein – sehr fern.“



Ich sehe nur in Dunst und Nebel alles ver-  
schwimmen. Wir werden es nicht mehr er-  
leben."

"Für uns bleibt dies hier die Grenze?"

"Die blutig umstrittene Grenze."

"Wir werden sie halten."

Christophs Saust liegt auf der Brüstung der  
Fähre.

"Für den deutschen König aus Sachsen-  
geschlecht."

Feierlich klingen seine Worte in die Stille der  
trägen Sommernachmittagsstunde hinein.

Unfeierlich glückt der Fluß.

Er wird das Verkündete erleben.

Grenzen sieht er von Menschenhand ge-  
schaffen werden und schwinden. Ihn be-  
kümmert keine. Er strömt durch die Weite und  
tränkt die Lande, gleichgültig, welchem Herren  
sie gehören, und folgt nur dem einen unstill-  
baren Drang — zu münden im Meer . . .

---

Von Hans Friedrich erschienen:

Die Mauern von Trostenberg, Roman

Der Fels überm Abgrund, Roman

Bibliographisches Institut, Leipzig

Die gnadenlose Ferne, Roman

Atalante, Roman

Weltbund-Verlag, Samburg

Das Haus unterm Schicksal, Roman

Peter J. Westergaard, Berlin

Dismas Koller der Schäfer, Roman

Der Flößerherrgott, Roman

Vieweg-Verlag, Braunschweig

Die Verwandlungen des Sing Lo,

ein Gedichtbuch, herausgegeben unter Förderung  
der Stadt München

Paul List Verlag, Leipzig

Um es gleich zu sagen, es ist dies einer der reifsten und schönsten Lyrikbände, die in der letzten Zeit erschienen sind. In ungefähr vierzig Gedichten ist zu den tiefsten Problemen des Lebens Stellung genommen. Die ganze Schöpfung bis zur stummen Kreatur, bis zum Stein ist einfühlend, mitfühlend beseelt und befelegt. Es ist des Dichters Vermächtnis aus sechzehn Jahren einer großen Reise.

Joseph Maria Luz in einer biographischen Skizze über den Dichter.

---